

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft* **112** *Frühjahr 2015
EUR 7,80*

verrottet

Universität

verrostet

Industriekultur

verbummelt

Städtepartnerschaft

Literatur

Konstantin Ames, Hans-Jürgen Greif,
Jörg W. Gronius

Galerie

Lichtinstallationen von Daniel Hausig

Rezensionen



saarbrücker hefte Nr. 112, Frühjahr 2015

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Bernhard Dahm, Jörg W. Gronius, Bernd Nixdorf,
Josef Reindl, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes (v. i. S. d. P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbrücker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Kaiserstr. 115, 61169 Friedberg
Telefon: 06031 6726425, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Konstantin Ames, Eva Bense, Georg Bense, Mirka Borchardt, Julian Bernstein, Dirk Bubel,
Winfried Busemann, Tobias Fuchs, Sabine Graf, Hans-Jürgen Greif, Jörg W. Gronius,
Ulrich Herb, David Lemm, Bernd Reichelt, Josef Reindl, Stefan Ripplinger, Schlomo Rülff,
Herbert Temmes, Fabian Trinkaus, Christoph Vatter, Myriam Weidmann

Abbildungen:

Julian Bernstein (Universität), Thomas Langhammer (Industriekultur), David Lemm
(Leerstand), Nicole Lieberman (Argentinisches Tageblatt), Michael Riedel (Pavillon), Herbert
Temmes (Industriekultur, Georgien, Lalebuch), Myriam Weidmann (St. Ingbert)

Titelabbildung:

Herbert Temmes

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-531-7

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH
und unseren Werbepartnern

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

112

Inhalt

Editorial	5	»Sag zum Abschied leise Grewenig«
Industriekultur	7	<i>Josef Reindl</i> Das Elend (mit) der Industriekultur
Universität	22	Das saarländische Fenster in die Welt Zur aktuellen Situation der Universität des Saarlandes
	31	<i>Dirk Bubel</i> Spar-Geist-Uni
	32	<i>Julian Bernstein</i> Zweistufiges Verhungern am ausgestreckten Arm Wie ein Land seine Universität ruiniert
Städte- partnerschaft	36	<i>Herbert Temmes</i> Eine Reise weitwohin Über ein fernes und zugleich nahes Land: Georgien
	38	»Wir haben gesungen und gefeiert als seien wir immer schon miteinander verwandt gewesen« Anmerkungen von Marianne Granz, Ministerin a. D., zur Städtepartnerschaft mit Tbilissi/Georgien
	43	Kataster statt Kalaschnikow Ein Gespräch mit Gerhard Laux über die Einführung des Kataster- und Grundbuchwesens in Georgien seit Mitte der 1990er Jahre
Großes & Kleines	47	<i>Sabine Graf</i> Wer Gefühle zeigt, hat schon verloren Michael Riedels Entwurf für die Gestaltung der Fassade des Vierten Pavillons
	54	<i>David Lemm</i> Den Leerstand in den Köpfen beseitigen Sehnsüchte, Utopien, Träume: Saarbrücker Initiativen verwandeln leerstehende Gebäude in Kreativräume
	59	Wie die Laleburger ihr Rathaus aufgeführt und der Fenstern ver- gessen haben
	62	<i>Ulrich Herb</i> Par ordre du mufti: Wir haben ein Image von der Stange
Galerie	65	<i>Daniel Hausig</i> Lichtinstallationen

- Literatur** **72** *Konstantin Ames*
 Zuß, Staub auf der Romantischen Straße
 Völklingen (Verb, 670 x 100 mm)
- 75** *Jörg W. Gronius*
 Vor dem Einstieg
- 78** *Hans-Jürgen Greif*
 Les yeux de l'ogre
- 83** *Jörg W. Gronius*
 Traumwohnungen & Götter
 Gedichte und Anrufungen
- Zeitgeschichte** **89** *Tobias Fuchs*
 Das Warenhaus und die Familie
 Die Joseph Levy Witwe AG und ihre jüdischen Besitzer
- 98** *Myriam Weidmann*
 »Arisierung« und Entschädigung in St. Ingbert
 Die Verlustgeschichte einer jüdischen Gemeinde im Saarland und der
 Versuch der Wiedergutmachung
- 107** *Schlomo Rülff*
 Abstimmungskampf
- 113** *Fabian Trinkaus*
 Krise, Umbruch, Langzeitfolgen
 Der Erste Weltkrieg in Neunkirchen
- 119** *Bernd Reichelt und Tobias Fuchs*
 Krieg und Spiele
 Die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf den Fußball im
 saarländisch-lothringischen Grenzraum
- 126** *Georg Bense*
 Großvater, warst du ein Held?
- Fenster nach** **132** *Mirka Borchardt*
draußen Der Niedergang des Argentinischen Tageblatts
 Die traurige Geschichte einer deutschsprachigen Auslandszeitung
- Rezensionen** **139** Seiji Kimoto, Vom Baum geschüttelt (*Eva Bense*)
- 140** Nino Haratischwili, Das achte Leben (für Brilka) (*Herbert Temmes*)
- 143** Mohsen Ramazani-Mogghaddam, Ein Hauch Vergangenheit (*Stefan Ripplinger*)
- 145** Hans-Jürgen Greif, La colère du faucon (*Christoph Vatter*)
- 146** Fabian Trinkaus, Arbeiterexistenzen und Arbeiterbewegung in den
 Hüttenstädten Neunkirchen/Saar und Dülde/lingen/Luxemburg
 (1880–1935/40) (*Winfried Busemann*)

»Sag zum Abschied leise Grewenig«

Wie gehen wir mit unserer industriellen Hinterlassenschaft um? Das war einmal ein heiß diskutiertes Thema im Land, ein richtiger Aufreger. Inzwischen haben sich die Wogen geglättet. Alles, so scheint es, geht seinen geregelten Gang und alle haben sich – irgendwie - arrangiert: mit dem Weltkulturerbe Völklinger Hütte und seinem Zampano Meinrad Maria Grewenig, mit dem Dino-Zoo in Reden und auch mit den halben Sachen und dem Stillstand in Göttelborn.

Alle? Nicht unser Autor Josef Reindl. Der hat das »Panoptikum der saarländischen Industriekultur« noch einmal gründlich unter die Lupe genommen und kommt dabei zu interessanten, wenn auch für die Betroffenen nicht unbedingt schmeichelhaften Ergebnissen. Mit seinem ausgreifenden und erfrischend angriffslustigen Essay mit dem Titel *Das Elend der Saarländischen Industriekultur* eröffnen wir das Heft.

Auch unser zweites Thema hat es in sich. Die Regierung des Landes ist gerade dabei, mit einer rigiden Sparpolitik die Universität in Saarbrücken nach allen Regeln der Kunst kaputt zu sparen. Aber niemand regt sich darüber richtig auf! Ja, die Studenten haben mal kurz den Aufstand geprobt und sind auf die Straße gegangen. Das war's aber auch schon. Ansonsten folgen Medien und Öffentlichkeit handzahn den Vorgaben der Politik. Auch dem Präsidenten der Universität ist viel zu lange nichts Anderes eingefallen als Anpassungsrhetorik und Durchhalteparolen. Die Saarbrücker Hefte haben sich deshalb noch einmal auf den Weg an die Uni gemacht und ein ausführliches Gespräch mit Professor Eike Emrich vom Arbeitsbereich Sportökonomie und Sportsoziologie und seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin Freya Gassmann geführt. Prof. Emrich deshalb, weil er sich eingehend mit der Kosten-Nutzensituation der Universität beschäftigt hat und zu dem Ergebnis gekommen ist, daß von jedem Euro, den das Land in die Universität investiert, summa summarum ein Euro sechzig an das Land zurück fließt. Konservativ gerechnet! Die Regierung, so das doch einigermaßen erstaunliche Fazit unseres Gesprächs mit den beiden Wissenschaftlern, nutzt dieses Potential der Universität aber nicht. Im Gegenteil: sie zerstört mit ihrer »rigiden Sparpolitik« die Universität. Auch mit den aktuell zugesagten zusätzlichen Mitteln hält sie das Ausbluten der Universität nicht auf, sondern verlangsamt es nur. Statt also die Universität tot zu sparen, so die Wissenschaftler, wäre es viel sinnvoller, in sie zu investieren. Außerdem: Und auch darauf macht Prof. Emrich aufmerksam: Eine prosperierende Universität verbessert die Einnahmesituation des Landes und hilft damit auch der Regierung in ihrem Kampf um die politische Unabhängigkeit des Landes.

Wie es unsere Leser gewohnt sind, bringen wir auch diesmal einen ausführlichen zeithistorischen Block. Wir berichten über Fußball in Neunkirchen während der Zeit

des Ersten Weltkriegs, über die Geschichte des Neunkircher Kaufhauses Witwe Levy und bringen einen Auszug aus den Lebenserinnerungen des Saarbrücker Rabbiners Schlomo Rülff.

Apropos Erinnerungen. Vor 40 Jahren wurde die Städtepartnerschaft Tbilissi-Saarbrücken geschlossen. Herbert Temmes erinnert in seinem Beitrag an dieses Datum und hat mit Marianne Granz – sie war maßgeblich an ihrer Entstehung beteiligt – über die Partnerschaft gesprochen.

Natürlich findet auch die Literatur im neuen Heft ihren gebührenden Platz. Vom Saarbrücker Autor Jörg W. Gronius drucken wir Gedichte und die Erzählung *Vor dem Einstieg*. Außerdem lassen wir den jungen Völklinger Autor Konstantin Ames – zur Zeit in Berlin ansässig – zu Wort kommen. Er hat einen Text geschrieben, in dem alles, wie er es nennt, »futsch verrutscht« ist, und in dem auch der schön-futsch-verrutschte Satz »Sag zum Abschied leise Grewenig« unserer Überschrift zu finden ist. Völklingen ist eben überall, Grewenig sowieso.

Und ganz zum Schluß auch das noch: Die Stadtmütter und – Väter Saarbrückens haben beschlossen, mal eben die Stelle des Kulturdezernenten einzusparen! Daß gespart werden muß in der Stadt, das sehen natürlich auch wir ein. Wir können uns sogar vorstellen, daß der eine oder andere Dezernent entbehrlich ist. Daß es aber wieder die Kultur ist, die bluten muß, darüber können wir uns dann doch richtig aufregen.

Trotzdem: Wir wünschen unseren Lesern viel Spaß mit den neuen Saarbrücker Heften.

Dietmar Schmitz



Das Elend (mit) der Industriekultur

Von Josef Reindl

Fragen eines lesenden Arbeiters

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer fertig war
Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete Sie? Über wen
Triumphierten die Cäsaren? Hat das vielbesungene Byzanz
Nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem sagenhaften Atlantis
Brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.

Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
Untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer
Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegeschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlt die Spesen?

So viele Berichte.
So viele Fragen.

Bertolt Brecht

Der moderne Mensch fühlt sich nicht mehr wohl in seiner Haut. Er verbrennt sie in Sonnenstudios und er verunstaltet sie durch Tattoos und Piercing selbst an den intimsten Körperpartien. Es ist, als ob er seines Äußeren überdrüssig geworden wäre. Er mag es gleichermaßen, in historische Kostüme zu schlüpfen,

als ob ihm sein modernes Gewand kein Wohlbefinden mehr bereiten würde. Das Mittelalter ist der derzeitige Favorit der spaßigen Camouflage, hinter der sich freilich eher Depression und Leere verbergen. Die Menschen laufen über Mittelaltermärkte, delectieren sich an Ritterspielen, bestaunen Burgen und Festungen. Sie tauchen in eine vergangene Welt ein, weil sie die gegenwärtige kaum mehr ertragen. Sie tun das nicht in Brechtscher Manier, die es ihnen ermöglichen würde, etwas vom Leid der Leibeigenen und Armen zu ahnen, sondern als Zuschauer vor einer exotischen Kulisse, die ihr erkaltetes Herz etwas erwärmen soll. So erlebte Historie ist das Opium für das malträtierte Marktvolk, ihr Seufzer angesichts des rasenden Stillstands im Turbokapitalis-

mus, der sie antreibt und auslaugt, ohne ihnen noch irgendeinen Sinn und eine Vorstellung von einem gelingenden Leben vermitteln zu können.

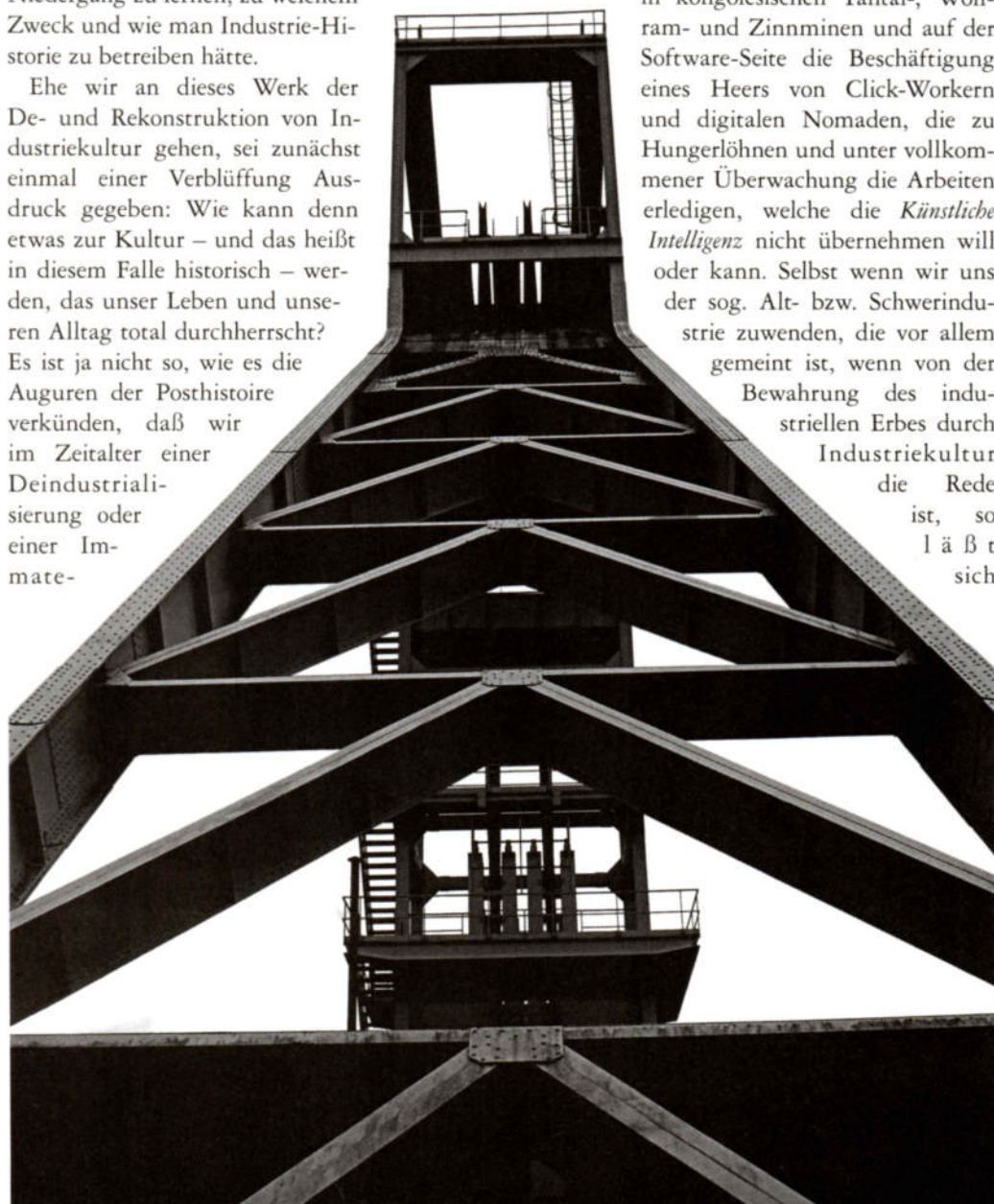
Natürlich wirkt bei der Verklärung und Verfälschung des Mittelalters ein bekannter Mechanismus: Je weiter zurück man blickt,

desto unschärfer wird das Bild, in das man nun ohne Realitätskontrolle und überlieferte Erinnerung all das hineinschreiben kann, was man sehen will. Und gegenwärtig will man halt im Mittelalter keinen Hort der Finsternis und Irrationalität entdecken, sondern eine Antithese zur entfesselten Moderne. Solche wahrnehmungspsychologischen Manöver werden um so schwieriger – möchte man jedenfalls meinen –, je näher die Vergangenheit rückt und quasi unmöglich, wenn die Vergangenheit noch in die Gegenwart hereinragt. Die *Karriere* der Industriekultur im Saarland dementiert diese scheinbar plausible Annahme. Ihre Geburt, ihr Aufschwung, ihre Travestie und ihr unbemerktes Ableben werden im Folgenden nachgezeichnet – nicht um sie zu betrauern, sondern um aus ihrem Werden und Niedergang zu lernen, zu welchem Zweck und wie man Industrie-Historie zu betreiben hätte.

Ehe wir an dieses Werk der De- und Rekonstruktion von Industriekultur gehen, sei zunächst einmal einer Verblüffung Ausdruck gegeben: Wie kann denn etwas zur Kultur – und das heißt in diesem Falle historisch – werden, das unser Leben und unseren Alltag total durchherrscht? Es ist ja nicht so, wie es die Auguren der Posthistoire verkünden, daß wir im Zeitalter einer Deindustrialisierung oder einer Im-

materialisierung der Wirtschaft leben. Im Gegenteil: So viel Industrialisierung wie heute war nie. Das gilt weltweit ohnehin, das gilt aber auch für die entwickelten kapitalistischen Gesellschaften, die sich anschicken, die geistige, die soziale, die kurative Arbeit – kurzum die Dienstleistungsarbeit – zu industrialisieren und zu ökonomisieren. Man wird jetzt sicherlich einwenden, daß es sich dabei doch um einen anderen Typus von Industrialisierung, um die sog. *weiße Industrie* handle, die nichts zu tun habe mit der Plackerei und dem Dreck des vergehenden Maschinenzeitalters. Doch auch die *weiße Industrie* des Internets und der Digitalisierung zieht eine dunkle Spur nach sich: auf der Hardware-Seite die Ausbeutung von asiatischen Billigarbeitern und die Drangsalierung von Frauen und Kindern

in kongolesischen Tantal-, Wolfram- und Zinnminen und auf der Software-Seite die Beschäftigung eines Heers von Click-Workern und digitalen Nomaden, die zu Hungerlöhnen und unter vollkommener Überwachung die Arbeiten erledigen, welche die *Künstliche Intelligenz* nicht übernehmen will oder kann. Selbst wenn wir uns der sog. Alt- bzw. Schwerindustrie zuwenden, die vor allem gemeint ist, wenn von der Bewahrung des industriellen Erbes durch Industriekultur die Rede ist, so läßt sich



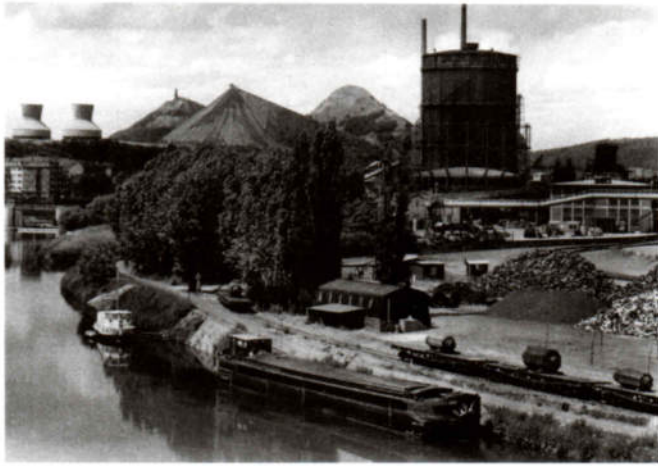
nicht übersehen, daß noch nie so viel Stahl produziert wurde wie heute, wenngleich sich die Gewichte zwischen den angestammten und den neuen Stahlerzeugern verschoben haben. Ähnliches gilt für die Förderung der Kohle. Im Saarland mit seiner großen Montantradition sind immer noch 12 000 Menschen, also fast 15% der Industrie-Beschäftigten, in der Eisen- und Stahlerzeugung tätig. Sie zu historisieren, kann eigentlich nicht gut gehen.

Verdankt sich Industriekultur also einem Missverständnis, einer Definition von Industrie, die nur auf das Stoffliche abhebt und die ihr inhärenten Handlungsmaximen wie Rationalisierung, Arbeitsteilung, Effektivierung, Effizienzsteigerung, Automatisierung und Standardisierung übersieht? Einerseits ja, weil ihre Adepten Industrie und Schwerindustrie gleichgesetzt haben und mit der Schrumpfung dieser Schwerindustrie dem eleganten Unsinn vom Ende der Industriegesellschaft und von der Heraufkunft einer *weightless economy* auf den Leim gegangen sind. Andererseits nein, weil tatsächlich innerhalb des industriellen Paradigmas ein Formwandel von industrieller Produktion und Arbeit stattfindet, der die vorangegangenen Produktions- und Arbeitsweisen historisch macht. Es wäre in der Tat ein lohnendes Unterfangen für die Industriekultur, die *differentia specifica* der Altindustrie samt der darin eingelagerten Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkformen – also der altindustriellen Kultur – heraus zu präparieren und den Vergleich mit der modernen Industrie über Unterschiede und überdauernde Gemeinsamkeiten anzustellen. Es würde dadurch so etwas wie eine historische Gewinn- und Verlustrechnung möglich und Geschichte wäre nichts Abgelegtes, Archiviertes, sondern ein Instrument der Selbstverständigung im Jetzt.

Das Panoptikum der saarländischen Industriekultur

Der Konjunktiv deutet schon an, daß die Industriekultur – zumal hierzulande – anderes im Sinn hatte. Freilich bedarf es gar nicht solcher Reflexionen, um zu bemerken, daß im Saarland etwas gründlich schief gelaufen ist mit der Pflege der altindustriellen Hinterlassenschaft. Man braucht nur die Augen aufzumachen und sich an einigen Orten auf der »Route der Industriekultur« umzusehen:

Völklingen: Hier am Juwel des Industriekulturbestands – dem Weltkulturerbe Völklinger Hütte – treibt ein nimmermüder Kulturerker sein Unwesen und verwandelt Teile des stillgelegten Ensembles in ein Event-Eldorado. Ihn treibt der Ehrgeiz zu zeigen, daß Industriekultur profitabel ist, und für diesen Zweck entstellt er sie bis zur Unkenntlichkeit. Sie geht nun auf in für das Ambiente so sinnigen Ausstellungen wie *Inka Gold*, *Asterix. Die Kelten*, *Macht & Pracht. Europas Glanz im 19. Jahrhundert*, *Schätze aus 1001 Nacht – Faszination Morgenland*, *Mythos Ferrari* oder in der unvermeidlichen wie überflüssigen Erinnerung an die »Stasi« und die »Deutsche Wiedervereinigung«. Abgesehen davon, daß es schlichtweg obszön ist, an einem Ort der Ausbeutung und Versklavung tausender Zwangsarbeiter Reichtum und Luxus, der auf eben dieser Abpressung von unbezahlter (Mehr-)Arbeit basiert, zur Schau zu stellen, macht der postmoderne Generaldirektor, bei dem einfach alles geht, damit den wohl imposantesten Bereich des Industriedenkmals, die Gasebläsehalle, zur bloßen Staffage fragwürdiger Performances. Der umtriebige Impresario schreckt noch nicht einmal davor zurück, diese Pervertierung als kühne Innovation zu feiern: als eine kulturelle Sensation, die ihresgleichen sucht. In der Ankündigung des neuesten Ausstellungs-Coup schwärmt er: »Mit der Ausstellung *Ägypten – Götter. Menschen. Pharaonen* ist für unser Weltkulturerbe-Team ein Traum in Erfüllung gegangen. Meisterwerke einer der ältesten und bedeutendsten Hochkulturen unserer Zivilisation treffen auf die weltweit einmaligen Gebläsemaschinen in der Gebläsehalle des Weltkulturerbes Völklinger Hütte. Zwei Kapitel der Menschheitsgeschichte, die Industrialisierung und die Hochkultur des Alten Ägypten, treffen so an einem Ort zusammen – einfach unvergleichlich«. Es mußte so kommen, denn schon seit langem nennt Grewenig die Hütte nur noch in einem Atemzug mit der Cheops-Pyramide. Jetzt stehen die einzigartigen Exponate und Artefakte aus dem Turiner Museo Egizio vor und zwischen den riesigen Windmaschinen herum und sie müssen sich gegen diese gigantische Maschinerie behaupten. Das gelingt ihnen nur, indem die Ehrfurcht einflößende Technologie versteckt, umbaut und verdunkelt und die ägyptische Sammlung in Rotlicht getaucht wird. Ein bizarres Szenario, das weder die Ausstellungsstücke voll zur Geltung



kommen läßt noch das faszinierende Maschinenensemble würdigt. Maschine und Kunst würgen sich gegenseitig ab. So rührig wie Grewenig als Art-Director in der Verwertung der Gebläsehalle agiert, so bescheiden nehmen sich seine Leistungen als Museumsdirektor aus. Dort regiert die Opulenz, hier der Minimalismus. Vielleicht ist das ganz gut so, die Besucher mit dem zyklischen Ungetüm der Hochöfen, Möllhallen und Sinterhäuser weitgehend allein zu lassen. Aber wenn man schon gestaltend und erklärend eingreift, dann sollte das ScienceCenter Ferrodrom in Betrieb sein, das Unesco Besucherzentrum einen nicht nur verwirren, die multimedialen Installationen funktionieren und die interaktive Technik den Befehlen der Nutzer gehorchen. Zwar kann man von Grewenig keine Technikgeschichte oder gar eine Geschichte der Hüttenarbeit erwarten, aber den modischen Museumsfirlefanz müßte er doch in den Griff kriegen.

Landsweiler-Reden: Dirk Bubel hat die Völklinger Hütte des Meinrad Maria Grewenig einmal launig das »industriekulturelle Neuschwanstein« genannt. Das war leicht untertrieben, aber die Richtung stimmt: ein Magnet für alle Schichten der Bevölkerung, wenngleich man schon stark auf das Bildungsbürgertum schießt. In Reden hat man eine andere Zielgruppe im Blick, eine weniger anspruchsvolle. Reden ist der *Ballermann der saarländischen Industriekultur*: eine Mischung aus Jurassic-Park und Apres Ski, Prähistorium und Hüttenzauber, Dinosaurier und Almauftrieb, ein »Fantasie- und Rollenspielkonvent« mit Feuerschluckern, Klingonen und Steampunkern, Bergeheldenläufen und der SR-Sommeralm. Der ehemalige Grubenstandort, der im Kommissionbericht zur Zukunft

der Industriekultur im Saarland (1999) als »Zukunftsstandort« eingestuft wurde, der aber noch aus seinem Dornröschenschlaf erwachen müsse, hat diese Aufforderung verstanden und sich in eine Erlebnislandschaft mit leicht skurrilen Zügen verwandelt. Wäre da nicht die lobenswerte Ausstellung *Das Erbe* in der Waschkaue der Grube, die 250 Jahre Bergbaugeschichte an der Saar anschaulich macht, man wüßte nicht, wo einem der Kopf steht und man wähnte sich in einem Freizeitpark im Voralpen-

land mit schrägem Angebot. 35 Mio Euro an Steuergeldern sind bisher in diesen »Markt der Möglichkeiten« und »außerschulischen Lernort« (sic!) geflossen, die Finanzströme an den Gondwana-Betreiber noch gar nicht eingerechnet. Normalerweise nennt man so etwas ein Subventionsgrab, doch das ficht das neue Management, das schon die Therme in Rillingen-Hanweiler und den Center Parcs am Bostalsee auf den Weg gebracht hat, nicht an. Das bizarre Spektrum wird noch einmal erweitert: um Rock-Festivals, eine Sport-Messe, Open-Air-Kino und – wichtig in einer alternativen Gesellschaft – eine Gondel zum hochalpinen Mount Reden. Wie sagte doch der zuständige Wirtschaftsstaatssekretär: »Wir möchten für eine Übergangszeit die Pflicht zur Nachhaltigkeit lockern und hauptsächlich Frequenz auslösen«.

St. Ingbert: St. Ingbert besitzt mit der Alten Schmelz eines der bedeutendsten industriellen und sozialgeschichtlichen Zeugnisse der früheren Schwerindustrie. Hier läßt sich die ganze Sozialwelt der frühen Industrialisierung erspüren: auf dem weiträumigen Gelände befinden sich die Relikte des alten Eisenwerks, eine Arbeitersiedlung, die Herrschaftsvilla der Industriellenfamilie Krämer sowie ein im englischen Stil angelegter Park, der freilich nur noch zu erraten ist. Daneben produziert noch das Drahtseilwerk von Saarstahl. Es wäre eine phantastische Gelegenheit gewesen, an diesem Ort Industriegeschichte nachvollziehbar zu machen, zumal die sozialen und technischen Funktionszusammenhänge, also die Herrschaft der Krämer-Dynastie und der Gesamtprozeß der Eisenerzeugung, noch einsehbar sind. Entstanden ist ein Mischmasch

aus Kultur und Kommerz. Vorbildlich ist die Sanierung der Arbeitersiedlung, gut gelungen die Erhaltung der Möllerhalle als ältestem industriegeschichtlichem Gebäude des Saarlands. Problematisch war die Überbauung der Hochofenreste. Der Landschaftspark wildert vor sich hin, weil Saarstahl wegen Denkmalschutzauflagen verrückt gespielt hat und das Drahtseilwerk in seiner Existenz bedroht sah. Eine museale Aufbereitung des Gesamtkomplexes hat nicht stattgefunden, stattdessen hat die Spektakel-Gesellschaft zugeschlagen. In der Mechanischen Werkstatt, der sog. Industriekathedrale und im Eventhaus, dem ehemaligen Magazin, tobt der Bär. In der Eigenwerbung werden sie als »traumhafte und optisch einzigartige Locations« für Feiern und Partys aller Art angepriesen. »Die alte Industriekathedrale versprüht mit ihrer stählernen Kulisse einen ganz besonderen Zauber, erst recht wenn keine Kosten und Mühen gescheut werden, die Location aufwändig zu dekorieren und zu illuminieren.« Und im Event-Haus »haben wir die Ästhetik der Industriegeschichte weitgehend erhalten und mit moderner Ver-

anstaltungstechnik kombiniert. Mit Liebe zum Detail wurde bei der Renovierung der Spagat zwischen den Epochen gemeistert. Durch die drei separaten Veranstaltungsräume Foyer, Club und Saal, die sowohl im Gesamten, als auch einzeln genutzt werden können, kann die Location den individuellen Ansprüchen eines Events nachkommen ohne Kompromisse eingehen zu müssen.«

Göttelborn: Seit Schicht im Schacht einer der größten Gruben des Saarlands ist, ist guter Rat teuer, was mit den Zeugnissen des Steinkohlebergbaus zu geschehen habe. Göttelborn, mit Reden und Völklingen einer der drei »Zukunftsstandorte«, hat sich erst gar nicht mit der Vergangenheit herumgeschlagen, sondern gleich die Flucht nach vorne ins postfossile Zeitalter, in die Wissensgesellschaft und die Hochtechnologie angetreten. Erklärtes Ziel der IKS (Industriekultur Saar) war es, statt Kohle abzubauen Wissen, Ideen und Kreativität blühen zu lassen. Dazu braucht man einen Campus, an dem man den Bachelor in Aviation Business und Piloting, in ServiceCenter Management und ein Zertifikat in Krip-



penpädagogik erwerben kann, ein sündhaft teures Gästehaus, um die Nobelpreisträger dieser Welt begrüßen zu können, das größte Solarkraftwerk Europas, weil ja Göttelborn bekanntlich die meisten Sonnenstunden in Europa aufzuweisen hat sowie eine High-Tech-Firma. All das hat Göttelborn mittlerweile in Gestalt der kleinen »Neuen Stadt«, die ein Industrie-Boulevard durchzieht und in der inzwischen Nanogate beheimatet ist, und doch ist es kein blühender Ort geworden. Aber das kann noch werden, sieht doch die Programmatik der IKS und ihrer Epigonen im Wirtschaftsministerium für den Zukunftsstandort Göttelborn die »ökonomische Umnutzung sämtlicher historischer Gebäude« vor. Ach ja, über den größten Förderturm Europas (Schacht 4) und die höchste Haupthalde des Saarlands verfügt man auch, aber die dienen inzwischen nicht mehr der Erinnerung, sondern der Aussicht, die an guten Tagen bis weit hinein in die Vogesen und sogar den Schwarzwald reichen soll.

Saarbrücken: Die Landeshauptstadt hat vergleichsweise wenig wertvolle historische Bausubstanz. Der Krieg und die Nachkriegsarchitektur haben sie gründlich dezimiert. Worauf die Stadt aber stolz sein konnte, war ihre Bergwerksdirektion in der Sichtachse am Ende der Bahnhofstrasse. Im Jahre 1880 als Königlich-Preußische Bergwerksdirektion fertiggestellt, diente sie dem königlich-preußischen Bergfiskus, der Mission Francaise des Mines de la Sarre und den Saarbergwerken als imposantes Repräsentations- und Verwaltungsgebäude. Fassade und Inneres waren im wahrsten Sinne des Wortes Baukunstwerke. Erst spät, als erste Begehrlichkeiten aufkamen, wurde sie unter Denkmalschutz gestellt. Dies hinderte allerdings den damaligen Ministerpräsidenten Peter Müller nicht, sie trotz der schlechten Erfahrungen mit der in die Insolvenz gegangenen benachbarten Saar-Galerie in einer Nacht- und Nebelaktion an einen Privatinvestor zu verhöckern, der sich – um dort einen Konsumtempel zu errichten – die totale Entkernung des Gebäudes ausbedungen hatte. Seit 2006 bildet die ehemalige Bergwerksdirektion die potemkinsche Kulisse für die sog. Europa-Galerie, die ohne das Müllersche Geschenk eine ganz ordinäre Shoppingmall wäre. Das Denkmal ist entkernt, seiner Seele beraubt und für immer verloren. Der Industriearchäologe Delf Slotta hat es einmal zusammen mit zwei ande-

ren Gebäuden in der Trierer Straße das »bergbauliche Herz« des Saarlands genannt. Das Saarland hat es sich herausgerissen.

Von der Industriekultur zur Kulturindustrie

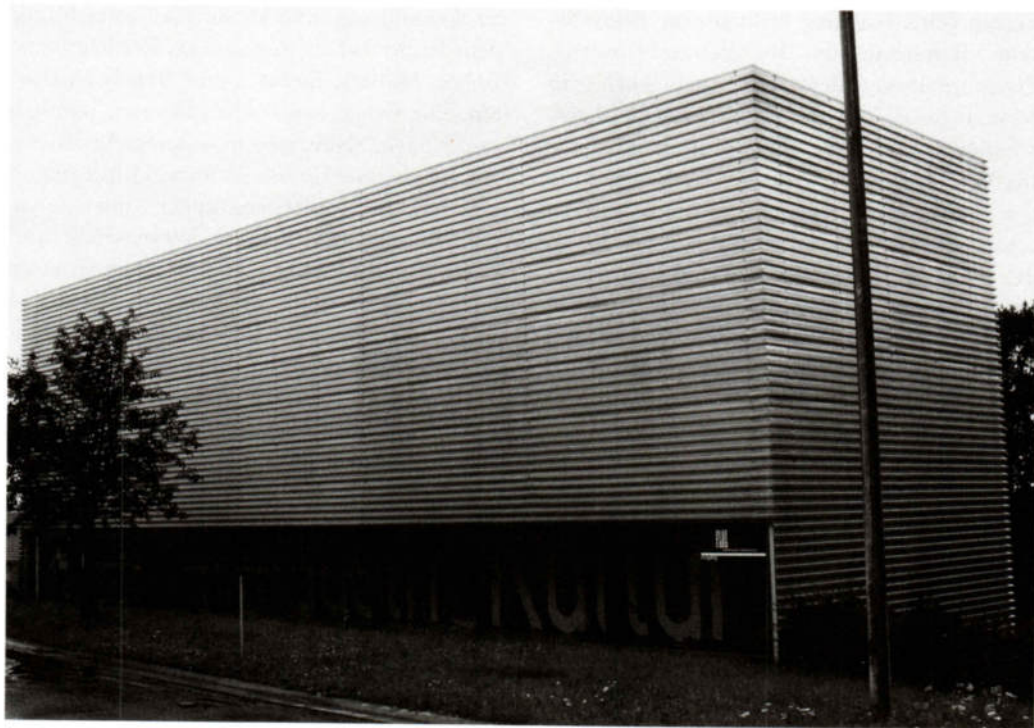
Wie konnte es so weit kommen, daß sich das anspruchsvolle Anliegen Industriekultur in eine Burleske, in Klamauk, in ein Subventionsgrab und eine Investoren-Spielwiese verwandelt hat? Und wie konnte es geschehen, daß die Industriekultur im Saarland den Weg von der Kultur zum Kommerz, der der Kultur im Kapitalismus immer droht, in solcher Windeseile zurückgelegt hat?

Es ist erst ein knappes Vierteljahrhundert her, als im stillgelegten Teil der Völklinger Hütte die Geburtsstunde der saarländischen Industriekultur schlug. Im August 1990, vier Jahre nach der Einstellung der Roheisenherzeugung, lenkte eine Großveranstaltung die Aufmerksamkeit auf die Hochofengruppe und ihre Nebenanlagen und initiierte einen Diskurs über den Umgang, die Nutzung und die Zukunft des Industriekolosses. Im Rahmen von *Steelopolis* wurde fast einen ganzen Monat lang in Workshops, Symposien, Tagen der Offenen Tür darüber räsoniert, was mit dem gigantischen Ensemble zu geschehen habe. Die Stimmung, die hierbei herrschte, kann man mit *Aufbruch statt Abbruch* charakterisieren. Die Aufräumer, die den »Rosthaufen« am liebsten dem Erdboden gleichgemacht hätten, um dort Teppichgroßhändlern Platz zu schaffen, waren zu der Zeit schon in der Defensive. Zu verdanken war dies vor allem der Initiative Völklinger Hütte, einem Verein von Künstlern und ehemaligen Hüttenbeschäftigten, der sich mit Energie und Phantasie für den Erhalt der Hütte einsetzte und auch in der Folgezeit eine tragende Rolle spielte. Unter den Künstlern, Historikern, Denkmalschützern und Kunstpädagogen schälten sich auf der Großveranstaltung zwei Positionen zum »Gebrauch« dieses industriellen Erbes heraus. Die einen plädierten dafür, den Industriegiganten im Grunde nicht zu »gebrauchen«, ihn in Ruhe verrotten und verrosten zu lassen: ein Mahnmal, an dem die Zeit nagen und das sie auch zernagen darf. Die anderen favorisierten einen eher musealen Gebrauch: die Erhaltung der Hütte in ihrem Originalzustand, was natürlich

Eingriffe zur Rettung ihrer Substanz und pädagogische Interventionen impliziert. Allen Akteuren war gemeinsam, daß sie sich der Hütte sehr behutsam näherten, daß sie eine gewisse Ehrfurcht vor dieser Großtechnologie hatten, daß keine Macher-Allüren spürbar waren. Forstliche Revitalisierungs- und Reanimationskonzepte suchte man gottlob vergebens. *Steelopolis*, getragen von Arbeit und Kultur Saarland GmbH, der HDK Berlin und dem Landeskonservatoramt, war eine Initiative, die versucht hat, sich dem Ambiente anzuverwandeln. Das kulturelle Begleitprogramm hat dem *genius loci* Rechnung getragen, indem etwa *Metropolis* von Fritz Lang mit Klavierbegleitung gezeigt wurde oder die Textcollage *Göttin Maschine* zur Aufführung kam. *Steelopolis* war wirklich ein Aufbruch, der fast ein Jahrzehnt lang positiv nachwirkte. Daß die Völklinger Hütte vier Jahre später Weltkulturerbe wurde, ist nicht zuletzt auf Aktivitäten wie *Steelopolis* oder später »Schichtwechsel«, eine alljährlich stattfindende Kulturwoche mit Musik, Literatur, Kunst, Kino, Workshops und Ausstellungen, und natürlich auf das große ehrenamtliche Engagement die Initiative Völklinger Hütte zurückzuführen. Sie wehrte den Abriss der Sinteranlage ab, ohne die die Hütte nie und nimmer Weltkulturerbe geworden wäre, sie führte Tausende von Besuchern durch die

Anlagen, veranstaltete Hüttentage für die Öffentlichkeit, bereitete das Dokumentationsmaterial für die Hütte als Industriemuseum auf – kurzum sie war zu der Zeit die Verkörperung der »guten« Industriekultur.

Der Weltkulturerbestatus, den die Hütte jetzt seit 20 Jahren besitzt, war für die Entwicklung der hiesigen Industriekultur Fluch und Segen: Segen, weil damit allen Plattmacher- und Konversionsphantasien ein Riegel vorgeschoben war, Fluch, weil damit Begehrlichkeiten geweckt wurden, die nicht mehr viel mit der ursprünglichen Idee von Industriekultur zu tun haben. Wenn man schon ein Weltdenkmal im Saarland hat, dann muß damit doch mehr anzufangen sein als es nur bestaunen zu lassen oder es zu historisieren. Damit muß sich doch Geld machen lassen! Dieser verlockende Gedanke gewann schnell die Oberhand und in der Person von Grewenig fand man den nachgerade idealen Agenten für die Versilberung der Industrieruine. Er hat für die gesamte saarländische Industriekultur-Politik stilbildend gewirkt. 1999 legte die Kommission »Industrieland Saar« einen Bericht zur Zukunft der Industriekultur vor, der eine Zäsur bedeutete. Während bislang Bürgerinitiativen, die Zivilgesellschaft, eine Bewegung von unten und der weiche Flügel des Staatsapparats (Konservatoramt, Kultus-





ministerium) die Deutungshoheit über Industriekultur besaßen, reklamierten sie jetzt andere Kräfte: Wirtschaftsministerium, Umweltministerium, Staatskanzlei, Arbeitgeberverband, Steinkohle AG, Weltkulturerbe (sprich Grewenig). Aus dem Kommissionsbericht – stilistisch ein Zwitter aus Unternehmensberaterjargon und lyrischen Stilblüten – spricht nicht mehr die Haltung der Mimesis, die die Pioniere der Industriekultur auszeichnete, sondern der Gestus des Kulturverwerfers. Die industrielle Vergangenheit darf nicht mehr Vergangenheit bleiben, sondern sie muß in den Dienst der Zukunft gestellt werden, ja sie ist Zukunftspotential, das es gefälligst zu nutzen gelte. Nutzung heißt für die Kommissäre »Bespielung der Industriekathedralen«, Transformation der Industriebrachen in New Economy-Areale oder in Erlebnislandschaften, Förderung des Kulturtourismus. Ins Werk gesetzt wird diese Ökonomisierung der Industriekultur durch eine neue Gesellschaft, die IKS (Industriekultur Saar), die an die Stelle der abgewickelten Stiftung Industriekultur tritt und in der Flächenmanager, Betriebswirte und Ansiedlungsexperten und nicht mehr Konservatoren, Museumsfachleute und Kulturschaffende den Ton angeben. Ihre Erfolge bleiben bescheiden, was man hätte vorher wissen können. Industriekultur ist einfach das falsche Vehikel für Strukturpolitik, es sei denn, man ist ein so perfekter »Bespieler« wie Grewenig und im Besitz eines Weltkulturerbes, für das finanziell der Bund und angeblich nicht das klamme Land gerade zu stehen hat. Mittlerweile ist auch die IKS abgewickelt, was kein großer Schaden ist. Allerdings, etwas Besseres kommt nicht nach:

Das Wirtschaftsministerium als übrig gebliebener Akteur der Industriekultur wiederholt das traurige Spiel – diesmal mit dem Erbe des Bergbaus. Es lobt wortgewaltig Premium-Standorte für den Bergbau aus, versieht diese mit Leitbildern, avisiert Sonderfördermittel aus EU-Töpfen und ... nichts geschieht. In Camphausen, das für »Arbeit« steht, tut sich überhaupt nichts, in Luisenthal (»Energie«) ebenso, in Velsen (»Grenzen«) ist man froh, daß nicht weit entfernt in Petite-Rosselle das vorbildliche Musée

Les Mineurs Wendel steht und in Itzenplitz (»Landschaft«) ist es die Gemeinde Heiligenwald leid, auf Godot zu warten und fängt schon mal mit der Renaturierung an. Wahrscheinlich hat Cathrin Ells-Seringhaus recht. Eine als ökonomisches Projekt verstandene Industriekultur wäre – den Bergbau eingeschlossen – am besten bei Maria Meinrad Grewenig aufgehoben. Man sollte ihm die Generalvollmacht über den gesamten industriekulturellen Bestand geben. Wenn schon Profit-Industriekultur, dann aber richtig!

Warum hat sich diese Travestie der Industriekultur zugetragen? Es wäre zu einfach, dies wieder einmal als saarländischen Pusch zu demaskieren. Es wäre auch zu einfach, mit dem Finger auf die Grewenigs, Zeithammers, Bohrs, Müllers, Raubers und Brakes zu deuten. Die Dinge liegen komplizierter, nämlich in der Sache selber und in unserem Verhältnis zur Geschichte. Um die Industriekultur ringen verschiedene Interessengruppen mit unterschiedlichem historischem Verständnis, und sie tragen diese Auseinandersetzung in einer Gesellschaft aus, in der die Ökonomie den Primat hat. Metaphorisch gesprochen treffen auf dem Felde der Industriekultur die Figuren des unhistorischen, des überhistorischen und des historischen Menschen aufeinander. Von der Stimmigkeit ihrer Konzepte und von den Kräfteverhältnissen zwischen ihnen hängt es ab, welche Idee von Industriekultur sich durchsetzt.

Beginnen wir mit dem *unhistorischen Menschen*. Er ist in der Politik und in der Wirtschaft zuhause. In unserem Drama der Industriekultur ist er der mächtigste Darsteller, verfügt er doch über das Geld und das Gesetz.

Zur Geschichte hat er entweder überhaupt kein oder ein instrumentelles Verhältnis. Er sieht sich unter ständigem Handlungszwang, vor immer neuen Herausforderungen und da wird Geschichte, das Vergangene, entweder zum Luxus oder zur Last oder im besten Falle zu etwas, was man bewältigen muß. Während der unhistorische Mensch der Wirtschaft, der Kapitalist, ohnehin der Devise frönt, »apres moi le deluge« und sein totes Kapital, wenn es keine lebendige Arbeit mehr einsaugt, abschreibt, davon nichts mehr wissen will (»schöpferische Zerstörung«), beschwört der Politiker in seinen Sonntagsreden die Geschichte immerhin noch. Man kann getrost weghören, wenn er (oder sie) die Bergbautradition beschwört, wenn er (oder sie) Floskeln herunterleiert wie *Zukunft braucht Herkunft*, er (oder sie) glaubt es nicht, was er (oder sie) da sagt. Tatsächlich nämlich empfindet der Politiker die jüngere Historie mitnichten als Erkenntnisquelle, sondern als Altlast, als Hypothek, als Albtraum, als eine Kette, die er mit sich herumschleppen muß. Sie legt sich bleiern um seinen Hals und nimmt ihm die Luft zum Atmen. Die Kette ist der Schuldenberg, der sich aufgrund der friedlichen und sozialverträglichen Abwicklung großer Teile der Montanindustrie aufgetürmt hat und das Land in seiner Existenz bedroht. Ihn treibt die Angst um, daß das Saarland, das über-

haupt nur aufgrund des Aufstiegs der Schwerindustrie als politische Einheit auf die Welt gekommen ist, mit ihrem Untergang wieder verschwinden könnte. Der Phantomschmerz ist heute ein Vierteljahrhundert später noch da und wenn es denn ginge, würde der Politiker die alte Industrie ein für allemal aus seinem Blickfeld entfernen. Weil das aber nicht möglich ist – es handelt sich schließlich um große Brachen, um eine monumentale Architektur, die ganze Stadt- und Landschaftsbilder prägt – schaltet er vom Vergessen Wollen der Geschichte auf ihre Verwertung um. Er betreibt den Ausverkauf der Geschichte, er verzoxt sie und veranstaltet einen pittoresken Karneval um sein industrielles Erbe herum. Ihn packt der Gestaltungsfuror, er erträgt es nicht, daß da etwas vor sich hingammelt und daß sich in den Zwischenräumen etwas Neues jenseits des Mainstreams und des Optimierungswahns herausbilden könnte. Sein Geistesbruder aus der Wirtschaft kann nicht einmal dem was abgewinnen; ihn läßt der Umstand, daß auf seinem Gelände ein Weltdenkmal steht, mit dem er ja in Dialog treten könnte (Corporate Identity), kalt, und ihn treibt der Versuch, einen Park neben seinem Werk zu restaurieren (Alte Schmelz), zur Weißglut. Die Beflissenheit, mit der die Politik sich von der Vergangenheit distanziert und neu als High-Tech-Land erfindet, beeindruckt ihn nicht



sonderlich. So moniert der Vorsitzende des Arbeitskreises Wirtschaft, daß die Ankömmlinge am Flughafen Ensheim einem Transparent ausgesetzt würden, das für Vergangenes, nämlich die Ausstellung *Das Erbe*, werbe, während man jeden Hinweis auf ein modernes, dynamisches, zukunftsorientiertes Saarland vergebens suche.

Während der unhistorische Tatmensch die Vergangenheit am liebsten vergehen sehen und auf einem leeren Blatt seine neue Ökonomie einzeichnen möchte, schwelgt der *überhistorische Mensch* in ihr und kann gar nicht genug kriegen von ihr. Für ihn, den Ästheten und Künstler, ist das Vergangene eine Welt für sich, die ihren Wert in sich trägt und nicht nach ihrem Beitrag zu irgendeinem geschichtlichen Prozeß zu beurteilen ist. So wie die Industriearbeitsruine vor ihm steht, akzeptiert er sie als eine an ihr Ende gekommene Welt ohne Signifikanz. Er fühlt sich dem Nutzlosen, dem Ästhetischen verpflichtet, ihm ist das Stauen noch nicht vergangen, und er kann dem Schrott Schönheit abgewinnen. Das Fremde und das Wilde, das das Industriemonster ausstrahlt, faszinieren ihn. Im Verstören, Irritieren sieht er die Aufgabe der Industriekultur. »Ich weiß nicht, ob die Überreste für eine helle oder dunkle Geschichte stehen. Ich weiß nur, daß die alte Arbeitsgesellschaft, für die auch die Völklinger Hütte als verlassener Ort symbolisch steht, die Arbeit verbraucht hat; sie hat sie zum Schluß auf denkbar schlechte Weise ruiniert, nämlich fortionalisiert; und nun steht die neue Kultargesellschaft, die an die Stelle dieser alten Arbeitsgesellschaft zu treten scheint, im Begriff, sich die Überreste unter den Nagel zu reißen. Dabei wird auf ebenso schlechte Weise auch noch das Angedenken der Arbeitsgesellschaft ruiniert.« (Selle in: *Saarbrücker Hefte* 64, November 1990, S. 51) Der überhistorische Mensch hält nichts davon, das Vergangene auszustellen, weil damit notwendig Irreführung und Verfälschung verbunden sind. Museen konservieren, mumifizieren und frieren den Strom der Geschichte ein. Es bleibt die Leistung jedes Einzelnen, in der Konfrontation mit dem unverstellten Artefakt Geschichte zu erspüren und zu versinnlichen. »Ich könnte mir allenfalls künstlerisch und kunstpädagogisch angeleitete Umgangsweisen mit dem Ort vorstellen, die mit äußerster Behutsamkeit darauf angelegt wären, die Eigen-gestalt und die Aura der Ruine zu erhalten

und sichtbar zu machen [...] stille Dialoge mit der Geschichte des Ortes, aus der seine Aura entsteht, und die sich, je lauter und unsensibler jemand auftritt, umso unauffälliger zurückzieht.« (ebd., S. 51)

Mit dem Purismus und der Skrupulosität des überhistorischen Menschen kann der *historische Mensch* nichts anfangen. Er, der uns in den Figuren des Archäologen und Wissenschaftlers gegenübertritt, will aus der Geschichte lernen. Deshalb treibt ihn ein *Wille zum Wissen*, ein Forscherdrang, deshalb legt er sich die Vergangenheit als sein Erkenntnisobjekt zurecht, sammelt, seziiert, gräbt, bewahrt auf und stellt aus. Seine Domänen sind das Museum, das Archiv und die Enzyklopädie. Ginge es nach ihm, wäre Industriekultur vor allem eine Ansammlung von Industriemuseen aller Art: traditionellen, interaktiven, multimedialen, simulativen etc. Nietzsche hat den Unterschied zwischen ihm und dem Künstler in einem berühmten Ausspruch, der ein Vorschein der Postmoderne ist, wie folgt markiert: »Wenn nämlich der Künstler bei jeder Enthüllung der Wahrheit immer nur mit verücktem Blick an dem hängen bleibt, was auch jetzt, nach der Enthüllung, noch Hülle bleibt, genießt und befriedigt sich der theoretische Mensch an der abgeworfenen Hülle.« (Nietzsche, *Die Geburt der Tragödie*, S. 98) Die »abgeworfene Hülle« hat freilich einen je eigenen Inhalt, denn der historische Mensch wählt verschiedene Zugänge in die Vergangenheit. Sie sind in der Regel affirmativ, antiquarisch/archivarisch oder kritisch. Die affirmative Geschichtsschreibung erzählt Geschichte aus der Perspektive der Herrschenden und des juste milieu – ein schönes Beispiel ist derzeit in der Völklinger Hütte zu besichtigen: »Die Röchlings«. Die antiquarische Historik, die hierzulande am meisten verbreitet ist, zeichnet sich durch einen positivistischen Sammeleifer aus, bei dem der Modergeruch nicht fern ist. Die kritische Geschichtswissenschaft schließlich versucht, die Perspektive der Beherrschten einzunehmen und zu zeigen, daß die Dinge hätten auch ganz anders laufen können. Gleich, welcher Ansatz nun vorherrscht, gemeinsam ist allen, daß ihnen durch die Akkumulation historischen Wissens – ob jetzt herrschaftskonform oder herrschaftskritisch – das Gefühl der Befremdung und die Fähigkeit zum Staunen, die erst das wahre Erkenntnisinteresse wecken, verloren gegangen sind.

Es werden im Kontext der Industriekultur die immer gleichen Fragen nach der Identitätsbildung der Saarländer, nach der Borussifizierung der Industrie, der Verfleißigung der Arbeiter, der Despotie in den Hütten und der Militarisierung in den Gruben, dem »Geheichnis«, dem Vereinswesen und den Werksiedlungen aufgeworfen und scheinbar abschließend beantwortet. Was uns Jetzigen dies sagen soll, welche Wirkung die alte Industriekultur im Heute hat, welche Übertragungen möglich sind, darüber schweigen sich alle Fraktionen des historischen Menschen aus.

Der überhistorische Mensch und der historische Mensch haben im Saarland die Tür zur Industriekultur weit aufgestoßen. Sie haben die programmatisch-inhaltlichen Akzente gesetzt und die Öffentlichkeit für das Thema eingenommen. Daß der unhistorische Mensch sich irgendwann ihrer Arbeit bemächtigen würde, war absehbar. Er hat schließlich die Macht und das Geld. Daß dabei vor allem der überhistorische Mensch auf der Strecke bleibt, überrascht noch weniger. Seine Zartheit hat im Grobian-Kapitalismus keine Chance. Er darf vielleicht noch *Kunst auf der Halde* machen und noch eine Weile neues Leben um das Silo im Osthafen herum schaffen, ehe auch dort die »Stadtmitte am Fluß« zuschlägt, aber seine Gestaltungsabstinenz stellt ihn ins Abseits. Daß aber auch der historische Mensch, dessen Musealisierungswillen der unhistorische doch brauchen kann (Kulturtourismus), nur noch am Rande mitläuft, ist eine Besonderheit. Und daß die Travestie der Industriekultur so geräuschlos über die Bühne gegangen ist und kaum Kritik erfahren hat, verwundert dann doch sehr. Es scheint, als ob der überhistorische und der historische Mensch ihrer Sache selber nicht restlos sicher waren.

Brauchen wir Industriekultur und welche?

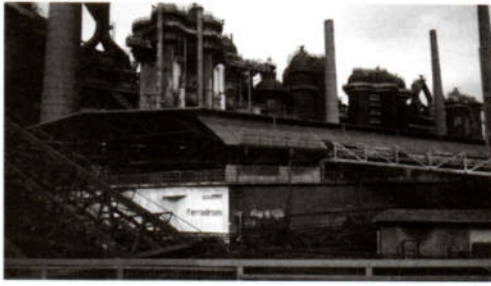
Sollte man angesichts dieser Verwerfungen der Industrie nicht den Kulturtitel aberkennen und einfach von Industriearchäologie und Altlastenmanagement reden? Also benennen, was ist? Viermal Nein!

Nein, weil es gut tut, in dieser aseptischen, geleckten, gestreamten, gescreenten, gegenerten, miniaturisierten, digitalen Welt einen Kontrapunkt in Gestalt von Eisenmonstern,

Stahltürmen, Hochöfen-Zyklopen und Maschinensälen zu haben: Architekturen, die überdies das meiste, was nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurde, bei weitem überragen. Sie zu *kulturalisieren*, ist ein Akt des ontologischen Protestes gegen das Verschwinden des »Dings an sich«: der Realität, die in der Postmoderne und in der Google-Welt zugunsten der Konstruktion/Interpretation und eines Informations-Babylons aufgegeben wird.

Nein, weil es eine demokratische Errungenschaft ist, den bildungsbürgerlichen und bourgeoisien Eliten das Monopol auf Kultur zu entreißen. Sie haben jahrhundertlang auf die herabgeblickt, die ihnen ihre kulturvolle Lebensweise erst ermöglicht haben und sie aus der Kultur, die aus dem »vernünftigen Tier« erst einen Menschen macht, ausgeschlossen. Das Reich der Arbeit, Technik und Industrie war unterhalb der edlen Sphäre der Kultur und im besten Falle ein Gegenstand von Kulturkritik, im normalen eine terra incognita, die man erst gar nicht entdecken wollte.

Nein, weil es für das Wissen, was der Mensch über sich selbst hat, ein Riesenfortschritt ist, die verschlossenen Industrietore aufzureißen und der bürgerlichen Gesellschaft ihr Betriebsgeheimnis zu entlocken, das nicht auf dem Markt oder in der Öffentlichkeit zu finden ist. »Die Sphäre der Zirkulation oder des Warenaustausches, innerhalb deren Schranken Kauf und Verkauf der Arbeitskraft sich bewegt, war in der Tat ein wahres Eden angeborener Menschenrechte. Was allein hier herrscht, ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham. Freiheit! Denn Käufer und Verkäufer einer Ware, z. B. der Arbeitskraft, sind nur durch ihren freien Willen bestimmt. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen. Der Kontrakt ist das Endresultat, worin sich ihre Willen einen gemeinsamen Rechtsausdruck geben. Gleichheit! Denn sie beziehen sich nur als Warenbesitzer aufeinander und tauschen Äquivalent für Äquivalent. Eigentum! Denn jeder verfügt nur über das Seine. Bentham! Denn jedem von beiden ist es nur um sich zu tun. Die einzige Macht, die sie zusammen und in ein Verhältnis bringt, ist die ihres Eigennutzes, ihres Sondervorteils, ihrer Privatinteressen. Und eben weil so jeder nur für sich und keiner für den anderen kehrt, vollbringen alle, infolge einer prästabilierten Harmonie der Dinge oder unter den Auspizien einer allpffigen Vorsehung, nur das Werk



ihres wechselseitigen Vorteils, des Gemeinnutzens, des Gesamtinteresses. Beim Scheiden von dieser Sphäre der einfachen Zirkulation oder des Warenaustausches, woraus der Freihändler vulgaris Anschauungen, Begriffe und Maßstab für sein Urteil über die Gesellschaft des Kapitals und der Lohnarbeit entlehnt, verwandelt sich, so scheint es, schon in etwas die Physiognomie unsrer dramatis personae. Der ehemalige Geldbesitzer schreitet voran als Kapitalist, der Arbeitskraftbesitzer folgt ihm nach als sein Arbeiter; der eine bedeutungsvoll schmunzelnd und geschäftseifrig, der andere scheu, widerstrebsam, wie jemand, der seine eigne Haut zu Markt getragen und nun nichts anderes zu erwarten hat als die – Gerberei.« (Marx, *Kapital*, Bd. 1, S. 189 ff.) Die Industriekultur – so sie ihren Gegenstand ernst nimmt – leuchtet die historischen Formen dieser »Gerberei«, der Anwendung der Arbeitskraft, und die Dynamik, die durch die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit entfaltet wird (absoluter und relativer Mehrwert, technischer Fortschritt etc.) aus, sie studiert das ökonomische, herrschaftliche und kulturelle Regime, das der Kapitalist errichtet und der Arbeiter zu beeinflussen versucht und sie fragt nach der Wirkung der Industrie auf die Gesellschaft.

Nein, weil man Industriekultur besser in Szene setzen kann und aus ihr Wertvolleres herausholen kann als dies derzeit im Saarland geschieht.

Wie sähe eine solche profundere und seriöse Industriekultur aus? Es müssen an dieser Stelle einige kursorische Bemerkungen genügen, weil die Agenda einer geläuterten Industriekultur erst noch geschrieben werden muß, weil dies noch »work in process« ist. Der historische Mensch sollte diese Aufgabe anpacken, wenn er den Lauf der Dinge beeinflussen will. Die Gelegenheit ist da, das Rumoren über das industriekulturelle Ballyhoo wird lauter, der Generaldirektor muß irgendwann »liefern«.

Die Prolegomena für diese noch zu erstellende Agenda hat Marx verfaßt, der wie kein zweiter in die Genese der Industrie und in den Maschinenraum des Kapitalismus eingetaucht ist: »Man sieht, wie die Geschichte der Industrie und das gewordne gegenständliche Dasein der Industrie das aufgeschlagene Buch der menschlichen Wesenskräfte, die sinnlich vorliegende menschliche Psychologie ist, die bisher nicht in ihrem Zusammenhang mit dem Wesen des Menschen, sondern immer nur in einer äußeren Nützlichkeitsbeziehung gefaßt wurde, weil man – innerhalb der Entfremdung sich bewegend – nur das allgemeine Dasein des Menschen, die Religion, oder die Geschichte in ihrem abstrakt-allgemeinen Wesen, als Politik, Kunst, Literatur etc., als Wirklichkeit der menschlichen Wesenskräfte und als menschliche Gattungsakte zu fassen wußte. In der gewöhnlichen, materiellen Industrie [...] haben wir unter der Form sinnlicher, fremder, nützlicher Gegenstände, unter der Form der Entfremdung, die vergegenständlichten Wesenskräfte des Menschen vor uns. Eine Psychologie, für welche dies Buch, also grade der sinnlich gegenwärtigste, zugänglichste Teil der Geschichte zugeschlagen ist, kann nicht zur wirklichen inhaltvollen und reellen Wissenschaft werden.« (Marx, MEW/ Ergänzungsband 1, S. 542) Marx begründet damit eine materialistische Kulturtheorie, deren wesentlicher Kern die Industrie – oder anders gefaßt die Auseinandersetzung mit der Natur und die Reproduktion der Gattung – ist. Die Industrie (Basis) schafft nicht nur die Grundlage der Kultur (Überbau), sie ist Kultur, wenngleich entfremdete Kultur. Damit ist die Programmatik der Industriekultur auf den Begriff gebracht: die Feier der Industrie als Entäußerung und Entfaltung der menschlichen Wesenskräfte und die Kritik der Industrie als verselbständigte Macht, die ihre Erzeuger unterjocht. Das Maschinensystem als Leib der Fabrik ist kein unschuldiges Ding, sondern in es ist der Zweck der Produktion (Profit) genauso eingeschrieben, wie es sich unter diesem Zweck aus einem Mittel der Arbeitserleichterung in ein Mittel der Arbeitsverschärfung verwandelt. »Gleich jeder anderen Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit soll sie [die Maschine – der Verf.] Waren wohlfeilern und den Teil des Arbeitstages, den der Arbeiter für sich braucht, verkürzen, um den anderen Teil seines Arbeitstages, den er

dem Kapitalisten umsonst gibt, zu verlängern. Sie ist Mittel zur Produktion von Mehrwert.« (Marx, *Kapital*, Bd. 1, S. 391)

Eine Industriekultur, die diese Dialektik nicht mitdenkt, verfehlt ihren Gegenstand. Sie gefällt sich dann entweder in einer Technikgeschichte als Geschichte genialer Erfindungen oder in der Abfassung von Charles Dickens-Dramen über leidgeprüfte Opfer der Großen Industrie. Tatsächlich ist die Große Industrie die Schöpfung der arbeitenden Menschen, ohne die keine Erfindung materielle Gestalt annehmen würde, und tatsächlich erfinden oft auch Arbeiter, ohne daß dies an die große Glocke gehängt würde. Und so beeindruckend die Marxschen Metaphern über den Arbeiter als Anhängsel der Maschine sind, sie beschreiben den Verwertungsprozeß und nicht den konkreten Arbeitsprozeß, in dem die Subjektivität und der Wille der Arbeiter nie ganz eliminiert werden können. Das Drama der Großen Industrie ist, daß ihre Erbauer sich von ihren Produkten beherrschen lassen, daß sie ihre Schöpfermacht nicht in soziale Gestaltungsmacht umsetzen können. Wie sich dieses Drama historisch entwickelt, welchen Formenreichtum es annimmt und wo wir heute stehen, dies zu vermitteln ist die vornehmste Aufgabe der Industriekultur.

Wie läßt sich ein solcher Anspruch umsetzen, wie pragmatizieren? Drei Aufgabenstellungen warten auf den historischen Menschen – und damit kann nur der kritische historische Mensch gemeint sein: a) ein Verständnis zu erzeugen für den Typus menschlicher Arbeit, die in dem jeweiligen Industriedenkmal zu leisten war, b) eine Vorstellung von der Fabrik/der Industrie als Einheit von technischem, ökonomischem, sozialem und kulturellem Raum

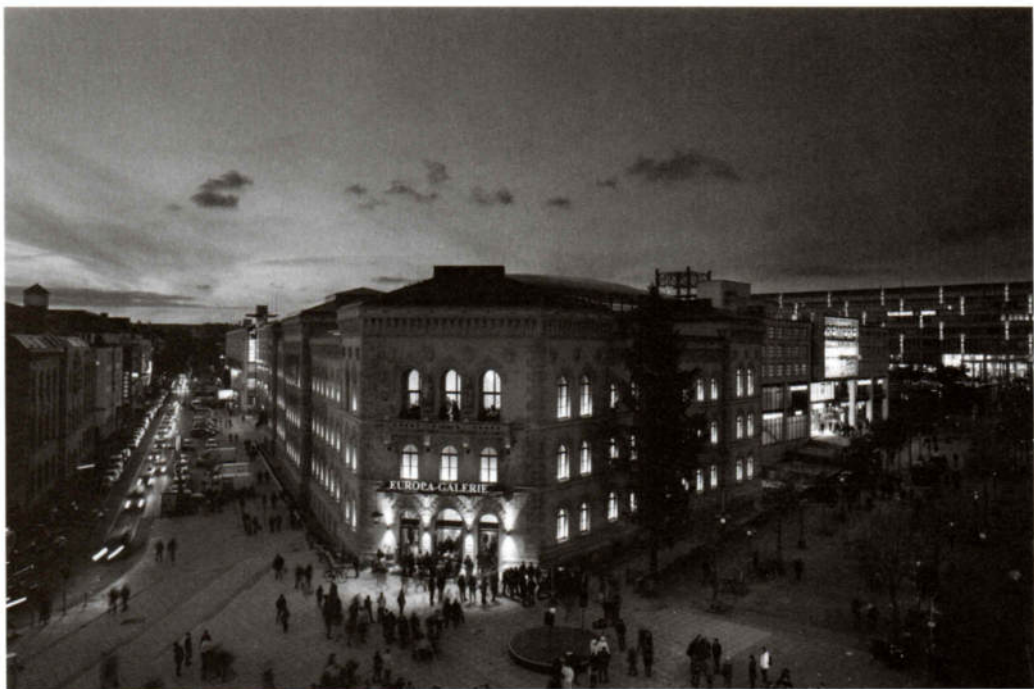
zu entwickeln und c) den Bogen zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schlagen. Eine antiquarische Industriekultur, die nur Industriefriedhöfe hervorbringt, ist entbehrlich wie überhaupt jede Befassung mit der Geschichte, die nicht dazu beiträgt, uns und unsere Mitwelt besser zu verstehen, ein Luxus ist. Gerade weil die Industrie nicht in eine Dienstleistungs- oder Wissensgesellschaft verschwindet, sondern total wird und auch die Dienstleistung und das Wissen industrialisiert, wäre es sträflich, die Wirkung der traditionellen auf die moderne Industrie und die Frage nach dem Alten im Neuen auszublenden.

Machbar ist eine solche Vertiefung und Aktualisierung des Industriekultur-Diskurses gewiß nicht auf den ausgetretenen Pfaden. Man muß sich frei machen und ganz neue Fragen stellen, was voraussetzt, die bisherige Befassung mit Industriekultur zu reflektie-



ren. Wie wurde die Industriegeschichte hierzulande historisiert, welche Mythen geistern durch den Diskurs, welche Deutungsmuster werden transportiert, was wird alles nicht thematisiert, welche Interessen sind bei der Aufarbeitung der altindustriellen Vergangenheit im Spiel? Erst wenn diese Arbeit der Dekonstruktion und Ideologiekritik geleistet ist, kann man zu neuen Ufern aufbrechen und Fragen aufwerfen, die auch die Nachgeborenen tangieren. Einige davon seien hier nur flüchtig angerissen: Was war das eigentlich für eine Arbeit, die in den Hütten und Gruben verrichtet wurde? War das die typische vor-determinierte repetitive oder überwachende Maschinenarbeit (Arbeit an einer Maschine) oder nicht eher der zyklische Kampf mit den Elementen, der große Freiheitsgrade beinhaltete (Arbeit mit einer Maschine)? Was löst ein solches Erlebnis der Beherrschung komplexester Prozesse und des Umgehenkönnens mit den größten Risiken im Bewußtsein und Selbstverständnis der Arbeiter aus? Warum unterwerfen sich diese »Arbeitsheroen« den despotischen und militaristischen Regimes in Hütten und Gruben, warum gibt es diese Regimes dort überhaupt? Existiert vielleicht ein Zusammenhang zwischen dieser Art von Industrie – es geht um Stofferzeugung (Prozeßindustrie), nicht um Stoffumwandlung und -verformung – und der Herrschaftsform? Hat

Friedrich Engels am Ende sogar Recht, wenn er auf die Notwendigkeit von Autorität im Produktionsprozeß hinweist? Warum haben die Arbeiter die Herrenmenschen und Kriegstreiber Stumm und Röchling nicht gehaßt? Wieso vermenschlichen Arbeitsveteranen die »Arbeitshölle, die die Hütten und Gruben in der Wahrnehmung der kritischen Historiker waren, als das »alte Schätzchen«? Wie war es möglich, daß die uneingeschränkte Despotie des preußischen Staates und der Industriebarone, die autoritäre Harmonie, die personale Herrschaft (Saarabien) sich in die konstitutionelle mitbestimmte Fabrik mit starken Gewerkschaften transformierte? Welches Bewußtsein können »Arbeiterbauern«, die das Gros der Montanbeschäftigten waren, im Gegensatz zu Proletariern entwickeln? Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Zusammenstehen-Müssen unter Tage, der Kollegialität am Hochofen, im Stahl- und im Walzwerk und der privaten Lebensweise und Lebenswelt? Wie waren eigentlich die Verhältnisse in den kleinen und mittleren Betrieben, die zum Montancluster gehört haben? Gab es neben dem offensichtlichen körperlichen Verschleiß schwerindustrieller Arbeit auch schon die psychischen Risiken, die die heutige entgrenzte und prekarierte Arbeit begleiten? Hat das politische Totalversagen der saarländischen Gesellschaft 1935 und 20 Jahre später



etwas mit der industriellen Sozialisation der Arbeiterschaft zu tun?

Solche Fragen kann die Struktur- oder Globalgeschichte nicht beantworten. Hierfür bedürfte es dichter Monographien, die die Geschichte der Unternehmen als Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte erzählen. Derartige Firmengeschichten gibt es nicht für die Stahldynastien (für die gibt es stattdessen Hagiographien der Firmenlenker oder Festschriften) und den Bergbau geschweige denn für die kleineren Betriebe im Schatten der Montanindustrie. Eine Ausnahme bildet das wuchtige Werk von Hubert Kestenich, *Aufstieg und Wandel. 140 Jahre Völklinger Hütte*. Es ist uns kurz vor Redaktionsschluß auf den Tisch geflattert und wird in der nächsten Ausgabe rezensiert. Für die Industriekultur tut sich hier ein weites Feld auf, das endlich auch die betreten sollten, die als Interessenvertreter der Beschäftigten bislang durch Abwesenheit glänzen.

Epilog

Ich habe im vergangenen Sommer zusammen mit meiner Familie Urlaub in der Industriekultur gemacht. Wir waren in Thüringen, im sanften Tal der Ilm, und haben in einer ehemaligen Getreide- und Kunstmühle, die heute eine Senfmühle ist, in großen hellen und stilsicher umgebauten Räumen, dem früheren Mühlenboden, gewohnt. Die vom Wasser der Ilm getriebene Mühle ist ein ins Auge stechendes Fachwerkgebäude, das unter Denkmalschutz steht, und auf dem Mühlengelände stehen das ehemalige Herrenhaus, der als Säulenhalle angelegte frühere Schweinestall, der jetzt die Mühlenschenke beherbergt (in der ein ausgezeichnetes Mühlenschnitzel serviert wird, das mit Senf aus der eigenen Produktion angemacht ist) sowie weitere Wirtschaftsgebäude. Sie bilden zusammen ein beeindruckend schönes Ensemble, das Künstler zusätzlich mit Installationen veredelt haben. Die Mühle ist inzwischen in der achten Generation und sie produziert heute einen Senf, der aufgrund seiner natürlichen Herstellung Abnehmer in der ganzen Welt findet. Die Mühle ist beides: arbeitende »Fabrik« und Industriedenkmal und dazu noch ein bezaubernder Urlaubs-, manchmal auch Veranstaltungsort. Das Denkmal nahe bringt uns Herr Morgenroth, der Müh-

lenchef in der achten Generation. Er führt uns durch den stillgelegten – aber jederzeit aktivierbaren – Teil der Mühle und er zeigt uns die arbeitende Mühle. Er turnt akrobatisch zwischen den Anlagen herum, verschwindet in einem Aufzug, den er mit einem Strick in einem Höllentempo nach unten läßt, taucht wieder auf und vor allem: er erzählt und erzählt und erzählt. Von der Technik, die er in Gang setzen kann und von der wir begreifen, warum in England die Fabrik Mill heißt – es ist alles da, was einen Fabrikorganismus ausmacht: Bewegungsmaschine-Transmissionsmechanismus-Arbeitsmaschinen. Vom Produktionsprozeß, seinem logischen Aufbau und Ablauf. Von der Arbeit, ihren Gefahren und dem Können der Mühlenarbeiter. Von der Geschichte, die im 17. Jahrhundert begann, der Blütezeit in den Gründerjahren um 1870 herum, den beiden Weltkriegen, der sozialistischen Mühlenproduktion, während der die Familie zwar ab 1972 formal enteignet war, aber faktisch die Mühle weitergeführt hat, dem Treuhand-Desaster, der Rettung durch EU-Gelder und der Transformation in eine Senfmühle. Er gibt uns nebenbei noch eine Einführung in die Gesetze des Getreidemarktes und in die »Industrialisierung« der Senfproduktion, plaudert über die Macht der großen Oligopole und über den Charme des Familienbetriebs. Er macht das alles mit viel Wortwitz, mit Lakonie und mit beißender Kritik am gewöhnlichen Kapitalismus. Man fühlt sich nach einer solchen Führung, die mehr als zwei Stunden dauert, reich beschenkt und von der Geschichte angehaucht. Ich habe mich dann in die angrenzende saftige Wiese neben die Ilm gelegt, Goethe, der nur einige Kilometer entfernt residiert hat, zur Hand genommen und bin über diesen Satz gestolpert: »Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.« Was will der Meister uns Industriekultur-Interessierten damit bloß sagen?



Das saarländische Fenster in die Welt

Zur aktuellen Situation der Universität des Saarlandes

Die Saarbrücker Hefte führten ein Gespräch mit Prof. Eike Emrich und Freya Gassmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Sportökonomie und Sportsoziologie der Universität des Saarlandes, über die derzeitige Spardiskussion, die Aufgaben der Universität des Saarlandes und ihre Zukunft angesichts der Reduzierung ihrer Finanzmittel. Gemeinsam mit Wolfgang Meyer und Luitpold Rampeltshammer hat Eike Emrich im Jahr 2013 den Band *Die Universität des Saarlandes in sozio-ökonomischer Perspektive* herausgegeben, unter der Mitwirkung der Autoren Jessica Knoll, Nadine Staub-Ney, Adrian Müller, Adrian Kalb, Konstantin Herrmann, Ashok Kaul, Markus Hagedorn, Manuel Schieler und Freya Gassmann. Darin enthalten sind einige Beiträge, die den Nachweis erbringen, daß die Universität des Saarlandes sich in vielfacher Hinsicht für das Land »rechnet«.

Sie haben in Ihrer Untersuchung gezeigt, daß jeder Euro an Landesmitteln, der für die Universität des Saarlandes als Landeszuschuß gewährt wird, nach einer konservativen Rechnung rund 1,60 Euro für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes erbringt. Wie sind sie zu diesem Ergebnis gekommen?

Eike Emrich: Sie sprechen die ökonomischen Effekte der Universität des Saarlandes an. Um diese zu untersuchen, ist es zunächst notwendig, zwischen direkten und indirekten wirtschaftlichen Effekten der Universität zu unterscheiden. Die Universität des Saarlandes erhält Landesmittel zur Finanzierung, im Jahr der Untersuchung rund 192 Mio. Euro, dazu kommen dann erhebliche Drittmittel für Forschungsaktivitäten von Bund, Land, Industrie und anderen Geldgebern. Parallel dazu haben wir uns angeschaut, welche Investitionen unter anderem in Baumaßnahmen stattfinden und welche Effekte dies in der Wirtschaft auslöst. Des Weiteren gibt es im Umfeld der Universität zahlreiche An-Institute, die teilweise mit der Universität verbunden sind, aber eigenständig Drittmittel einwerben, die ebenfalls zu erheblichen Geldzuflüssen von außerhalb ins Saarland führen. Wir haben uns die Beschäftigungsverhältnisse angeschaut, das heißt die Frage gestellt, wie viele Menschen verdienen an der Universität des Saarlandes ihr Geld und wo findet der Konsum dieser Menschen statt. Dazu ist natürlich relevant, wie viele dieser Menschen im Saarland leben und wieviele aus grenznahen Regionen einpendeln. Von dem Einkommen haben wir die Sparleistungen abgezogen. Und wir haben uns als dritte Säule

angeschaut, wie der studentische Konsum strukturiert ist, das heißt, wieviel die rund 18 000 Studenten jeden Monat durchschnittlich für die Fristung ihres Lebensunterhaltes, für Miete, für ihre Wohnungen usw. ausgeben, und dabei jene unterschieden, die hier ein Zimmer beziehen bzw. hierher einpendeln. Der studentische Konsum betrug beispielsweise 140 Mio. Euro im Jahr aus den hochgerechneten Zahlen. Aus den Ausgaben der Universität, der An-Institute, den Beschäftigten und den Studierenden ergeben sich dann die indirekten Effekte der Universität des Saarlandes. Den direkten Mittelzufluß, beispielsweise aus dem Lohnsteuerrückfluß, ans Saarland haben wir ebenfalls ermittelt, er allein beträgt rd. 14,3 Mio. Euro, die direkt ans Land zurückfließen. Und wir haben dann die Zweitrundeneffekte betrachtet, denn Konsum bewirkt nachfolgende Effekte, das heißt, jeder Euro, der ausgegeben wird, wandert in einen weiteren Geldbeutel und wird wieder ausgegeben. Wir haben eine eher konservative Schätzung durchgeführt. Aus einem komplexen Rechenmodell folgt ein Umsatzvolumen von rund 438 Mio. Euro pro Jahr. In der Wertschöpfung löst dies in den Zweit- und Drittrundeneffekten den mittlerweile in mehreren Studien bestätigten Wert von 1 zu 1,60 Euro aus.

Und dabei haben wir – und das ist wichtig – noch gar keine Effekte mit berücksichtigt, die sich auf Optionen in der Zukunft beziehen. Denn Universitäten sind nicht ausschließlich direkt in der Wissensproduktion am heutigen Markt tätig, sondern sie schaffen die Voraus-

setzungen, daß Innovationen in den Märkten der Zukunft wirksam werden. Das haben sie heute in der Informatik am Beispiel der Datensicherheit; niemand hätte vor zehn oder fünfzehn Jahren voraussehen können, daß diese Fragen heute so enorm wichtig werden. Die Vielfalt der Wissensproduktion von heute sichert die Chancen der Wirtschaft von morgen. Und dies ist in unserem Modell noch gar nicht eingepreist.

Freya Gassmann: Des Weiteren haben wir auch nicht eingerechnet, daß durch die Universität und das Humankapital, das durch sie »produziert« wird, die Voraussetzung geschaffen wird, daß Unternehmen und Firmen gut ausgebildete Angestellte und auch Führungskräfte finden. Aus der qualitativen Befragung der Unternehmen wissen wir, daß es Unternehmen aus den unterschiedlichsten Gründen durchaus schwer haben, Personal von außerhalb des Saarlandes anzuwerben und es einfacher ist, passende Bewerber zu finden, die auch schon vor Ort wohnen. Wenn Unternehmen kein passendes Personal finden, besteht immer die Gefahr, daß sie abwandern oder von Anfang an einen anderen Standort wählen, was natürlich wieder Auswirkungen auf das Saarland hätte.

Sie haben in Ihrer Untersuchung einen grundsätzlichen Druck seitens der Politik auf Bildungseinrichtungen beschrieben. Ist dieser im Saarland stärker als in anderen Bundesländern?

Emrich: Wir erleben in mehr oder weniger starker Ausprägung, in Bayern und Baden-Württemberg etwas geringer, in anderen Ländern stärker, die Entkopplung im Entscheiden, Reden und Handeln von Politikern im Umgang mit der Frage von Bildungsinvestitionen. Man redet über Investitionen in Bildung als seien sie unabdingbar, man entscheidet hinter den Kulissen dann so, daß die ökonomischen Sachzwänge stärker berücksichtigt werden, und man handelt gewissermaßen in Mischformen. Man fördert Bildung, wenn der öffentliche Druck angesichts des beschlossenen Sparens so groß wird, daß die Politik die Legitimation zu verlieren glaubt. Die Schräubchen des Mittelzuflusses werden dann abhängig vom Zeitpunkt (Wahlkampf oder nicht) soweit gelockert, daß nicht zu viel Legitimation verloren geht; dies würde die Wiederwahlchancen gefährden. Das zeichnet den Umgang der Politik mit diesem Thema aus. Dieses Vorgehen hängt mit dem politischen System zusammen. Wenn die Wiederwahl die entscheidende Orientierung ist, und nicht die langfristige Ausrichtung an der Basis einer Volkswirtschaft in einer Region, dann führt

Summe der direkten und indirekten Umsatzeffekte der Universität des Saarlandes und der drei größten An-Institute nach Multiplikatoreffekt

Effektverursacher	Summe der ökonomischen Umsatzeffekte auf der ersten Stufe	Summe der ökonomischen Umsatzeffekte unter Berücksichtigung eines Multiplikatoreffektes von 1,63 und 1,37
Lohnsteuerrückfluß an das Saarland	Annahmen: 80 % der Mitarbeiter der An-Institute haben ihren Wohnsitz im Saarland, Personalquote der Institute: 50 %. Durch die Mitarbeiter der UdS: ~ 13 Mio. Durch die Mitarbeiter der drei größten An-Institute: ~1,3 Mio.	
Universität des Saarlandes	mindestens 287 Mio.	~ 476 Mio. (bei Multiplikator 1,63) ~ 393 Mio. (bei Multiplikator 1,37)
Die drei größten An-Institute in Umgebung der UdS	~ 33 Mio.	~ 55,80 Mio. (bei Multiplikator 1,63) ~ 45,20 Mio. (bei Multiplikator 1,37)
Summe	~ 327 Mio.	~ 531,80 Mio. (bei Multiplikator 1,63) ~ 438,00 Mio. (bei Multiplikator 1,37)

dies zu einer eher kurzfristigen Orientierung. Eine langfristige Ausrichtung müßte gerade Investitionen in Bildungseinrichtungen forcieren. Dies scheitert jedoch an den praktischen Bedingungen der Politik, die doch eher wie ein Unternehmer im Stimmenmarkt agiert.

Gassmann: Im Grunde muß man sich fragen, ob wir im Saarland nicht eine Sonderstellung aufgrund der Großen Koalition haben. Die Opposition ist – zumindest was die Durchsetzungsfähigkeit für Bildungsbelange im Landtag betrifft – relativ schwach aufgestellt, auch wenn sie, was die Universität aber auch Bildungsthemen insgesamt angeht, diese ausdrücklich befürworten. Aber diese Positionen kommen relativ gering zum Tragen.

Emrich: An dieser Stelle möchte ich auf die Sondersituation des Saarlandes hinweisen, und zwar bezogen auf die finanziellen Möglichkeiten des Landes bzw. die Relation einer großen Universität zu einem kleinen Land, das sich die vielfältigsten Bildungseinrichtungen leistet, obwohl die Bevölkerungsgröße dies angesichts des Steueraufkommens nicht leicht macht. Das Saarland hat insgesamt mehrere Problemzonen. Da ist die Relation aus Bevölkerungszahlen, wirtschaftlicher Stärke, Steueraufkommen und auf der anderen Seite stehen Kosten wie die der Universität als Einrichtung und andere Bildungseinrichtungen. Dieses Problem hat den Charakter eines sich über die Zeit zwangsläufig zuspitzenden Dilemmas. Die sowieso schrumpfende Bevölkerung wird umso stärker schrumpfen, je weniger man in die Bildungseinrichtungen, vornehmlich die Universität, investiert. Weil die Universität der zugleich stärkste Zug- und Bindungsfaktor für junge Menschen ist, die wiederum in der nächsten Periode die Garantie dafür sind, daß das Land überhaupt langfristig eine Existenz hat, weil wir eine starke Abwanderungstendenz haben, die ohne die Universität noch dramatisch steigen wird usw.. Gleichzeitig hat dieses Land einen Bildungsrückstand gegenüber anderen Bundesländern, und das verschärft angesichts des zunehmenden Konkurrenzdrucks um Humankapital dieses Problem in der nächsten Runde nochmals. Wir sind also in der Situation, daß das Land einer Schuldenbremse unterliegt, die die notwendige Investition in Bildung zügelt, während wir gleichzeitig zur Sicherung eines genügenden Anteils junger Menschen, eines genügend hohen Humankapitals, zum Überleben in der nächsten Periode

gerade jetzt in Bildung investieren müßten. Hier findet etwas statt, was höchst widersprüchlich ist, da die Schuldenbremse gerade jetzt wirksam wird, und sich dadurch die negativen Effekte für die Zukunft potenzieren.

Die Schuldenbremse wurde unter anderem unter dem Stichwort Generationengerechtigkeit eingeführt. Wäre in diesem Fall eine strikte Einhaltung der Schuldenbremse zu Lasten der Bildungsinvestitionen in die nachfolgenden Generationen kontraproduktiv?

Emrich: Es wäre kontraproduktiv – das ist das Erste. Wenn wir jetzt an der Bildung sparen, potenzieren wir die negativen Effekte in der Zukunft. Das Zweite ist: Schuldenbremse ja, aber den Stand der Schuldenbremse eines Bundeslandes muß man immer am Verhältnis der Schuldenlast zum Bruttoinlandsprodukt messen. Insofern wäre es meiner Ansicht nach auch angemessen gewesen, die Universität an der allgemeinen Entwicklung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und des Steueraufkommens partizipieren zu lassen, die Zuwendungen sollten nicht überproportional wachsen, aber auch nicht unterproportional, um genau jene Effekte nicht über Gebühr zu verstärken.

Sie haben den Nachholbedarf des Saarlandes bzw. der saarländischen Bevölkerung hinsichtlich der Bildungsabschlüsse bereits erwähnt. Ist absehbar, daß mit den jetzt geplanten Sparmaßnahmen der Nachholbedarf nicht mehr umgesetzt werden kann?

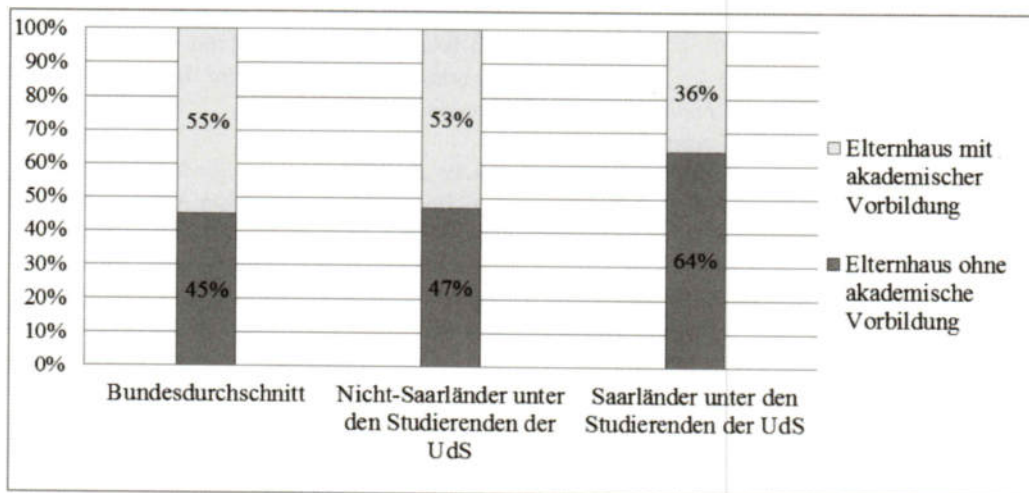
Emrich: Dies ist ein vielschichtiges Problem, Fakt ist, im Saarland ist der Anteil der saarländischen Bürgerinnen und Bürger mit einem akademischen Abschluß geringer als in anderen Bundesländern. Gleichzeitig stellen wir fest, daß unter den Studierenden der Universität des Saarlandes, die aus dem Saarland kommen, überproportional viele ein Elternhaus ohne akademische Vorbildung haben, die Universität also die Funktion hat, Aufstieg über eine Generation hinweg über Bildung möglich zu machen. Allerdings argumentiert man auch auf Seiten der Landesebene, daß man Bildungsaufstiege über andere Arten von Bildungseinrichtungen ermöglichen kann und nicht nur über die Universität. Beispielsweise über ein duales Studium, Fachhochschulen usw. Dieses stimmt, aber ich möchte darauf hinweisen, daß ein duales Studium, das vom Arbeitgeber finanziert wird, sehr spezifisch

auf die Belange des Arbeitgebers zugeschnitten ist und zudem über die Lebensspanne eines Individuums ein geringeres Einkommen generiert als bei einem Universitätsstudium. Im Vergleich wird dort also die Sicherheit der subventionierten Qualifikation mittels dualen Studiums bezahlt mit der Spezialisierung des Studienfaches, das einen enger an einen Arbeitgeber bindet als ein generalisierendes Universitätsstudium, das den Kandidaten eher zu vielfältigen Prozessen der Selbsttransformation im Berufsleben ermächtigt und künftige Arbeitgeber- und Branchenwechsel im Karrierepfad erleichtert. Das duale Studium führt vielfach zu einer Art Monopolrente, indem man dort zwar sicher bezahlt wird, aber lebenslang ein, verglichen mit einem Universitätsstudium, durchschnittlich geringeres Einkommen erzielt und zudem weniger Chancen hat, einen meist einkommenssteigernden Branchen- und Arbeitgeberwechsel zu vollziehen. Es werden mit dem Hinweis auf duale Studiengänge Interessen der Wirtschaft auf spezifiziertes Humankapital stärker gewichtet als die auf Selbsttransformationskompetenzen ausgerichteten Interessen von Individuen. Was übrigens interessanterweise in der nächsten Runde aufgrund des niedrigeren Arbeitseinkommens auch Effekte auf das Steuereinkommen des Landes hat. Insofern sollte man darüber aufklären, welche Folgen dies individuell hat.

Bei dem anderen Punkten muß ich ganz klar festhalten, daß die Universität den Bildungsrückstand durch den überproportional hohen Anteil von Landeskindern ohne akademische Vorbildung tatsächlich kompensiert, also die Funktion einer Bildungsleiter wirkungsvoll übernimmt.

Stellen wir ein Gedankenexperiment an. Denken Sie sich die Universität weg. Würden die Landeskinder an andere Universitäten gehen? Zu einem nicht unerheblichen Anteil würden sie dies aufgrund der geringeren Einkommen im Bundesvergleich nicht, das heißt, die Eltern wären nicht in der Lage, eine Ausbildung außerhalb des Saarlandes zu finanzieren, wo abgesehen von den neuen Bundesländern auch höhere Lebenshaltungskosten anfallen würden. Im Übrigen würde dies gerade wieder junge Menschen aus Elternhäusern ohne akademische Vorbildung treffen, die insgesamt eine geringere Bildungsaspiration aufweisen. Das merkt man auch an der geringeren Neigung zu BAföG. Würden Sie deshalb etwas anderes studieren, an der Fachhochschule zum Beispiel? Ein Teil ja. Aber dann hätten wir in der nächsten Runde wieder einen Negativeffekt, denn die Einkommen von Fachhochschulabsolventen sind im Markt immer noch zumindest in einigen Branchen durchschnittlich niedriger als die von Universitätsabsolventen. Die Steuereinnahmen, die vom Saarland aus dieser Einkommensdifferenz

Saarländische Herkunft und Fach- oder Hochschulabschluß der Väter der Studierenden der Universität des Saarlandes ($n = 1.659$) (eigene Berechnung), sowie höchster Abschluß der Eltern im Bundesdurchschnitt 2012 aus der 20. Sozialerhebung (Seite 83)



bezogen werden, und die indirekt von der Universität ermöglicht werden, fehlten in der nächsten Periode. Es ist eine ganz schwierige Situation. Man kann es drehen und wenden wie man will. Würde man die Zahl der Studienplätze an der Universität drastisch reduzieren, wäre die Reduktion des Bildungsrückstandes sehr viel schwieriger, wenn nicht gar gefährdet, und damit auch künftige Einkommenschancen.

Gassmann: Die Reduktion von Studienplätzen an der Universität hätte auch Auswirkungen auf den demographischen Wandel, von dem das Saarland unter den alten Bundesländern am stärksten betroffen sein wird. Die Hälfte der Studierenden der Universität kommt von außerhalb, so daß das Saarland aktuell in dieser Alterskohorte eine Zuwanderung zu verzeichnen hat. Das heißt, bei den Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen ist es aktuell so, daß mehr ins Saarland zuziehen als wegziehen. Die Universität hat daran einen extrem großen Anteil, auch im Vergleich zur HTW. Nach unseren Schätzungen kommt etwa die Hälfte der Zuzüge durch die Universität zustande. Wenn hier eine Reduktion von etwa zwanzig Prozent vorgenommen wird, dann kehrt sich das Wanderungssaldo ins Negative. Somit kommen dann nicht nur weniger junge Menschen hierher, sondern es werden auch weniger junge Menschen die Möglichkeit haben, im Saarland zu verbleiben und am Ende ihres Studiums möglicherweise ihren Lebensmittelpunkt im Saarland zu finden. Dies führt dann pfadabhängig zu sich dynamisch verschlechternden Bedingungen für die Bindung junger Menschen, was wiederum erhebliche Auswirkung auf den Standort des Saarlands und die Wettbewerbsfähigkeit im Bundesvergleich hat.

Der Einstieg des Bundes in die Finanzierung der Hochschulen ist kürzlich auf ein neues Fundament gestellt worden, wodurch auch langfristige Finanzierungen des Bundes möglich werden sollen. Wird dies kurzfristig zu einer Entspannung der Finanzausstattung der Universität führen können?

Emrich: Man muß zugestehen, daß die Landesregierung bei aller Einengung der Handlungsfähigkeit durch die im Jahr 2020 einzuhaltende Schuldenbremse sich um Milderung der Finanznot der Universität bemüht. In diesem Kontext sind zwei Positionen im Haushalt wichtig. Das sind die BAföG-Mittel

und Mittel aus dem Hochschulpakt, die beide nunmehr durch Beschlüsse des Bundes zur Verfügung stehen und dies auch mittelfristig kalkulierbar. Die Frage, wie die endgültige Finanzsituation der Universität aussehen wird, indem man diese Mittel in vollem Umfang weiterleitet oder nicht, wird sich in den nächsten Wochen klären. Insofern gibt es die Möglichkeit der Reduzierung des Spardrucks, indem die Mittel in vollem Maße in den Globalhaushalt der Universität übergehen, der Spardruck wird jedoch auch mit diesen Mitteln noch in erheblichem Maß bleiben, das hat auch etwas damit zu tun, daß die Universität schon seit Jahren unterfinanziert ist, was das Gutachten des Wissenschaftsrates im Übrigen auch bestätigt hat. Jede zeitliche Dehnung des Zustandes der Ungewißheit über die Zukunft der Universität vernichtet im Übrigen über Jahrzehnte mühsam erworbene Reputation und verschlechtert die Bedingungen der Universität im Ringen um die besten Köpfe, Studenten wie Wissenschaftler.

Wie sich perspektivisch die Lockerung des Kooperationsverbotes auswirken wird, ist schwierig abzuschätzen, da die Möglichkeit der stärkeren Einflußnahme des Bundes im Rahmen der Finanzierung sicher politisch rational abgewogen wird mit den Steuerungsinteressen des Landes im Verhältnis zu seiner Universität. Und ich vermute, daß die Interessen des Landes, Einfluß auf seine Universität zu haben, höher gewichtet werden als die Möglichkeiten, die Hochschulen durch Bundesmittel mit zu finanzieren, sofern damit mehr Einflußnahmemöglichkeiten auf Bundesseite einhergehen. Dann lieber, abhängig vom öffentlich kommunizierten Ausmaß des Spardrucks, mehr Einfluß von Landesseite bei Notleiden der Universität als ein stärkerer Bundeseinfluß. Das könnte die politische Rationalität des Landes sein.

In der aktuellen Diskussion fordert das Land von der Universität gleichbleibende Qualität bei real geringer werdenden Mitteln. Die Universität hat in verschiedenen Stellungnahmen darauf hingewiesen, daß dies nicht möglich sein kann: Spitzenforschung, Drittmitteleinwerbung und uneingeschränkte Lehre bei geringer werdender Finanzausstattung. Schon jetzt seien Abwanderungstendenzen insbesondere bei jungen Nachwuchsforschern spürbar. Auch über Kooperationen mit der Hochschule für Technik und

Wirtschaft, so die Landespolitik, sollten Einsparungen durch Synergieeffekte ermöglicht werden.

Emrich: Man kann nicht mehr Sonderforschungsbereiche erwarten und eine annähernd gleichbleibende Anzahl von Studienplätzen vorhalten bei zurückgehenden Finanzmitteln. Das ist ökonomisch nicht möglich. Entweder habe ich eine gegebene Finanzausstattung und überlege, welche Ziele ich damit erreichen kann oder ich gebe Ziele vor und entscheide danach, welche finanziellen Mittel ich zur Zielerreichung benötige. Was wir im Moment erleben, geht nicht, es führt zu überzogenen Erwartungen, die nicht erfüllbar sind, und insofern wird ein Normalisierungsprozeß eintreten müssen, das heißt, mit weniger Geld wird man nicht mehr alle Leistungen erfüllen können.

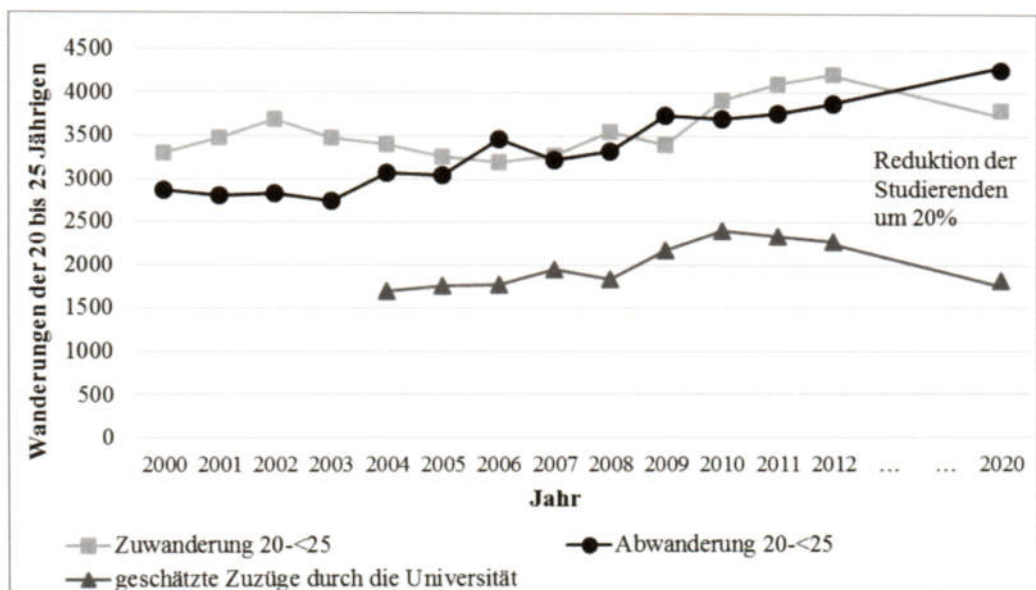
Dieses aber hat Implikationen. Zum einen gehen mit dem Spardruck Reputationsverluste der universitären Einrichtung einher. Insofern wird es schwerer werden, hochqualifiziertes Personal als Ersatz für ausscheidende Forscher zu gewinnen. Und jüngere werden sich angesichts der immer wiederkehrenden Spardiskussionen überlegen abzuwandern. Wir werden in der Gewinnung und Bindung von Personal auf schwierigere Bedingungen treffen. Dieser Prozeß hat aber noch einen Zweitrundeneffekt. Weniger Personal und Sparmaßnahmen führt auch zur stärkeren Belastung in der Lehre, weniger Zeit für die Forschung und für Forschungsanträge, was gleichzeitig auf eine Situation trifft, wo immer mehr Menschen um einen mehr oder minder gleichbleibenden Fördertopf für Forschung konkurrieren, was die Erfolgchancen im Windhundrennen um Forschungsmittel nochmals reduzieren wird. Wir werden also einen sich verstärkenden pfadabhängigen Prozeß erleben, in dessen Verlauf die Reduzierung der Mittel erst in die Schwierigkeit der Gewinnung und Bindung von qualifiziertem Personal und am Ende in zurückgehende Drittmittel führen wird, die sich wiederum nochmals negativ auf ersteres auswirken. Wir werden also einen dynamischen Effekt erleben, der sich auf dem beschriebenen Weg verstärkt, wenn es nicht gelingt, diesen extremen Spardruck tatsächlich ein gutes Stück zu reduzieren. Aber auch wenn das gelingt, hat diese Situation infolge des zugemuteten Spardrucks der Landesregierung schon ein enormes Reputationskapital zerschlagen;

und dieses Kapital aufzubauen hat Jahrzehnte gedauert, es zu zerschlagen geht schnell.

Und insofern ist es ziemlich vermessen zu glauben, daß diese Einrichtung mit weniger Geld in der Forschung und Lehre gleich oder stärker sein soll, bei gleichbleibenden Studentenzahlen, und sich dabei keine negativen Effekte über die Zeit zeigen werden. Das wäre eine Art ökonomisches Perpetuum mobile, das sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zieht. Es würde mich sehr interessieren, wie dies gehen soll.

Gassmann: Aktuell ist es so, daß wissenschaftliche Mitarbeiter, die einen großen Anteil an Lehre und Forschung haben, nur Verträge mit einer Laufzeit von zwei Jahren erhalten, das heißt, der abgeschlossene Arbeitsvertrag reicht durchschnittlich nicht aus, um eine Promotion erfolgreich abzuschließen. Auch die Verträge von wissenschaftlichen Mitarbeitern, die jetzt an der Universität arbeiten und aktuell zur Verlängerung anstehen, dürfen eine Laufzeit von zwei Jahren nicht übersteigen, das ist eine der ersten Auswirkungen des Spardrucks auf die Universität. Bundesbildungsministerin Johanna Wanka hat zu Recht darauf hingewiesen, daß wissenschaftliche Mitarbeiter von vornherein die Möglichkeit haben sollten, ihre Promotion auch innerhalb ihres Arbeitsverhältnisses abschließen zu können. Arbeitsverträge mit derart kurzfristigen Laufzeiten enthalten ein Signal, das durchaus dazu führt, daß man nicht mehr die Besten der Besten bekommt, weil der wissenschaftliche Mitarbeiter, der zum Beispiel aus Berlin kommt, sich überlegen wird, ob er oder sie für einen Arbeitsvertrag mit einer Laufzeit von zwei Jahren an eine Universität kommt, an der immer wieder neue Sparmaßnahmen diskutiert werden und er bzw. sie sich nicht sicher sein kann, daß die Promotion in dieser Zeit durchgeführt werden kann. Da stellt sich dann die Frage, ob er oder sie sich nicht nach einer anderen Universität mit besseren finanziellen Bedingungen umschaute. Es ist zu erwarten, daß Professoren bald Probleme haben werden, unter diesen Bedingungen geeignete Mitarbeiter zu finden.

Emrich: Der Subtext lautet angesichts der Tatsache, daß die Politik sagt, mehr Sonderforschungsbereiche bei gleicher Zahl der Studienplätze und weniger Finanzmitteln, ihr seid ineffizient. Ich will gleich aufräumen mit diesem Vorurteil der Politik. Die Universität läuft



Zuzüge der 20 bis 25 Jährigen und Zuzüge durch die Universität und geschätzte Reduktion. Daten der Statistischen Berichte des Statistischen Amtes des Saarlandes, Reihe A III 1, versch. Jahrgänge, Jahrbücher der UdS, eigene Darstellung

seit vielen Jahren gewissermaßen gleichzeitig mit Unterfinanzierung und deren teilweisen Kompensation durch Überdrehzahl. Warum ist das so? Wer in die Forschung geht, ist intrinsisch motiviert. Dem sind die 38,5-Stundenwoche oder 40-Stundenwoche völlig egal. Er will forschen. Er will von seiner Arbeit leben können, er will sich in Ruhe seinen Fragen widmen. Dafür beutet er sich in normativer Selbstverpflichtung freiwillig selbst aus und arbeitet viel mehr Stunden als der Tarifvertrag vorsieht. Das ist gewissermaßen normal, kommt jedoch sowohl der Forschung als auch der Lehre, letztlich aber in Form neuen Wissens auch anderen, zum Beispiel auch dem Land, zugute.

Jetzt kommt auf jene Menschen eine Diskussion über erweiterte Sparzwänge zu und damit wird die Frage von Arbeitsbedingungen, Vertragsbedingungen usw. relevant. Menschen, die also schon durch Überbeanspruchung ihrer selbst die Universität und insbesondere die Forschung am Laufen hielten, werden jetzt mit zusätzlichen Problemen belastet und gleichzeitig wird von ihnen in der Zukunft noch mehr Einsatz in Form von Arbeitsverdichtung erwartet, dabei liefen sie schon vorher auf Überdrehzahl. Dies ist eine Form der Vernichtung von sozialem Kapital, in deren Verlauf die Bindung an die Einrich-

tung reduziert wird. Das ist auch unter dem Aspekt der Fürsorgepflicht des Landes gegenüber seinen Angestellten oder Beamten ein schwierig nachvollziehbares Unterfangen.

Gassmann: Bei den Sparmaßnahmen muß man zwischen den eher geisteswissenschaftlichen und den eher naturwissenschaftlichen Fakultäten unterscheiden, die stärker auf Materialeinsatz angewiesen sind. Bei den ersten bedeuten Mittelkürzungen fast ausschließlich Personalkosteneinsparungen. Logischerweise wird es in diesen Fächern sofort die wissenschaftlichen Mitarbeiter treffen. Es gibt zwar die Zusicherung, daß es keine betriebsbedingten Kündigungen geben wird. Allerdings werden auslaufende Verträge – wie in der Wissenschaft üblich, haben sehr viele der jungen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen befristeten Vertrag – nicht verlängert werden. Davon könnten auch einige betroffen sein, die mitunter nur noch ein halbes Jahr bräuchten, um ihre Promotion abzuschließen. An diesen Mitarbeitern hängen unter Umständen auch Familien. Die Nichtverlängerung hat weitreichende Folgen, eben nicht nur für den einzelnen Mitarbeiter, sondern auch für deren Kinder und Partner.

Emrich: An dieser Stelle möchte ich auch noch etwas zu der Vorstellung sagen, daß man durch Kooperationen die Finanznöte von

Hochschulen reduzieren kann. Wie entsteht eine Kooperation? Ein Wissenschaftler A lernt einen Wissenschaftler oder eine Wissenschaftlerin B kennen, sie haben gemeinsame Interessen und gemeinsame Voraussetzungen, arbeiten an gemeinsamen Themen und ergänzen sich auf hervorragende Weise. Sie kooperieren dann automatisch, wenn sie den Ertrag der Kooperation höher einschätzen als wenn jeder für sich arbeitet. Unter diesen Voraussetzungen entwickelt sich eine stabile Kooperation und jeder opfert seine Entscheidungsautonomie zugunsten des Kooperationsgewinns. Jede verordnete Kooperation führt am Beginn zwangsläufig zu vermehrtem Ressourcenverbrauch. Manchmal stabilisiert sie sich auch oder erweist sich zufällig als wirksam im Sinne eines Synergieeffektes. Wozu führen aber regelmäßig verordnete Kooperationen? Es kommt zu Abstimmungskosten, unzähligen Sitzungen zum Abgleich der Interessen, zu neuen Organisationsformen, zu erweiterten Verwaltungsstrukturen und im Kern zur Simulation der Kooperation bei hinter der Oberfläche beibehaltener Eigenständigkeit und des Eigeninteresses. Kooperationen lassen sich nicht verordnen. Kooperationen entwickeln sich aus Eigeninteresse der Individuen. Anstatt Kooperationen zwischen Einrichtungen zu verordnen, sollte man bestehende Kooperationen, die sich als tragfähig erwiesen haben, stärker materiell unterstützen. Das wäre eine wesentlich sinnvollere Vorgehensweise. Hinsichtlich der Idee, daß sich Kooperationen als Allheilmittel erweisen könnten, schlage ich vor, daß man sich einmal nur die Opportunitätskosten anschaut, also der entgangene Nutzen all jener Stunden, die hochqualifizierte Personen in Sitzungen verbringen, um die Kooperation zu entwickeln, die letztlich nicht den von mir zuvor genannten Eingangskriterien einer gelingenden Kooperation genügen.

Hochschulen sollten Ihrer Meinung nach nicht unbedingt in einen Wettbewerb geschickt werden. Wie begründen Sie diese Ansicht?

Emrich: Indem man das Modell der Märkte und klassischer Wettbewerbsformen auf Wissensproduktion überträgt, setzt man voraus, daß Wissen ein allgemein produzierbarer Gegenstand ist. Die Produktion von Wissen und Innovation ist aber von vielen Unsicherheiten begleitet, in dessen Verlauf Zufälle, spontane Einfälle usw. wichtig sind. Es handelt sich

somit um einen ergebnisunsicheren, nicht planbaren Bereich. Wir wissen nur, daß man sich damit beschäftigen muß. Dann kommt die Innovation oder sie kommt nicht. Aber eins ist klar, wenn ich mich nicht damit beschäftige, dann kommt ganz sicher nichts dabei heraus. Politik tut aber so, als wären Innovation und Wissen völlig planbar, als könnten Patente am laufenden Band produziert werden.

Zu diesem Zweck ruft sie die Exzellenzförderung aus und treibt alle in einen Wettbewerb um Exzellenz. Daraus folgt, daß alle zunehmend um Mittel im Rahmen von Exzellenzinitiativen konkurrieren, alle investieren ungeheuren Aufwand und Zeit in das Stellen von Anträgen, die von Entscheidern begutachtet werden, die jenes Geld verausgaben, das zuvor aus dem System entnommen worden ist. Nun werden einige begünstigt und erhalten den Zuschlag, andere nicht. Diejenigen, die Projekte oder Sonderforschungsbereiche erhalten, werden dann in einer Exzellenztabelle positiv bewertet, die, die sie nicht erhalten, negativ. In der nächsten Runde bewerben sich wieder alle, nur wenige bekommen wieder den Zuschlag, wenn auch der Matthäus-Effekt (kurz, wo Tauben sind, fliegen Tauben hin) eine gewisse Konstanz bringt. Einzelne steigen in der Tabelle auf oder ab, und je nach Bewertungskriterien kann man unterschiedliche Rangkriterien konstruieren, die wiederum politisch anschlussfähig sind. Immer wieder werden so Forscher, die eigentlich ihre Zeit bräuchten, um in Ruhe zu forschen, in erneute Wettbewerbe um künftig zu verausgabende Forschungsmittel getrieben, bei denen sehr viele leer ausgehen und nur einige wenige im Rattenrennen den Zuschlag bekommen. Ich nenne das Ressourcenvernichtung. Allerdings hat auch die Politik so ihren sekundären Wettbewerb, den Exzellenzwettbewerb, in dem sie allerdings die Regeln variieren kann und somit Regelsetzer und Kontrolleur in einem wird und sie den Universitäten Effizienz oder Ineffizienz bescheinigen kann.

Gassmann: Und das geschieht in einem sehr hohen Maß. Wenn man überlegt, wieviel Zeit zur Verfassung von Forschungsanträgen benötigt wird. Zur Erstellung eines Antrages, der überhaupt die Chance auf eine Annahme hat, benötigen Wissenschaftler Tage oder gar Wochen, diese Zeit kann nicht für ihre eigentlichen Tätigkeiten in Forschung und Lehre genutzt werden.

Sonderforschungsbereiche und An-Institute sind in Ihren Berechnungen berücksichtigt worden. Sie sagen, die rigide Sparpolitik gefährde diese.

Emrich: Natürlich, es handelt sich um Doppelbindungsprozesse. Sonderforschungsbereiche sind an Personen und Strukturen geknüpft, die bestimmte gemeinsame und zielführende Aktivitäten und Organisationsformen entwickelt haben. Sie sind ausgerichtet auf ein bestimmtes Forschungsziel und einen bestimmten Forschungsgegenstand. Und je stärker durch die Sparpolitik bestimmte Elemente aus diesem Verbund herausgebrochen werden, umso stärker wird dieser in seinem Bestand gefährdet.

Sie haben in Ihren Untersuchungen einmal davon gesprochen, daß die Universität möglicherweise zu groß sei für ein so kleines Land.

Emrich: Das Saarland hat sich durch die historische Entwicklung, insbesondere durch die wechselnde Grenzziehung zu den Nachbarn, zu einem kleinen Biotop entwickelt, mit einem gewissen Stolz auf sich selbst, gleichzeitig aber auch geprägt durch ein hohes Maß an Innenzentriertheit und, damit verknüpft, einem latenten Unterlegenheitsgefühl gegenüber dem »Reich«. Das Saarland hat es unter anderem deshalb meines Erachtens bis heute nicht geschafft, auf der politischen Seite seine ambivalente Haltung zur Universität zu klären. Ambivalent meint, daß man einerseits sicher stolz auf die Universität ist, aber andererseits sind das eben die da oben. Man hat im Land, dessen Mentalität sich immer noch im kollektiven Gedächtnis aus Stahl und Kohle speist, noch nicht den rechten Bezug zu einer Einrichtung, die Wissen produziert für die Welt und Wirtschaft von morgen und die nicht traditionell innengerichtet ist, sondern deren Funktion es ist, das Fenster in die Welt zu sein, gefunden. Diese Einrichtung ist international, sie ist global, sie hat bei ihren Mitarbeitern kein Lokalkolorit. Sie arbeitet am besten für das Land, indem sie ihren Blick in die Welt richtet, aber das wird noch nicht so recht erkannt. Das liegt übrigens daran, daß man auf Landesseite und auch auf Seiten der politischen Entscheider vielleicht noch nicht ein Ausmaß an Stolz auf die Universität entwickelt hat, das der Sache angemessen wäre. Um es auf den Punkt zu bringen. Diese Universität ist von den Mitteldingen eine der erfolgreichsten, wenn nicht die erfolgreichste. Sie ist also gewissermaßen der

Leuchtturm des Saarlandes. Was würde einem anderes für das Saarland spontan einfallen, wenn jemand etwas Bedeutendes im Saarland benennen sollte?

Die ganze Diskussion um die Sparbelastung ist auch impliziter Ausdruck dieses ambivalenten Verhältnisses des Landes zur Universität. Man hätte die ganze Diskussion auch anders führen können, wenn man am Anfang einmal ein ganz klares Bekenntnis zur Universität, für die Bedeutung der Universität für das Land und der inneren Verpflichtung, alles für ihren Erhalt zu tun, abgegeben hätte. Aber man kommt sich vor, auch wenn man mit Kollegen innerhalb der Universität spricht, als Anhang des Landes, der letztlich geduldet wird, von dessen produktiver Seite man aber nicht völlig überzeugt ist bzw. sie nur ritualistisch wiederholt, in Krisensituationen wird sie aber nicht zur Entscheidungsgrundlage macht.

Sie haben in einem Ihrer Vorträge darauf hingewiesen, daß man von Europa lernen konnte, daß diejenigen profitieren, die gerade Sparanstrengungen nicht erfüllen. Ist »arm, aber sexy« mit steigenden Schulden ein gangbarer Weg für das Saarland?

Emrich: Es gibt ökonomisch durchaus Überlegungen, die sagen, man wird dann kein Übernahmekandidat, wenn man die Schulden aufbläst. Die Beachtung der Schuldenbremse hat nur dann einen Sinn und Zweck für das Land, wenn man der Ansicht ist, daß man sie tatsächlich wird einhalten können. Ob man davon aber wirklich überzeugt ist, kann ich nicht abschließend beurteilen. Vielleicht demonstriert man nur äußerste Anstrengungsbereitschaft, sie einzuhalten in der Hoffnung am Ende des Weges damit eine bessere Verhandlungsposition zu erreichen, wenn man es doch nicht geschafft haben sollte.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes



Nicht wenige sind der Meinung, daß die Geisteswissenschaften völlig überflüssig sind. Man brauche sich nur mal die Titel so mancher Doktorarbeit anzusehen, um zu erkennen, daß die Wissenschaft des Geistes längst von allen guten Geistern verlassen ist. Außerdem sei es wissenschaftlich längst erwiesen, daß es in Wirklichkeit überhaupt keine Geister gibt. Da ist ja vielleicht was Wahres dran.

Also schauen wir auf die saarländische Landespolitik und ihre Schuldenbremse. Da muß gespart werden. Auch an der Uni. Und die Geisteswissenschaften bringen nun mal nix. Also weg damit und fleißig drauflos gespart. Hin zu einer Exzellenz-Sparuni. Dort kann man hervorragend Sparkassendirektoren ausbilden. Die werden ja überall im Land gebraucht. Die Saarländer sparen doch so gerne.

Und außerdem: »Großes entsteht nur im Kleinen.« Aus einer ganz, ganz großen Zahl von Kleingeistern wird dann schon irgendwie ganz von selber der große Geist über uns kommen. Vermutlich überfallartig. Da gilt es anzusetzen. Was weg ist, ist weg. Aber mit einem bißchen frankreichkompetenten Esprit und internationalem Spirit wird es doch möglich sein, das Synapsenschmalz ein wenig knistern zu lassen und eine Vision zu entwickeln. Eine Zukunftsinvestition in eine Alleinstellungsposition, die das Land wirklich voranbringt im internationalen Wettbewerb.

Denkbar wäre doch, daß die Kloschüsselhersteller aus Mettlach, die Schmerzmittel-Fachleute von Kohl Pharma, der Promillespezialist aus Homburg und die gut geölten Ingenieure von ZF-Getriebe sich zusammentun und eine kleine und feine Privatuni mit Schwerpunkt Praxis-Philosophie und philologischer Anwendung gründen. Man könnte dann Gastprofessoren einladen: beispielsweise Joachim Gauck, Günther Jauch, Boris Becker oder Ursula von der Leyen, um nur einige zu nennen. Und auch die heimischen Kräfte könnte man gut einbauen: Meinrad Maria Grewenig würde eine hervorragende wissenschaftliche

Hilfskraft abgeben und Kurt Bohr könnte das Vorlesungsverzeichnis als Opus Magnum publizieren.

Einen wichtigen Akteur haben wir noch vergessen. August Wilhelm Scheer könnte eine E-Learning-Plattform entwickeln, so daß die saarländische Geistesuni über das Internet weltweit ausstrahlt. Daraus könnte dann mit der Zeit so eine Art Volks-Geist-Uni entstehen. Die dort verfaßten Doktorarbeiten hätten endlich einen direkten und praktischen Nutzen. Sie könnten problemlos als Drehbücher für den saarländischen Tatort verwendet werden. Also keine Angst vorm Sparen und mehr Mut. Das wird schon.

Zweistufiges Verhungern am ausgestreckten Arm

Wie ein Land seine Universität ruiniert

Von Julian Bernstein

Fährt man dieser Tage an die Uni, fällt einem auf der Wiese neben der Campushaltestelle als erstes ein Friedhof ins Auge. Auf den zahlreichen Kreuzen steht zum Beispiel Chemie 20, Physik 25 oder Slavistik 100 Prozent – die seit Herbst letzten Jahres im Raum stehenden Sparquoten. Auch wenn sich die Sparlast nach den letzten Schätzungen mit siebeneinhalb Prozent des Globalhaushaltes bis 2020 in den einzelnen Fachbereichen etwas geringer ausnehmen dürfte, steht dieser Fächerfriedhof auch weiter sinnbildlich für die Stimmung unter vielen Universitätsangestellten. »Es gibt Ängste«, sagt zum Beispiel Oliver Petersen von der Fachrichtung Philosophie. Er selbst, als Fachrichtungsreferent, hat Glück. Seine Stelle ist eine der wenigen unbefristeten an der Universität, an der 83 Prozent des akademischen Personals lediglich auf Zeit angestellt ist – und aufgrund der Sparpläne nun bestenfalls noch mit Zweijahresverträgen. Sorgen macht er sich dennoch, denn eine der Philosophieprofessuren könnte wegfallen. Sollte es wirklich soweit kommen, befürchtet er im Vergleich mit anderen Universitäten einen deutlichen Attraktivitätsverlust der Fachrichtung, die mit vier Professuren ohnehin nicht gerade üppig ausgestattet ist. Wichtige Bereiche könnten so nicht mehr gelehrt werden.

Diese Bedenken teilt Petersen mit zahlreichen Vertretern anderer Fächer. Im Vergleich stünde die stark ramponierte Philosophie sogar noch gut da: Auf Wunsch der Landesregierung sollen u. a. die Slavistik, wichtige Lehrstühle der Altertumswissenschaften und der Lehramtsstudiengang Geographie komplett entfallen, die Mechatronik als eigenständiger Fachbereich soll aufgelöst und verbliebene Professuren auf andere Fächer verteilt werden. Eine intelligente Strategie ist dabei kaum zu erkennen. Vielmehr scheint, wie es in einer Petition zum Erhalt der von der Abschaffung bedrohten Klassischen Archäologie heißt, nach dem »biologischen Prinzip der nächsten Vakanz« gekürzt zu werden – also

da, wo gerade jemand in die Rente geht. Wie nachgefragt und renommiert ein Fach ist, welche kulturelle Bedeutung es für das Land hat oder wie hoch die jeweils eingeworbenen Drittmittelquoten sind, scheint kaum eine Rolle zu spielen. Ebenso wenig, daß im Landeshochschulentwicklungsplan konkret vorgegebene Streichungen zum Teil im eklatanten Widerspruch zu den im selben Papier ausgedruckten Zielen stehen. Wie beispielsweise bei der Abschaffung des Lehramts Geographie die deutsch-französische Geographielehrerbildung erhalten bleiben soll, was das Papier ausdrücklich anregt, das weiß wohl nur die saarländische Staatskanzlei.

Ein Fach, das es ebenfalls hart treffen soll, ist die Italianistik. Auch hier möchte man laut Entwurf des Landeshochschulentwicklungsplans die Lehramtsausbildung auslaufen lassen. In einem Papier des Unipräsidiiums standen zunächst sogar beide Italianistik-Lehrstühle zur Disposition. »Dabei gehört die saarländische Italianistik zu den traditionsreichsten in Deutschland«, sagt Lisa Šumski. Die Doktorandin arbeitet am Lehrstuhl von Professor Wolfgang Schweickard für Romanische Philologie. Der soll nun immerhin bleiben. Für den Lehrstuhl von Susanne Kleinert, die sich vorwiegend mit italienischer Literatur auseinandersetzt, sieht es jedoch weiterhin schlecht aus.

Die Baden-Württembergerin Lisa Šumski hat die Folgen der Spardebatte am eigenen Leib erfahren. Während Professoren als Landesbedienstete unkündbar sind, die Uni hier also nur sparen kann, wenn die jeweiligen Lehrstuhlinhaber pensioniert werden, sieht das für den akademischen Mittelbau freilich anders aus. Längere Zeit stand der Plan im Raum, Professuren auf ihre Normausstattung mit gerade einmal einer Mitarbeiterstelle zurückzufahren. Noch bis wenige Wochen vor Auslaufen ihres Vertrags mußte Šumski daher nicht, ob er verlängert würde – und das mit in ihrer Promotion. »Da fühlt man sich

nicht besonders wohl, wenn man in zwei Monaten eventuell ohne Stelle dasteht«, sagt sie. Besonders schlimm sei die Ungewißheit gewesen. »Niemand wußte, wann die Sparmaßnahmen genau greifen, und ob es mich dann treffen würde oder nicht.« Daß es letztlich nicht so weit kam und der Normausstattungsplan fürs Erste vom Tisch ist, dürfte in erster Linie daran liegen, daß man eine Klagewelle der Professoren befürchtet hat. Denn die Normausstattung liegt häufig weit unter den bei den jeweiligen Berufungen vertraglich garantierten Rahmenbedingungen. Daneben spielten freilich auch die öffentlichen Proteste eine Rolle.

Lisa Šumski hat bei der Mobilisierung der Studierenden geholfen und für eine Petition gegen die Sparpläne auf der Straße Unterschriften gesammelt. Daneben engagiert sie sich als Mittelbauspreeherin der Romanistik in diversen, zum Teil fakultätsübergreifenden Gremien. »Das einzig Positive an der Spardebatte ist, daß es den Zusammenhalt unter den Kollegen im Mittelbau gestärkt hat«, sagt sie. Auch die Solidarität der Professoren habe sie positiv überrascht. Ein Erfolg der Gremienarbeit ist eine Ende Februar von Personalrat und Unipräsidium verabschiedete Absichtserklärung, die den Uniangestellten gewisse Sicherheiten garantiert. Unter anderem sollen Mittelbaubeschäftigte, die sogenannte Qualifizierungsstellen innehaben – also Doktoranden und Habilitanden – genügend Zeit bekommen, ihre Arbeiten auch abzuschließen. In die Situation, in der sich Šumski befand, soll zukünftig also niemand mehr geraten. Für die Doktorandin ist das allerdings kein Grund, sich zurückzulehnen. Die Spardebatte will sie gemeinsam mit ihren Kollegen aufmerksam weiterverfolgen. Um die Öffentlichkeit über aktuelle Entwicklungen zu informieren, will sie gemeinsam mit ihren Kollegen demnächst einen Blog betreiben.

Eine verminderte Sparquote, Garantieerklärungen für die Mitarbeiter – ist die Uni also doch noch mit einem blauen Auge davon gekommen, wie Unipräsident Volker Linneweber meint? Birgit Metzger, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Europäische Zeitgeschichte, hält das für Augenwischerei. Selbst wenn nun nur siebeneinhalb statt zwölf Prozent gespart werden soll, gerade für die Geisteswissenschaften dürfte die Sparlast, da kostenintensive Fachbereiche wie die

Informatik und die Medizin von den Sparvorgaben größtenteils ausgenommen sind, in der Tat deutlich höher liegen. Sie selbst habe, sagt sie, aber noch verhältnismäßig gute Arbeitsbedingungen. Ihr Vertrag soll im Juli um zwei Jahre verlängert werden – »soll«, betont sie. Denn Genauer weiß die promovierte Kulturwissenschaftlerin bis heute nicht. Doch selbst wenn alles glattgehen sollte, damit ihr Arbeitsplatz dauerhaft attraktiv bleibt, bedarf es, wie sie es nennt, auch einer lebendigen akademischen Kultur. Darunter fällt zum Beispiel der Austausch mit Kollegen. »Wenn jetzt die Zahl der Mitarbeiter sinkt, mit denen ich Projekte machen und mich austauschen kann, in Kolloquien oder auch nur auf dem Flur, dann ist das einfach nicht attraktiv.« Es sei nicht so, daß sie sich über die Sparpläne jeden Tag den Kopf zerbreche, aber man merke nun mal die Auswirkungen. Ein interdisziplinäres Projekt zum Thema »Natur und Kultur«, das die motivierte Forscherin im letzten Semester gemeinsam mit einem Kollegen aus Freiburg initiiert hat, wäre um ein Haar an Geldmangel



Lisa Šumski

gescheitert. Schließlich hat es doch geklappt: Natur- und Geisteswissenschaftler haben ein Semester lang aus ihrer jeweiligen Perspektive die gleichen Fragestellungen bearbeitet, sich per Skype ausgetauscht und sich zu Schluß gemeinsam zu einer Exkursion in den Schwarzwald begeben. »Spannend war, daß hier wirklich eine interdisziplinäre Kommunikation über die Fächergrenzen hinweg zustande kam. Das war sehr intensiv und anregend«, schwärmt die Kulturwissenschaftlerin. Diese

innovative Lehrveranstaltung – die Vernetzung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften wird im Übrigen auch im Hochschulentwicklungsplan gefordert – würde sie gerne weiterführen. Nach gegenwärtigem Stand der Dinge wird es im kommenden Semester dafür aber kein Geld mehr geben. »Das ist schon sehr frustrierend«, sagt sie. »Sobald man ein bißchen mehr als das Minimum machen will, stößt man gegen Widerstände.« In Freiburg, wo sie zuvor promoviert hat, werde einem das Geld für Projekte zwar auch nicht gerade hinterhergeworfen, aber die Grundstimmung sei eine ganz andere. »Dort werden eben Stellen auf- und nicht abgebaut.«

Die Hochschulpolitik beider Länder könnte kaum unterschiedlicher sein: Baden-Württemberg will den Etat seiner Universitäten jährlich um drei Prozent aufstocken – bis 2020 um satte 1,7 Milliarden Euro. Um zu erkennen, wie sehr sich das Saarland bildungspolitisch isoliert, reicht allerdings schon der Blick auf das benachbarte Rheinland-Pfalz. Während die hiesige Landesregierung die freiwerdenden Mittel aus der Bafög-Reform lediglich dazu nutzt, die Sparlast ein wenig zu reduzieren, fließen sie in Rheinland-Pfalz zusätzlich zum jeweiligen Globalhaushalt an die Hochschulen. Damit sollen rund 200 neue Vollzeitstellen aufgebaut werden, gerade für Nachwuchswissenschaftler, heißt es. Diese Entwicklung wird unter den hiesigen Uni-Mitarbeitern mitunter aufmerksam verfolgt. »Da gibt es schon Kolleginnen und Kollegen, die sich wegbewerben oder sich zumindest umsehen«, sagt Birgit Metzger. »Gerade die, die eine Familie ernähren müssen.« Sie selbst will allerdings im Saarland bleiben – sofern es mit der Vertragsverlängerung klappt.

Einer ungewissen Zukunft geht auch Nicholas Williams entgegen. Der gebürtige Brite arbeitet seit 2012 in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekt, wird also nicht aus universitätsinternen Geldern des Lehrstuhls bezahlt, sondern aus den vielbeschworenen Drittmitteln. *Evaluierungen im deutsch-französischen Grenzraum 1939–1945*, heißt das DFG-Forschungspro-



Birgit Metzger

jekt, das neben dem 34jährigen Historiker noch zwei weitere Mitarbeiter bindet. Ende diesen Jahres soll es ganz regulär auslaufen und damit auch Williams' Stelle. Das ist soweit nichts Ungewöhnliches, derlei prekäre Stellen auf Projektbasis sind an deutschen Universitäten Alltag. Gerne hätte der Historiker danach jedoch ein Folgeprojekt mitbeantragt – gäbe es die Kürzungspläne nicht. »Wenn ich weiß, daß ich hier langfristig um die Infrastruktur bangen muß, dann versuche ich das

lieber woanders«, sagt er. »Dort, wo ich die Perspektive habe, auch ein wenig Unterstützung zu bekommen.« Über den Hochschulentwicklungsplan, der ausdrücklich verstärkte Aktivitäten zur Drittmittelwerbung einfordert, kann er nur den Kopf schütteln. Unter dem Spardruck schwinde zwangsläufig die Bereitschaft, etwas zu riskieren, auch einmal ein paar tausend Euro für die Pilotphase eines Projekts in die Hand zu nehmen. Denn um externe Gelder einzuwerben, ist häufig eine Anschubfinanzierung nötig. In seinem Fall hat es sich für die Uni vollauf gelohnt. 10 000 Euro hat zunächst Williams' von der Universität aus eigener Tasche bezahlte Stelle gekostet – einwerben konnte sie dadurch letztlich über 300 000 Euro. Solche, für den Saarbrücker Forschungsstandort wichtige Erfolge dürfte es künftig weniger geben. Und zwar nicht nur, weil demnächst aller Wahrscheinlichkeit nach weniger Anträge gestellt werden, sondern weil sich auch die Geldgeber in der Regel sehr genau überlegen, wem sie ihre finanziellen Zuwendungen zuteil werden lassen. Universitäten mit einer schlechten Infrastruktur und abgewirtschafteten Fachrichtungen haben schlechte Karten.

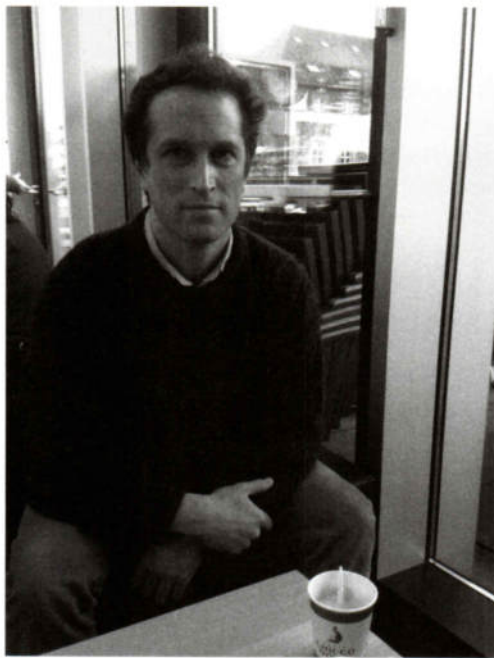
Williams ärgert zudem, daß bei den Kürzungen kaum beachtet wird, daß Universitäten auch immer zusammenhängende Verbünde sind. Die Schwächung der einen Fachrichtung bedeutet dabei auch immer die Schwächung der anderen. In besonderem Maße trifft das Studiengänge, die per se als interdisziplinär angelegt sind, wie die nachgefragten Historisch orientierten Kulturwissenschaften (HoK). Die Studierenden können

ihre Kurse aus einer großen Zahl unterschiedlichster Fächer zusammenstellen. Eines der beliebtesten unter den sogenannten HoKlern, an dritter Stelle, ist dabei die Klassische Archäologie, deren drohende Schließung so auch ein empfindlicher Schlag für die Historisch orientierten Kulturwissenschaften wäre, die ja gerade von ihrer Vielfalt leben. Aber auch die Kooperationen der Fachrichtungen untereinander würde unter den Kürzungen leiden, sagt Williams. Seine eigenen Lehrveranstaltungen hat er immer auch für eine weitere Fakultät geöffnet, unter anderem für die Literaturwissenschaftler. »Davon haben beide Seiten profitiert«, sagt er. »Wenn in der Romanistik jetzt die Italianistik wegfällt, wären solche Kooperationsveranstaltungen, zum Beispiel über die Geschichte Italiens, nicht mehr möglich.« Daß in dem Fach nun immerhin ein Lehrstuhl erhalten bleiben soll, beruhigt ihn wenig. Für ihn ist das, was der Italianistik und vielen anderen Fachrichtungen droht, ein »zweistufiges Verhungern am ausgestreckten Arm«: Kürzungen bei ohnehin schon unterfinanzierten Fächern, bis man sie in ein paar Jahren ohne großen Verlust komplett streichen kann.

Der Forscher ist davon überzeugt, daß die Sparpolitik ausschließlich Schaden anrichtet. »Es wird nichts nutzen«, sagt er und prognostiziert, »daß man von dieser Politik auch irgend-

wann wieder abkommen wird. Aber wenn die Uni bereits zerstückelt ist, wird es Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, dauern, bis man sie wieder aufgebaut hat. Und das alles wird dann noch viel mehr Geld kosten.« Bund und Länder hätten sich allein »aus ideologischen Gründen« selbst Fußfesseln angelegt und betrieben seiner Meinung nach eine verfehlte Politik. »Als Historiker weiß ich, daß es – gegenteiligen Behauptungen zum Trotz – noch nie funktioniert hat, daß sich ein Land allein durch Sparanstrengungen aus einer haushaltspolitischen Notlage befreit hat«, konstatiert Williams und fordert »eine Diskussion über Sinn und Unsinn dieser Politik«. Das Spar-Dogma werde jedoch kaum infrage gestellt, und zwar nicht nur seitens der Landesregierung, sondern auch seitens der Medien, kritisiert er.

In der Tat, es drängt sich der Eindruck auf, als sei in zahlreichen Artikeln und Beiträgen, die in den vergangenen Monaten zum Thema erschienen sind, die nötige Analyse schlichtweg durch die plumpe Logik des Sachzwangs ersetzt worden. Nicholas Williams jedenfalls kann das mittlerweile egal sein. Er und seine zukünftige Frau, ebenfalls Wissenschaftlerin, haben sich entschlossen, das Saarland zu verlassen. »Für uns gibt es hier keine Zukunft mehr.«



Nicholas Williams



Eine Reise weitwohin

Über ein fernes und zugleich nahes Land: Georgien

Von Herbert Temmes

Was fällt Ihnen zu Georgien ein? Daß Stalin aus Gori in Georgien stammt? Daß Saarbrücken seit vierzig Jahren eine Städtepartnerschaft mit Tbilissi/Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, unterhält? Daß vor vielen Jahren das Goldene Flies einer Ausstellung seinen Namen gab, die auch in Saarbrücken zu sehen war, und damit das griechische Erbe, die Kolchis-Ebene, Jason und Medea mit Georgien in Verbindung gebracht werden? Daß Dinamo Tiflis in den frühen achtziger Jahren in Düsseldorf gegen den FC Carl Zeiss Jena den Europapokal der Pokalsieger gewann? Daß vor nicht allzulanger Zeit Georgien einen Krieg mit Rußland geführt hat und seither Teile des Landes russisch besetzt sind?

Gerhard Laux, Ehrenbürger von Tbilissi, hatte mich bereits einige Male gefragt, ob ich nicht einmal mitkommen wollte. Er fliegt seit langem schon jedes Jahr wenigstens ein Mal nach Tbilissi, um seine Freunde zu treffen, den Austausch zu pflegen und um zu sehen, was sich verändert hat. Einige Georgier kenne ich persönlich schon über längere Zeit. In Saarbrücken haben sich in den vergangenen Jahrzehnten aufgrund der Städtepartnerschaft immer schon viele Georgier aufgehalten, hier studiert, hier gearbeitet, vorübergehend oder für lange Zeit, manche auch für immer.

In den ersten Januartagen 2014 buchten wir den Flug für Ende Mai. Viele Jahre gab es einen Direktflug von Frankfurt aus nach Tbilissi. Seit mehreren Jahren muß man die Route über die Türkei nehmen oder über Kiew. Kiew galt im Januar 2014 noch als sicher, Ende Februar nicht mehr. Wir warteten die Situation ab.

Als Vorbereitung las ich im Reiseführer von Marlies Kriegenherdt. Ich versuchte, mir etwas unter den Namen der Regionen »Kachetien«, »Kartlien«, »Swanetien«, »Imeretien« usw. vorzustellen und merkte schnell, daß mir dies nicht möglich war. Auch die Beschreibung der Hauptstadt Tbilissi mit ihren Prachtboulevards, zum Beispiel des Rustaweli-Boulevards, blieb für mich eigenartig leer. Einzig mit der Kolchis-Ebene und dem schon erwähnten goldenen Flies brachte ich eine Vorstellung in Verbindung. Sobald wir in Tbilissi und im Land unterwegs waren, bekam ich einen Zugang zu den zuvor so fremd klingenden Namen, die Bilder wurden zu Eindrücken und sind geblieben.

Georgien ist in vielerlei Hinsicht ein vielfältiges Land. Mit 4,5 Millionen Einwohnern leben dort etwas weniger Menschen als in Rheinland-Pfalz und dem Saarland zusammen, das



Gebiet ist etwa so groß wie das Bayerns. Die Bevölkerungsdichte entspricht in etwa der Mecklenburg-Vorpommerns. Bedenkt man, daß in der Hauptstadt rund 1,1 Millionen Menschen leben, so weiß man schnell, daß das Land nicht sehr dicht besiedelt ist. Kutaissi, die nächstgrößere Stadt und Sitz des Parlaments, 226 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, hat nur rund 178 000 Einwohner.

Wie dieses Land in wenigen Worten zusammenfassen? Das Land spiegelt sich in seinen gesellschaftlichen Gegensätzen in seiner Geographie wieder. So wie man auf fast null Meter Höhe in Batumi am Schwarzen Meer steht und auf 2000 Meter Höhe im Großen oder Kleinen Kaukasus noch auf bewohnte Flecken trifft, so ist auch diese Gesellschaft zu verstehen. Hervorragend renovierte Prunk- und Prachtbauten der Gründerzeit und moderne Spektakel-Architektur (*Der Spiegel*) stehen unweit von verfallenden Villen, von Plattenbauten russischer Provenienz oder zusammengezimmerter Bretterbuden, in denen Menschen leben. Wer früh morgens in die Hauptstadt hineinhorcht, hört ein eigenartiges Geräusch, ein gleichmäßiger, zischartiger Klang. Steckt man den Kopf aus seinem Hotelfenster in der Altstadt, erschließt er sich: Es sind alte Frauen, schwarz gekleidet, die mit ihren Handbesen die Straße reinigen. Sie fallen am deutlichsten im Stadtbild auf, sitzen sie doch häufig an zentralen Plätzen oder in der Nähe von Kirchen und verkaufen Sonnenblumenkerne oder ähnliches. Von ihren Renten können sie nicht leben, und ärmer als eine alleinlebende Witwe ohne familiären Anschluß kann man in diesem Land nicht sein.

Millionäre und Milliardenäre prägen das derzeitige politische Leben des Landes. Allen voran war es Micheil (Mischa) Saakaschwili, seit der Rosenrevolution des Jahres 2003 bis zum Jahr 2013 Präsident des Landes. Nach dem Sturz von Eduard Schewardnadze war er zehn Jahre der Vorzeigepolitiker des Landes, sein Erneuerer, der Georgien Richtung Markt und Kapitalismus katapultierte. Nach zwei Amtszeiten durfte er nicht mehr antreten, verlor aber auch zuvor schon viel an Vertrauen, und mit ihm ging auch seine Partei unter. Nachfolger im Amt des Staatspräsidenten wurde der Milliardär Bidsina Iwanischwili, ein Selfmade-Mann, der in den postsowjetischen Zeiten reich geworden ist. Er steht Moskau und Putin weniger ablehnend gegenüber, bleibt jedoch politisch auf europäischem Kurs. Er hat sein Amt offiziell abgegeben, bleibt aber derzeit der starke Mann im Hintergrund.

Seit 2014 gibt es ein Assoziierungsabkommen Georgiens mit der EU, ein NATO-Beitritt bleibt jedoch unwahrscheinlich aufgrund der schwelenden Konflikte mit Rußland über die beiden georgischen Regionen Abchasien und Südossetien. In beiden Regionen stehen russische Truppen zur Grenzsicherung, de facto sind diese beiden Regionen von Rußland besetzt. Auf der Reise von Tbilissi durchs Land in Richtung des Schwarzen Meeres sieht man bei Gori den Autobahnabzweig nach Zchinvali, die Hauptstadt der nicht mehr unter Tifliser Kontrolle stehenden Region Südossetien. Es sind nur wenige Kilometer bis dorthin. Gori, Stalins Geburtsstadt, wurde im 2008er-Krieg von russischen Flugzeugen bombardiert. Unser Begleiter Merab, der schon zu sowjetischen Zeiten viel im Kaukasus unterwegs war,



bringt es auf den Punkt: »Irgendwann wird Georgien wieder zu Rußland gehören. Uns wird es wie der Krim ergehen.« Eine Angst, die unter Georgiern verbreitet ist, wenngleich sie nicht immer so offen geäußert wird.

Wirtschaftlich gesehen ist Georgien noch immer von den Folgen der Zugehörigkeit zur Sowjetunion geprägt und ein typisches Transformationsland. Die einheimischen Produkte sind vor allem agrarischer Natur. Georgien ist für seinen Wein seit altersher bekannt. Unter den Sowjets wurden riesige Teeplantagen angelegt, von denen heute kaum noch etwas zu sehen ist. Nüsse haben den Tee ersetzt und füllen nicht nur die Ferrero-Packungen Europas. Erzbergbau in größerem Stil findet sich in Georgien nicht. Bodenschätze wie Mangan werden nur an wenigen Stellen aus der Erde geholt. Mit Hilfe ausländischer Unternehmen werden im Kleinen Kaukasus, der die Grenze zur Türkei und Armenien bildet, Staudämme für die Stromproduktion errichtet, um vom Enguri-Stauwerk auf der quasi gegenüberliegenden Seite, im Großen Kaukasus, unabhängiger zu werden. Der Staudamm wird gemeinsam mit der abtrünnigen Republik Abchasien betrieben. Städte, in denen zu Sowjetzeiten Industrieproduktion aufgebaut wurde, die nach der Abspaltung Georgiens keinen Markt mehr hatten, sind auch heute noch von diesen Industrieruinen geprägt.

Zwei Regionen, die wir besuchten, fand ich besonders eindrucksvoll. Swanetien ist eine der beiden, eine Bergregion im Großen Kaukasus gelegen, mit Mestia als Zentrum. Mestia ist eine Kleinstadt mit rund 2000 Einwohnern. Es leben dort fast ausschließlich Swanen, ein kaukasischer Stamm. Nach Mestia gelangt man über eine recht ordentlich befahrbare Straße. Wo es Bergrutsche gab, wird die Straße beschwerlich. Ein Steinbrocken mit einem zumeist völlig verbeulten Schild dient als Warnhinweis. Wer zu schnell unterwegs ist, den kann es die Achse kosten.

Aber der Weg nach Mestia ist kein Vergleich zu dem, was dahinter folgt, wenn man nach Ushguli möchte, dem höchstgelegenen Dorf Europas. Eine Reise von weniger als 50 Kilometern, für die ungefähr vier Stunden mit einem geländegängigen Fahrzeug benötigt werden. Eine Reise, die wir nach der anstrengenden Fahrt hinauf nach Mestia nicht mehr

»Wir haben gesungen und gefeiert als seien wir immer schon miteinander verwandt gewesen«

Anmerkungen von Marianne Granz, Ministerin a. D., zur Städtepartnerschaft mit Tbilissi/Georgien

Die georgischen und deutschen Künstlerinnen und Künstler haben als neue Friedenstauben allen Menschen in Georgien und im Saarland Mut zur einzigen Chance friedlicher Zukunftssicherung gemacht: den humanistischen Wunschtraum von Menschlichkeit und Toleranz zu realisieren. Unpolitische Kunst wird zum stärksten Politikum, weil sie über trennende Ideologien gemeinsames Empfinden spannt – einen Regenbogen nach dem Chaos von Krieg, Haß und Gewalt.

Hermann Wedekind (1910–1998), Generalintendant a. D., 1995

Sie können ruhig schreiben, daß ich mich als Stimme von gestern verstehe, als Mitinitiatorin dieser Städtepartnerschaft, die aber aktiv daran nicht mehr teilnimmt. Ich denke zurück ans Jahr 1974 und ans Theater unter der Leitung von Hermann Wedekind. Er gab in den sechziger Jahren das Motto aus »Kunst kennt keine Grenzen« bzw. »Kunst verbindet die Menschen«. Mit dieser zündenden Idee kam er zu Oskar Lafontaine und sagte, daß man die Künstler zusammenbringen müsse und am besten wäre es, man mache es über eine Städtepartnerschaft. Nach vielen Vorabsprachen, die auch mit Bonn und Moskau erfolgen mußten, ist es am 22. März 1975 gelungen, in Tbilissi die Partnerschaft zu besiegeln. Ich kam im Mai 1975 in den Landtag – mein erstes Landtagsmandat – im September sind wir zum ersten Mal nach Tbilissi geflogen. Es war eine Reise, die auf der Ebene der Verwaltung, Oberbürgermeister, Bürgermeister, Dezernenten und dazu einige Abgeordnete, stattfand. Zunächst konzentrierte

sich die Städtepartnerschaft auf das Theater und die Begegnung von Theaterleuten. Im Spätherbst 1975 gab es einen Gegenbesuch ebenfalls der Stadtoberen von Tbilissi in Saarbrücken. Danach hielten wir fest, daß es eine Begegnung der Bürgerinnen und Bürger geben müsse, das heißt, es sollte eine Bürgerpartnerschaft werden. Die Frage war, wie das mit einem kommunistischen Land bewerkstelligt werden konnte.

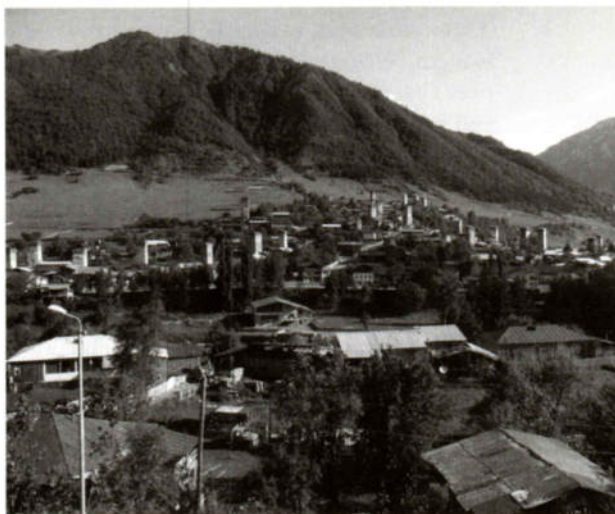
Oskar Lafontaine ist bekanntlich schon immer sehr erfinderisch gewesen, also gelang auch das. Das erste Flugzeug mit Bürgerinnen und Bürgern Saarbrückens flog bereits 1976 nach Georgien. Danach folgten nach zahlreiche weitere Bürgerreisen.

Durch die Aufführungen des Rustaweli-Ensembles, eines Tanz- und Singsensembles, waren viele Saarbrücker auch neugierig geworden. Die Fahrten waren auch erschwinglich, und je mehr das Land kennenlernten, um so mehr Menschen gab es, die Georgien schätzen lernten, insbesondere die Gastfreundschaft, die Kultur, die Natur und das Flair des Vorderasiatischen.

Als ich 1990 Bildungsministerin wurde, ich mache an dieser Stelle einen großen Sprung, organisierte ich vom Ministerium aus Schüleraustausche. Anfangs kamen über vierzig Schülerinnen und Schüler. Heute sind es wohl noch etwa zehn bis fünfzehn Jugendliche.

Die Saarbrücker Partnerschaft war für viele andere Städte ein Vorbild. Vertreter der Stadt Biberach – die Partnerstadt ist Telawi in Kachetien – kamen früh auf Saarbrücken zu und wollten wissen, wie das umgesetzt wurde. Und auch Hamburg, das mit dem heutigen St. Petersburg eine Partnerschaft hat, wollte damals von uns wissen, wie eine solche Partnerschaft belebt werden kann.

Ich beeile mich, Sie davon zu unterrichten, daß auf der stattgefundenen Sitzung des Exekutivkomitees des Tbilisser Stadtsowjets einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, unsere Städte zu verschwistern.



antreten wollten. Ich habe die Bilder gesehen, die ein Saarbrücker Arzt im Herbst 2014 gemacht hat, als er über Ushguli und den Zagarpas gefahren ist. Gewissermaßen eine Fahrt ins 19. Jahrhundert.

Im Hotel Tetnuli in Mestia sprach die junge Rezeptionistin hervorragendes Englisch. Sie sei in Tbilissi zum Studium gewesen und anschließend zurückgekehrt. Auf meine Frage, warum, erhielt ich nur »because of my family« als Antwort. Mestia ist ein merkwürdiger Zwitter. Von weitem schon sieht man die beeindruckenden Wehrtürme, nicht umsonst ist Mestia Partnerstadt des italienischen San Gimignano. Der Dorfkern aber wurde radikal erneuert. Neben der futuristischen Polizeikaserne und dem Feuerwehrgebäude wurde ein umbauter Dorfplatz geschaffen, umgrenzt von einer Anzahl neuer Gebäude, deren Schaufenster leer und die Scheiben zumeist

eingeworfen sind, zahlreiche Graffiti zieren die Mauern. Wenige Meter davon entfernt gibt es zwei Cafés mit Terrassen, auf denen sich die wenigen Touristen einfinden. Die Bevölkerung wandelt in gehörigem Abstand um das in unmittelbarer Nähe gelegene Grün eines winzigen Parks. Geht man die schlecht befestigte Straße weiter durch den Ortskern hindurch, finden sich zahlreiche bewohnte ältere Gebäude. Ein Wehrturm wird als Museum genutzt. In ihm läßt sich erahnen, was es heißen haben muß, im Winter von fünf bis sechs Meter hohen Schneemassen eingeschlossen zu sein, mit allen Verwandten auf engstem Raum zu leben, und die Tiere auf Erdgeschoßhöhe zu halten, die zur Erwärmung beitragen. Vom Turm aus bietet sich ein Rundumblick über Mestia, das Tal und die Kaukasuskämme. Vom Ortsausgang sind es nur einige hundert Meter bis zum Königin-Tamar-Flughafen mit einem ebenfalls auffälligen Flughafengebäude, entworfen vom deutschen Architekten Jürgen Meyer-Hermann in der Ära von Mischa Saakaschwili. Das Flughafengebäude leidet unter den unwirtlichen winterlichen Bedingungen ebenso sehr wie unter der bewußten Vernachlässigung unerwünschter moderner Architektur an diesem Ort.

Ein Bild bleibt mir in besonderer Erinnerung. Wenige Kilometer vor Mestia, zwischen zwei kleinen Weilern, sah ich aus dem fahrenden Auto heraus Bauern dabei zu, wie sie ihr Feld pflügten. Wir mußten so langsam fahren, daß ich die Szene lange beobachten konnte. Die ganze Familie war auf den Beinen. Zwei riesengroß wirkende Ochsen zogen einen einscharigen Karrenpflug. Ein junger Mann führte die Ochsen, der Bauer lenkte den Pflug. Mit über 50 Prozent der arbeitenden Bevölkerung ist die Landwirtschaft noch immer der größte Beschäftigungssektor Georgiens. Der Anteil am Bruttoinlandsprodukt beträgt aber gerade einmal zwischen etwa acht und neun Prozent jährlich. Landesweit sinkt die bewirtschaftete Fläche seit mehreren Jahren. Die meisten Bauern leben von dem, was sie erwirtschaften und auf den regionalen Märkten verkaufen. Georgien ist – trotz der fruchtbaren Regionen wie Imeretien (Kolchis-Ebene) und Kachetien (Weinanbau) Importeur von Agrarprodukten.

Von Poti, dem Schwarzmeerhafen, fuhren wir am Meer entlang Richtung Batumi, Haupt-

Bachva Lobshanidse im Schreiben an den Saarbrücker Oberbürgermeister Fritz Schuster, 1974

Die Bürgerkriege der Jahre 1989 bis in die 90er Jahre waren für die Georgier schrecklich, aber sie waren auch für uns Saarländer schrecklich, weil wir so viele persönliche Kontakte dorthin hatten. Ich bin qua Amt etwa sieben Mal mit Hilfslieferungen nach Georgien geflogen. Wir mußten den Hilfskonvoi in der Nacht bewachen. Man schickte uns irgendwann doch weg mit dem Ergebnis, daß morgens eine größere Zahl Hilfspakete fehlten. Aus dieser Zeit ist mir auch noch gut in Erinnerung geblieben, daß die Georgier viele kleine Preziosen, Kerzenständer, Votivbildchen und ähnliches, auf Tischen vor ihren Häusern in der Altstadt verkauften, damit sie sich Lebensmittel kaufen konnten. Das war sehr traurig.

Die Städtepartnerschaft ist eher schmaler geworden. Bis 1990 waren Tbilissi und Georgien sehr präsent in der saarländischen Bevölkerung. Georgisch wird heute leider nicht mehr an der Universität angeboten, auch am Rotenbühl-Gymnasium nicht mehr. Solange im Saarland Kohle und Stahl vorherrschend gewesen sind, gab es auch auf dieser Ebene und bei den Gewerkschaften enge Kontakte. Diese sind meiner Ansicht nach heute komplett eingeschlafen. Gute Beziehungen bestehen nach wie vor zwischen den Hochschulen. Es kommen auch immer noch sehr viele Georgier zum Studieren nach Saarbrücken. Aber es gibt auch die umgekehrte Richtung: Mittlerweile gibt es zwei Walldorf-Schulen in Tbilissi. Insgesamt würde ich sagen, daß die Partnerschaft sich ein Stück weit verselbständigt hat. Es gibt viele Saarbrücker, die in ganz Georgien Freunde gefunden haben, nicht nur in Tbilissi, auch in den anderen Landesteilen.

Die Georgier waren immer Lebemenschen. Sie haben im Kommunismus meiner Einschätzung nach vergnüglich gelebt. Wenn man von Tbilissi nach Moskau

gefliegen ist, dann hatten die Menschen lebende Hühner, große Melonen und all das dabei, was das Land geboten und was es in Moskau nicht gegeben hat. Die Georgier lebten auch im Kommunismus vom Tauschhandel und verstanden sich immer als Geschäftsleute. Georgien hatte als eine der fünfzehn sowjetischen Republiken Privilegien. Es gab mehr Handel, mehr Austausch und mehr Selbstständigkeit.

Der Gast ist von Gott gesandt.

(georgisches Sprichwort)

Georgien hat sich trotz der Einbindung in die Sowjetunion auch die Religiosität bewahrt, es ist im Kern christlich-orthodox geblieben. Die Verordnung von Jugendweihe und ähnlichem wurde, wenn überhaupt, nur oberflächlich mitgemacht.

Kunst und Kultur hatte auch unter den Sowjets in Georgien eine besondere Wertschätzung, anders als in anderen Ländern. Die Georgier waren immer ein fröhliches und kulturbesessenes Volk. Früh schon wurden auch die Kinder zur Kunst erzogen, vielleicht auch gedrillt.

stadt der zweiten Region, Adscharien, die mir besonders in Erinnerung geblieben ist. Von weitem schon sind die modernen Gebäude aus Glas und Stahl zu sehen. Sie stehen auf einer Landzunge, und es sieht aus, als wüchsen sie aus dem grauschwarzen Kiesstrand heraus. Auch wenn jeder sagte, Mai und Juni seien die besten Jahreszeiten, um durchs Land zu reisen, erwischten wir einen regnerischen Tag. Die Aussicht war eher trüb, das Meer grau in grau, der Regen zwar nicht stark, aber auch nicht einladend. Wir bezogen unsere Zimmer in einem mittelmäßigen Hotel im Zentrum von Batumi. Der Vorteil war die Nähe zum Meer und zu den Promenaden. Am Nachmittag klarte das Wetter auf, und unser Spaziergang führte uns zum Hafen und seinem hektischen Treiben. Zwei ältere rostige Schnellboote, Typ Tragflächenboot, hingen an Kränen und sollten, so schien es, instandgesetzt werden. Auf einem der Boote war noch der Name Sochumi zu lesen. Der Name der abchasischen

Stadt, die mit einem Massaker an Georgiern und dem Verlust der Region Abchasien in Verbindung gebracht wird. Zu Zeiten der vordem sogenannten Grusinischen Republik gab es sicher einen regen Bootsverkehr zwischen diesen beiden georgischen Städten. Batumi war eine griechische Kolonie und quasi das Tor zur Kolchis. Auf einem der zentralen Plätze, dem Maidan-Platz, steht eine hohe Medea-Statue.

Merab, der mit uns auch nach Batumi fuhr, und später auch Nick, der uns durch Tbilissi begleitete, erzählten uns, daß die hypermoderne Architektur Batumis in nur wenigen Jahren entstand. Wieder war es Präsident Saakaschwili, der gehofft hatte, ein Schwarzmeerbäd aus dem Kiesstrand stampfen zu können und mit den Spielcasinos, die unübersehbar in der Stadt sind, den Menschen aus den angrenzenden Staaten wie der Türkei und auch Rußland die Möglichkeit zu bieten, ihr Geld in Georgien zu lassen. Der Geschäftssinn der Georgier scheint nicht zu trügen, denn wer am Abend durch Batumi spaziert, erlebt zahlreiche vor allem türkische, aber auch aserbaidchanische (aserische) und iranische Gäste, jung und alt, die sich womöglich von den langen Aufenthalten in einer der Spielhöhlen am Strand und der Promenade erholen. Westliche Gäste sind in Batumi nur wenige auszumachen. Diese trifft man zahlreicher in der Hauptstadt an.

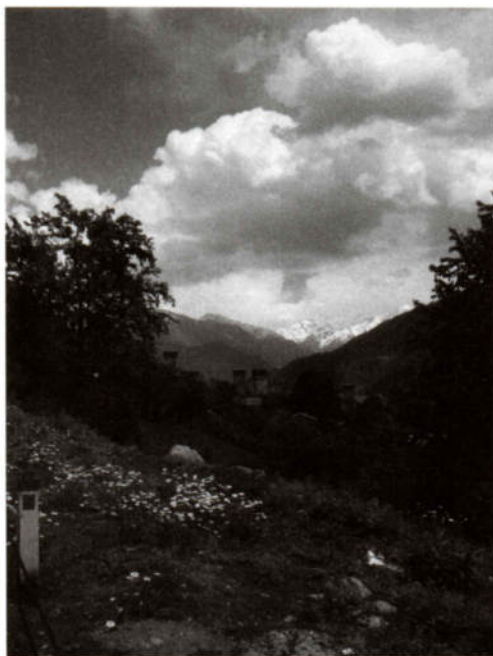
Die Rückfahrt von Batumi über Bodchomi in die Hauptstadt war ein noch größeres Abenteuer als die Fahrt nach Mestia/Swanetien. Der Kleine Kaukasus, der die Grenze zur Türkei und Armenien bildet, kennt dreitausend Meter hohe Berge, der Goderzi-Paß, den wir überwinden mußten, liegt auf etwas mehr als zweitausend Metern Höhe. Merabs geländegängiger Wagen brachte uns ohne größere Probleme über die eher Piste zu nennende Straße hinauf, über mehrere Kilometer mußten wir jedoch hinter einem schwerbeladenen und vollbesetzten Kombi deutscher Produktion herfahren, bei dem wir rätselten, wie er es überhaupt über diese von Auswaschungen, Löchern und mit dicken Steinbrocken gesäte Straße schaffen konnte, ohne daß die Bodenwanne, der Auspuff oder anderes darunter litten. Am Paß angekommen, begrüßten uns Werbetafeln für ein neues Skigebiet, auch dieses noch von Präsident Saakaschwili geplant. Ein Hotel war ausgeschildert. Inwieweit das ehrgeizige Vorhaben für mehrere Hotels und

35 Kilometer Skiabfahrten, eine Gondelbahn von 1,7 km Länge sowie eine 1,9 km lange Sesselbahn gediehen war, konnten wir nicht herausfinden. Bakuriani, eines der bekanntesten Skigebiete der Sowjetunion, etwa fünfzig Kilometer weiter auf georgischem Gebiet gelegen, besteht bereits seit den 1930er Jahren und könnte Vorbild für das an dieser Stelle geplante neue Skiresort gewesen sein.

Auf der Anhöhe befand sich jedenfalls eine Art Imbiß- und Verkaufsbude, die wir für eine kurze Verschnaufpause nutzten. Die Landschaft mutete sehr alpin an: Sommeralmen mit Groß und Kleinvieh. Die Saison hatte gerade erst begonnen, überall waren noch Aufräumarbeiten im Gange. Der kleine Kaukasus hat so schneereiche Winter wie sein großer Bruder und drei bis sechs Meter Schnee hinterlassen in jedem Jahr neue Schäden an den alt ehrwürdig aussehenden Häusern und Ställen fürs Vieh.

Bevor es nach Tbilissi zurückging, machten wir Rast in Bordshomi, in der Region Samzche-Dschawachetien gelegen. Früher in der gesamten Sowjetunion bekannt wegen des Bordshomi-Wassers. Das Wasser hat einen sehr hohen, für unseren Geschmack ungewöhnlich hohen, Mineralgehalt und schmeckt daher sehr salzig. Mit der Unabhängigkeit Georgiens brach der Absatz schlagartig zusammen. Lieferte man zu Sowjetzeiten bis zu 450 Millionen Halbliterflaschen, waren es Mitte der 1990er Jahre gerade mal noch eine Million aus völlig zerrütteten Abfüllanlagen. Georgische Banken und internationale Kapitalgeber investierten etliche Millionen Dollar, um die Produktion wieder auf ein Niveau zu heben, das auf dem russischen Markt konkurrenzfähig ist. Am Aufbau war u. a. auch ein Manager aus der Perrier-Gruppe beteiligt. Bordshomi ist heute wieder anzumerken, daß es ein einstmals sehr gut besuchter Kurort war. Kuranlagen und Kurpark sind renoviert und hoffen auf zahlungskräftige Kundschaft.

Saarbrückens Städtepartnerschaft mit Tbilissi/Tiflis wird in diesem Jahr vierzig Jahre alt. Begonnen hat es mit der Begegnung von Künstlern beider Länder, ein Verdienst auf saarländischer Seite vor allem von Hermann Wedekind, seinerzeit Intendant des Staatstheaters. Nach der Unabhängigkeit Georgiens war vor allem humanitäre Hilfe gefordert, die von vielen Saarländern geleistet wurde. Zahl-



reiche Hilfskonvois gingen in den unruhigen Endachtziger und frühen 1990er Jahren von Saarbrücken nach Tbilissi und ins ganze Land. Seither wurde es ruhiger um die Städtepartnerschaft, wurde es eher eine Partnerschaft auf kommunaler oder Fachebene, weniger eine der Menschen oder Bürger der Städte. Im Vergleich zu den siebziger und achtziger Jahren ist Tbilissi daher heute viel weniger präsent in Saarbrücken. Das, was in diesem Jahr von Seiten der Stadtverwaltung geplant ist, ergibt nur ein paar Spiegelstriche und spricht leider dafür, daß die Partnerschaft derzeit keine großen Fürsprecher in den Reihen der Verantwortlichen in der Landeshauptstadt hat.

Kataster statt Kalaschnikow

Ein Gespräch mit Gerhard Laux über die Einführung des Kataster- und Grundbuchwesens in Georgien seit Mitte der 1990er Jahre

Die *Saarbrücker Hefte* führten ein Gespräch mit Gerhard Laux, Leiter des Vermessungs- und Geoinformationsamtes der Landeshauptstadt Saarbrücken und Ehrenbürger von Tbilissi (Tiflis) über das gemeinsam mit der GTZ (Deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit, heute GIZ) durchgeführte Projekt zur Einführung des Kataster- und Grundbuchwesens in Georgien.

Wie kam es zu dem Projekt in Georgien?

Unser Projekt entstand, als zwei Georgier nach Saarbrücken kamen und eine Eigenmaßnahme – ein sogenanntes Vorprojekt – mit dem Projekttitel »Registrierung und Nutzung des städtischen Bodens in Tbilissi« (Aufbau eines Katastersystems) planten. Sie besuchten Oberbürgermeister Hajo Hoffmann, und er meinte, daß, wenn Herr Laux das machen, er es auch unterstützen würde. Einer der Initiatoren der Georgier arbeitete bei der GTZ und wußte von daher, daß derartige Vorprojekte von der GTZ voll finanziert würden. Diese Vorprojekte sahen drei Reisen von deutschen Experten in das jeweilige andere Projektland vor und drei Reisen in der Regel von ausländischen Experten nach Deutschland.

Wann war das, und was ist der Sinn eines Vorprojektes?

Das war im Jahr 1994. Ein Vorteil für die geplante Zusammenarbeit war die Städtepartnerschaft. Die GTZ wußte, daß die Beziehungen zwischen Tbilissi und Saarbrücken schon mehrere Jahre bestanden. Zudem kam mein Name ins Spiel, denn ich war durch ein Projekt in Portugal ebenfalls der GTZ bekannt, und so sagte sie zu. Ich war für die GTZ in Portugal in den Jahren 1984 bis 1986 im Rahmen der Landreform als Projektassistent tätig.

Die Idee eines Vorprojektes ist, grundsätzlich die Fragen zu beantworten, ob es einen Bedarf gibt, ob ein größeres Vorhaben technisch möglich ist und ob es sich um ein Consulting- oder ein Finanzprojekt handelt. Aus den Ergebnissen des Vorprojektes sollte ein längerfristiges Projekt formuliert werden. Daher war ich 1994 dreimal in Georgien, und die Georgier waren dreimal in Saarbrücken. Aus Georgien kam Merab Nadaraia, Vermes-

sungsingenieur und zur Sowjetzeit Leiter des Geodätischen Institutes für die Kaukasusregion, Sosso Salukwadze, Geograph und an der Tbilisser Universität Professor für Geographie und wirtschaftliche Entwicklung – bei uns würde man es heute als Urbanistik bezeichnen –, Dato Lipateliiani, ebenfalls Geograph, der bei der Stadtverwaltung von Tbilissi beschäftigt war, allerdings nicht im Bereich Kataster oder Grundbuch, denn das gab es damals noch gar nicht bzw. seit 1921 nicht mehr. Dato war im Bereich der Städteplanung tätig.

Bei einem Kataster geht es immer um die Registrierung von Grundstücken und mit dem Ausscheiden aus der Sowjetunion und der Unabhängigkeit von Georgien entstand der Bedarf, die Flächen zu privatisieren. Damit die Flächen privatisiert werden konnten, mußten sie in einem Kataster erfaßt, das heißt, vermessen und registriert werden.

Gab es die gesetzlichen Voraussetzungen für die Privatisierung bereits, als das Vorprojekt begonnen hat?

In der Verfassung, die sich Georgien nach der Unabhängigkeit 1991 gab, war die Privatisierung bereits festgeschrieben. Aber es gab noch kein Kataster- und kein Grundbuchgesetz für die Registrierung und keine effizienten Verfahren. Solche Gesetze sind aber die Voraussetzung für die Privatisierung von Eigentum und für Rechtssicherheit. In Georgien gab es seit 1921 kein Privateigentum mehr. Und weil es schon so lange her war, konnte sich auch keiner mehr vorstellen, wie das umgesetzt werden könnte. Sie hatten zwar davon gehört, daß es Registrierungen gibt für Privateigentum, aber wie ein solches System funktionieren könnte, das hatten sie nie erlebt.

War das Vorprojekt erfolgreich?

Ja, aus dem Vorprojekt wurde das Projekt entwickelt »Aufbau eines effizienten Landmanagementsystems im Rahmen der Privatisierung von Grund und Boden in der Stadt Tbilissi modellhaft für Georgien«, das auf vier Jahre von 1996 bis 2000 angelegt war. Ziel dieses Projektes war, daß ein effizientes Grundbuch- und Katasterwesen in Tbilissi eingeführt, ein westlich orientierter Städtebau entwickelt sowie Curricula für diese Verfahren an den Universitäten eingeführt werden, um Fach- und Führungskräfte auszubilden. Flankierend dazu sollte das Notar- und Hypothekenwesen aufgebaut sowie Bewertungsverfahren eingeführt werden. Für den Städtebau wurde die Universität in Kaiserslautern mit in das Projekt aufgenommen, die, was Forschung und Lehre anging, über große Erfahrung und ein großes Renommee verfügte und auch schon Entwicklungsprojekte in anderen Ländern im Osten durchgeführt hatte.

Projektbeteiligte waren auf deutscher Seite die GTZ (Regionalgruppe Kaukasus, Zentralasien), die Stadt Saarbrücken (Vermessungs- und Geoinformationsamt, Planungsamt, Untere Bauaufsicht) und die Universität Kaiserslautern (Fachbereich »Ländliche Ortsplanung«). Wenn es besondere Bereiche gab, wie zum Beispiel die digitale Luftbilddauswertung mit Hilfe der Photogrammetrie, haben wir Fachleute von außerhalb mit eingebunden, zum Beispiel die Universität Stuttgart (Bereich Photogrammetrie). Das Wohnungseigentumsgesetz wurde mit Prof. Dr. Knieper (Universität Bremen) eingeführt.

Auf der georgischen Seite waren unsere Partner auf Landesebene das State Departement of Landmanagement (SDLM) und das Bauministerium (BM), auf der städtischen Ebene das Amt für Bodenressourcenverwaltung (ABV, vergleichbar Kataster- und Grundbuchamt) und das Städtische Architekturbüro (SAB, vergleichbar dem Bau- und Planungsamt) in Zusammenarbeit mit anderen mit Landmanagement befaßten Institutionen (u. a. Universitäten) sowie mit Nicht-Regierungsorganisationen und Privatfirmen. Das SDLM und der ABV sind neu gegründet worden. Im Sozialismus waren die Architekten sehr bedeutend, denn damals hatte der Staat Häuser und Wohnungen geplant, gebaut und vergeben, und dies alles haben Architekten ausgeführt. Nun kamen die Vermesser neu hinzu. Ab

2001 bis 2007 wurde dieses Projekt mit Hilfe der KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau) auf das ganze Land übertragen.

Gab es in der Stadtverwaltung oder den Ministerien auch Widerstände, gab es Vorbehalte gegen die Einführung eines westlichen, kapitalistischen Systems?

Es gab erhebliche Widerstände, insbesondere weil mit der Einführung der Registrierung transparent wurde, wer sich welche Flächen oder auch Firmen unter den Nagel gerissen hatte. Es gab im Anschluß an die Abspaltung Georgiens von der Sowjetunion keine geregelten Vorgänge, wie die Aufteilung der Firmen erfolgte. Auch von den Architekten gab es Widerstand, weil sie ihre vorher fast unumschränkte Macht verloren haben. Neben den Architekten traten andere Berufsgruppen auf, ohne die die Planung und Umsetzung nicht mehr möglich war. Bezeichnend war, daß der Hauptarchitekt sich weigerte, das Memorandum zu unterzeichnen. Der Oberbürgermeister von Tbilissi drohte ihm damit, ihn aus dem Projekt zu werfen. Er ging mehrmals wütend um den Tisch herum und unterschrieb dann. Mit ihm mußte ich noch die nächsten Jahre zusammenarbeiten. Dadurch aber, daß der Oberbürgermeister von Tbilissi voll und ganz hinter dem Projekt stand, haben wir diese Widerstände überwinden können und das Projekt auch mit Erfolg umgesetzt.

Wie ging das Projekt konkret vonstatten?

Die Pilotphase erfolgte in Tbilissi und wurde dann auf das Land übertragen. Auf dem Land gab es Kolchosen, in denen fast immer das ganze Dorf beschäftigt war. Mit dem Neubeginn hieß es, die Kolchosen werden zerschlagen, und jeder Bauer bzw. jeder Dorfbewohner erhält einen Hektar Land. Das Problem auf dem Land war, daß nicht jeder von einem Hektar Land leben konnte, aber die Menschen wollten auf jeden Fall diesen einen Hektar Land als ihr Eigentum haben, zum ersten Mal in ihrem Leben selbst Land besitzen. Auf dem Land ging es um die Frage, wie die Fläche rund ums Dorf aufgeteilt werden kann. Die Bewohner waren froh, daß das gemacht wurde, weil jeder für sich sein Land bestellen wollte. Jeder wußte, daß in den Kolchosen sehr viel Mißwirtschaft getrieben worden war und viele Produkte »schwarz« verkauft wurden.

Bei den Wohnungen verhielt es sich so, daß die Menschen ja in einer Wohnung als Mieter lebten. Die Wohnungsgesellschaften waren dafür verantwortlich, daß zum Beispiel das Treppenhaus und das Dach in Ordnung waren und der Fahrstuhl funktionierte. Meistens waren die Wohnungen recht modern ausgestattet, aber im Treppenhaus mußte man Angst haben, daß man abstürzte. Es war bekannt, daß die Wohnungsbaugesellschaften sich nur wenig um diese Dinge kümmerten und das Geld für anderes ausgegeben wurde. Die meisten Menschen waren froh, daß sie ihre Wohnung privat übernehmen konnten. Sie waren danach selbst für alles zuständig, das Treppenhaus, das Dach usw.

Den Oberbürgermeister konnten wir davon überzeugen, daß die Renovierungen, die meistens notwendig waren, nicht ohne staatliche Zuschüsse erfolgen konnten. Wenn sich Wohnungsgesellschaften privatisiert und sich nachfolgend eine Eigentümergemeinschaft gebildet hatte, konnte sie aus den neu geschaffenen Programmen Zuschüsse erhalten, für eine Dachsanierung, die Fassade und die Aufzüge 80 Prozent der Kosten, für das Treppenhaus 70 Prozent. In der Hauptstadt sind auf diese Weise sehr viele Wohnblöcke saniert worden und waren damit in einem deutlich besseren Zustand als zuvor.

Das Projekt war auf vier Jahre angelegt. Wo stand es nach diesen vier Jahren?

Nach den ersten vier Jahren hatten wir Richtlinien erarbeitet, die gesetzlichen Voraussetzungen geschaffen und Registrierungen in Tbilissi durchgeführt. Dazu haben wir die Stadt aus der Luft vermessen, weil es nicht möglich gewesen wäre, in so kurzer Zeit die gesamte Stadt am Boden aufzunehmen. Wir haben eine neue Technik eingesetzt – Erstellung von digitalen Luftbildern – in denen man messen und somit Grundstücke bilden konnte. Wir hatten die rechtlichen und technischen Voraussetzungen geschaffen, ein Landmanagementsystem im Rahmen der Privatisierung von Grund und Boden in Georgien aufzubauen. Es wurde auch schon mit den ersten Registrierungen begonnen.

Haben die Georgier sich sogleich in großer Zahl registrieren lassen?

Die Menschen mußten selbstverständlich aufgeklärt und informiert werden. Unser Pro-

jekt wurde abends in den Nachrichten immer wieder vorgestellt. Aber es war schwierig, den Menschen zu erklären, daß es wichtig war, sich registrieren zu lassen. Es mußte den Menschen auch erläutert werden, welche Bedeutung das Notar- und das Hypothekenwesen für sie hat. Das Wirtschaftsleben begann zu florieren, als die ersten verstanden, daß sie an Geld kommen würden, indem sie ihre Wohnungen mit Hypotheken belasten konnten. Deutlich wurde es, als am Schwarzmarkt Wohnungen verkauft worden sind oder Menschen von größeren in kleinere Wohnungen umzogen, um an Geld zu kommen und zu investieren. Nachdem dies verstanden worden ist, standen täglich bis zu 1200 Menschen im Registrierungsbüro.

Die zweite Stufe des Projektes in den Jahren 2001 bis 2007 war die Umsetzung im ganzen Land und der systematische Aufbau von Registrierungsbüros in anderen Städten und in Banken. Man mußte also nicht mehr ins Registrierungsbüro kommen, sondern konnte die Registrierung bei der Bestellung einer Hypothek in der Bank durchführen.

Mitten in unsere Projektzeit fiel im Jahr 2002 die »Rosenrevolution« von Micheil Saakaschwili. Für uns erst einmal mit dem Ergebnis, daß wir in kürzester Zeit mit ganz neuen Mitarbeitern zu tun hatten. Es wurde ein großer Teil des Apparates ausgetauscht. Im Bereich des Vermessungswesens wurden in der gesamten Projektzeit zweimal die Minister ausgetauscht. Im Bereich der verantwortlichen Architekten haben wir in Tbilissi sieben hauptverantwortliche Architekten erlebt. Es war Usus, daß, wenn der Chef ausgetauscht wurde, auch die ihn umgebenden Mitarbeiter ausgewechselt wurden. Für uns bedeutete dies, daß wir Schulungen immer wieder mit neuen Mitarbeitern durchführen mußten. Von daher haben wir früh beschlossen, die zweite und dritte Hierarchieebene mit auszubilden, um dafür zu sorgen, daß bei neuerlichen Wechsels wenigstens in den unteren Etagen noch Mitarbeiter vorhanden waren, die bereits geschult waren.

Welche Systematik wurde für das Kataster- und Grundbuchwesen in Georgien eingeführt? War es das deutsche System oder wurde eine andere Systematik gewählt?

In Deutschland sind Kataster und Grundbuch getrennt. Das Grundbuch ist bei den Ge-

richten angesiedelt und untersteht der Bundesgesetzgebung. Das Katasterwesen untersteht den Ländern. Nach der Wende wurde auch bei uns daran gedacht, beides zusammenzuführen. Dazu ist es jedoch in Deutschland wegen Kompetenzstreitigkeiten nicht gekommen. In Georgien haben wir diese Trennung nicht vollzogen, sondern ein einheitliches Grundbuch- und Katastersystem eingeführt. Das hat sehr viele Vorteile. Da die Georgier sehr technikaffin sind, kann eine Registrierung heute auch online erledigt werden. Eine Registrierung dauert in Georgien höchstens vier Tage, wenn man eine höhere Gebühr bezahlt, sogar nur ein paar Stunden. Im Vergleich dazu dauert die Eintragung bei uns im Grundbuch erfahrungsgemäß bis zu einem halben Jahr. Die Georgier haben in diesem Bereich von Anfang an auf die Einführung moderner Technologien gesetzt, was sich ausgezahlt hat. Hinsichtlich der Schnelligkeit von Verwaltungsverfahren sind sie uns heute überlegen. Auch in Sachen Transparenz. Es kann jeder von seinem Computer aus online das Grundbuch einsehen und schauen, wer Eigentümer ist. Der Datenschutz hat einen ganz anderen Stellenwert als bei uns.

Wie war dein erster Eindruck von Georgien?

Ich kam in der Dämmerung auf dem Flughafen an. Wir sind dann in eine Millionenstadt gefahren und sahen keine Autos auf den Straßen. Es waren auch kaum Menschen auf den Straßen unterwegs, lediglich an ein paar großen Kreuzungen standen um offene Feuer in großen Tonnen zwanzig bis dreißig Männer herum, die mit Kalaschnikows bewaffnet waren. Als wir zu unserem Hotel kamen, war alles dunkel. Wir klopfen und uns öffneten zwei Sicherheitsleute, die mich mit der Taschenlampe ins Zimmer begleitet haben. Von meinem Zimmer konnte ich auf einen großen Platz sehen, wo auch eine größere Ansammlung bewaffneter Männer stand. In den ersten Nächten habe ich mich dann unters Bett gelegt, um nicht zufällig erschossen zu werden, wenn diese Männer herumballern würden. Ich habe mich am Anfang schon gefragt, wie ich in diesem Land ein Kataster aufbauen soll, wenn die Leute eigentlich froh sein müssen, wenn sie ihr tägliches Überleben gesichert haben. Tagsüber schien die Sonne und die Stadt glänzte in diesem Licht, aber ich hatte nicht den Eindruck, daß dieses Projekt zu diesem Zeitpunkt Sinn machte.

Ein anderer Eindruck war, daß ich es nur mit Senioren zu tun hatte. Da es kein Rentensystem gab und die Chefs solange arbeiteten, wie es möglich war, war ich mit Abstand der jüngste. Und ich überlegte mir immer, wie kann man jüngere Mitarbeiter gewinnen. Wir haben dann bei der Einstellung von Projektmitarbeitern darauf geachtet, jüngere bevorzugt einzustellen. Mutgemacht hat mir, daß die drei, die beim Vorprojekt mit dabei waren, ganz viel Energie in das Projekt hineingesteckt haben. In den Gesprächen mit Vertretern von Privatfirmen, der Wohnungswirtschaft und der Universität, die für die Ausbildung hochqualifizierter georgischer Fachleute in den Bereichen Kataster, Grundbuch und Städtebau verantwortlich waren, wurde ganz oft geäußert, wie wichtig dieses Vorhaben für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage Georgiens ist.

Wie kam es dazu, daß du Ehrenbürger von Tbilissi geworden bist?

Diese Ehrung kam sehr überraschend für mich. In Georgien war es üblich, jedes Jahr einen Ehrenbürger zu ernennen. Durch die Krisenzeit wurde das aber für zwei oder drei Jahre auf Eis gelegt. Durch das Projekt kam ich mit vielen verschiedenen Personen und Institutionen zusammen, und das Projekt war auch in der Öffentlichkeit sehr bekannt, weil es damit in Zusammenhang gebracht worden ist, daß jeder Eigentum erwerben konnte und es rechtsverbindlich registriert wurde. Die Ehrenbürgerschaft ist für mich eine Anerkennung dessen, was im Projekt von allen geleistet worden ist.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes



Wer Gefühle zeigt, hat schon verloren

Michael Riedels Entwurf für die Gestaltung der Fassade des Vierten Pavillons

Von Sabine Graf

The same procedure ...

Die Erweiterung der Modernen Galerie des Saarlandmuseums bleibt das die Kultur im Land bestimmende Thema. Nachdem das Berliner Büro Kuehn Malvezzi seinen Plan für die Fertigstellung des Rohbaus des Vierten Pavillons der Modernen Galerie vorgelegt hatte, schienen die Turbulenzen ein Ende zu nehmen. Doch das wäre angesichts der bisherigen Ereignisse zu einfach gewesen. Daher rückt nun der von dem in Frankfurt lebenden Künstler Michael Riedel vorgelegte Entwurf für die Fassadengestaltung in den Mittelpunkt der Diskussion. Er sieht vor, daß die verschriftete Debatte des Landtages des Saarlandes über die Erweiterung des Saarlandmuseums den Anbau überziehen soll, wobei jeweils das Wort »Museum« hervorgehoben wird. Dieser Vorschlag erregte Kritik und führte allenthalben zu Abwehrreaktionen seitens der betroffenen Politiker.

Es wäre billig, die zu dem Entwurf lautgewordene Kritik¹ zu verwerfen. Diese Reaktionen sind verständlich. Nicht der mangelnden Bereitschaft wegen, sich mit zeitgenössischer Kunst zu beschäftigen, sondern weil der Entwurf Michael Riedels eine allzumenschliche Eigenschaft berührt: Die Angst, vorgeführt zu werden, zumal von zeitgenössischer Kunst, die den Ruch nur des »Kaisers neue Kleider« zu sein, hierzulande noch längst nicht abgelegt hat. Es schwingt das Gefühl mit, bloßgestellt sein zu können. Das befällt die meisten, wenn sie zum ersten Mal mit der Arbeit von Michael Riedel in Kontakt kommen. Auch diejenigen, die professionell mit Kunst zu schaffen haben, wie das Beispiel von Jörg Heiser zeigt. Heiser ist ein angesehener Kunstkritiker, Kurator und Chefredakteur der in London erscheinenden Kunstzeitschrift »frieze« und als solcher Autor eines Beitrags über Riedel für den Messekatalog der Londoner frieze art fair im Jahr 2004. Riedel verwendete den Text weiter, blies ihn auf auf einem großformatigen Stoffbahner

und zeigte das Ergebnis am Stand der Galerie Gabriele Senn, Wien. Die Reaktion Heisers damals unterscheidet sich kaum von der auf Riedels Entwurf für die Fassade des Vierten Pavillons des Saarlandmuseums:

»Aber andererseits beschlichen mich sofort gemischte Gefühle: macht sich hier einer lustig über den Kontext, dessen er sich zugleich bedient? Reproduziert der Künstler den Text auf seiner Arbeit, weil er ihn für treffend oder völlig daneben hält? Darf ich mich nun geehrt oder verarscht fühlen?«²

Das ist verständlich, ja nachvollziehbar, aber bei den Arbeiten von Michael Riedel wenig hilfreich, denn hier gilt: »Wer Gefühl zeigt, hat schon verloren.«³

Es blockiert den Blick auf ein Werk, das Beachtung verdient. Darin geht es weder um Inhalte noch, wie im Fall seines Fassadentextes für den Erweiterungsbau der Modernen Galerie darum, den Landtag des Saarlandes überzubewerten oder Debatten zu banalisieren. Es geht um das System Kunst, das mehr ist als ein Gemälde an der Wand oder eine Skulptur auf einem Podest. Alles, was mit Kunst und Künstlern in Verbindung steht, die Wand, das Podest, die Galerie, das Museum, die Gremien, die über dessen Erweiterung entschieden haben, das alles ist für Michael Riedel Material, mit dem er arbeitet.

Alles, was Kunst ist

Michael Riedel hat sich seit Abschluß seines Studiums als Meisterschüler von Hermann Nitsch an der Frankfurter Städel-Schule im Jahr 1999 konsequent am System Kunst und den es bestimmenden Faktoren abgearbeitet. Den Anfang machte er mit seiner Diplomarbeit, für die er sich in den Kleidern seiner Professoren fotografierte und im Anschluß daran die Fotografien jeweils von dem Lehrer unterzeichnen ließ, dessen Kleidung er auf dem Foto trug, und zwar in seinem (Riedels)

Namen, aber in deren Handschrift. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis wurde nicht nur buchstäblich umgestülpt, sondern derart in seinen Bestandteilen verdreht, daß das Spiel mit dem Epigontum eine eigenständige Position hervorbrachte. Es blieb das Verfahren, mit dem er sich fortan allen Erscheinungen des Kunstbetriebs annahm. Ganz neu war es damals jedoch nicht gewesen. Diese Version des Selbstporträts hatte 1998 einen Vorläufer, als Riedel in einem Vortrag über sein Schaffen an dessen Ende sich eine Tüte mit dem Aufdruck »Michael S. Riedel« überzog. Das S war frei erfunden, der Künstler aber als Protagonist ins System Kunst eingespeist. Dieses Sich-Überstülpen der Künstleridentität wurde von Riedel bewußt als Verfahren inszeniert. Darauf gründet sein Schaffen. Es ist das Offenlegen von Vorgängen oder Institutionen, die das Betriebssystem Kunst betreffen, in dem sich Riedel der Wiederholung bedient und dabei durch Ver- oder Umdrehen, Verkürzen, auf den Kopf stellen oder Übersetzen einer Bild- oder Textvorlage das Original oder den Ursprungszustand verändert. Daher war es folgerichtig, daß er das seinem Namen hinzugefügte »S« verkaufte wie ein Maler ein Leinwandbild. Auf den Künstler als Teil des Systems folgte das Kunstwerk. Dergestalt, daß er im Jahr 2001 mit einem Künstlerkollegen die Installation zweier beweglicher Wände von Jeppe Hein für die Frankfurter Galerie Michael Neff anhand zweier übergestülpter, weiß gestrichener Pappkartons nachspielte und das Ganze auf Video dokumentierte.

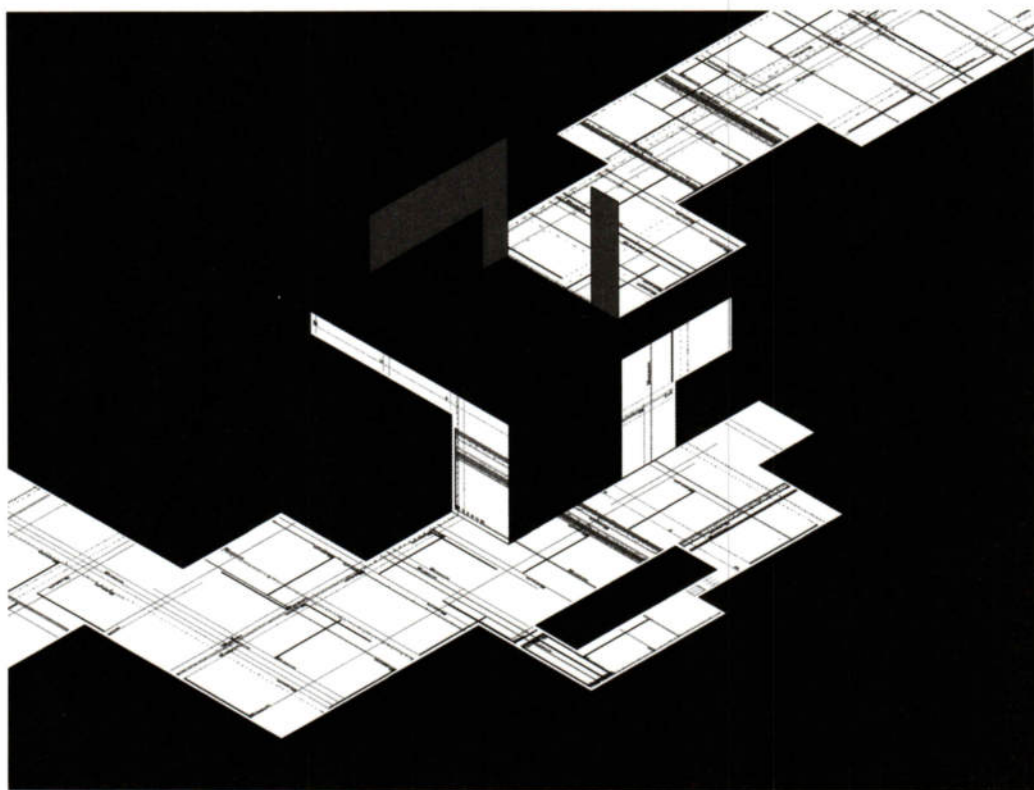
Wiederholen als künstlerisches Prinzip

Dem Künstlerduo Gilbert & George stellte er 2002 bei der Vernissage ihrer Ausstellung im Frankfurter Portikus ein Schauspielerduo namens Gert & Georg zur Seite mit dem Auftrag alle gemachten Gesten des Paares während der Vernissage nachzuahmen. Die Frage, was eine Einzelausstellung eines Künstlers, zumal die erste eigene Riedels, in einer Galerie zeigt, fand im selben Jahr in der Galerie Gabriele Senn, Wien, ihren Ausdruck als Solo über ein Solo eines anderen andernorts. Dafür hatten er und sein Künstlerkollege Achim Lengerer eine Führung durch die zeitgleich in der Wiener Secession stattfindende Ausstellung von Christopher Wool aufgenommen,

verschriftet und diesen Text in der Galerie im Format der Gemälde Wools präsentiert. Die Qualität einer Einzelausstellung als Medium findet keine Beachtung. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf das, was gezeigt wird, auf Tafelbilder, Fotografien, Objekte oder Plastiken. Die Ausstellung an sich, das eine künstlerische Leistung tragende Display, salopp gesagt, ihr Drumherum von Wand mit Rahmen bis zur Einladungskarte bleibt unbeachtet. Hier setzt Riedel an, markiert sie und macht die Ausstellung selbst zum Gegenstand der Kunst.

Riedel machte dort weiter und fand in seiner ersten Ausstellung im Jahr 2005 bei David Zwirner seine Form, indem er den Druck des Gemäldes »Renegaten« von Neo Rauch, der zuvor dort zu Gast war, in einer Art Puzzle über die Wand verteilte und damit unzählige Möglichkeiten der Kombination der vorhandenen Bildteile bot. Der für diese Installation gewählte Titel »Neo« spielte nicht nur auf den Maler an, sondern führte das Thema Neuheit und Originalität mit der Wiederholung als Prinzip zusammen, denn neu ist die Kombination des Vorhandenen. Nein, ein Originalkunstwerk, also ein Bild oder eine Skulptur im gewohnten Sinn gehören nicht zu Riedels Repertoire. Seine Originalität besteht im Wiederverwenden der Dinge, die zur Kunst gehören, aber nicht als solche wahrgenommen werden. 2006 zeigte Riedels New Yorker Galerie David Zwirner bei der Art Cologne eine für diesen Auftritt entstandene Arbeit. Es war ein zur Wandtapete hochgezogenes Foto, das er zuvor von einem Gemälde des Nachbarstandes gemacht hatte. Der Eindruck entstand, daß Riedel nichts ausgestellt hatte. Hatte er wohl, aber eben das Drumherum, den Rahmen, der für ihn den Inhalt ausmacht.

Das Programm eines Kunstvereins als Abfolge von Ausstellungen rückt bei »vicini Michael S. Riedel John Bo« (2007) im Kunstraum Innsbruck in den Fokus. Riedels Installation versteht sich als »Bindestrich«⁴ zwischen der vorangegangenen Schau mit Arbeiten von Monica Bonvicini und der darauffolgenden von John Bock. Riedel inszeniert seinen Beitrag als Gelenk bzw. Display, als Zwischenspiel im Wortsinn mit einer Fototapete von Bonvicinis Installation und der analogen Präsentation des dafür verwendeten Kettenmaterials. Das Ausstellungsprogramm, in dem seine Ausstellung eingebettet war, war hier das Thema, gefaßt im Titel, der sich als



Michael Riedel, Entwurf für die Platz- und Fassadengestaltung der Modernen Galerie

veritables Wortspiel mit tieferer Bedeutung erwies. Durch das Streichen der Vorsilbe des Künstlerinnennamens »Bon« entsteht das italienische Wort für »Nachbar«, worauf nicht weniger folgerichtig beim Verweis auf das auf Riedels Auftritt folgende Gastspiel von John Bock, in dessen Name das »ck« entfällt.

Schließlich gerät auch das Bild selbst in den Blick des Künstlers. Was zeigt es? Was ist ein Motiv, sein Inhalt? Es ist eine Fehlanzeige im Wortsinn bei den »Poster Paintings«, in denen Riedel die über ihn und sein Werk geschriebenen Texte verarbeitet oder der Werkgruppe »Wabenplatten«, die mittels Siebdruck auf eine aus mehreren Schichten bestehende Verbundplatte aufgebracht wurden. Sie zeigten Programmbefehle und Elemente des für Vorträge genutzten Power-Point-Programms. Sie erscheinen als reine Form, in die die Inhalte eingewoben sind, ohne daß sie als solche vorkommen. Hier wirkt für Riedel die reine Kraft des Systems als kreative Ressource: »Ich bin also nicht der, der über das Werk entscheidet, sondern der, der über das System entscheidet, das das Werk herstellt.«⁵ Hier war es das, was bei der Vorbereitung von Vorträgen

genutzt wird, und damit das, was man nicht sieht oder übersieht, weil man auf den Inhalt achtet. Die Form ist der Inhalt.

Play again with the Display, auch in Saarbrücken

Wie Riedel das Display eines Kunstwerks, einer Ausstellung, einer Galerie, einer Kunstmesse, eines Kunstvereins oder eines Museums nutzt, um mittels Medialität und Reproduktion etwas zu erzeugen, was dem Verständnis von Monumentalität entspricht, zeigt daher seine Nähe zur Architektur, vorzugsweise zu der von Kuehn Malvezzi. Sein Verständnis von (Bau-)Werk und Raum macht ihn zum idealen Partner für gleichgesinnte Architekten, die in ihren Entwürfen zugleich das Verhältnis von Bestand und Veränderung offenlegen. Verständlich, daß beide in Saarbrücken zusammenarbeiten. Auch der von Riedel für seine Arbeit reklamierte Begriff »Gesamtkunstwerk«⁶ zeigt seine Nähe zur Architektur.

»Das Monument der Moderne ist die Reproduktion, die das Original in den Schatten

stellt.«⁷ Der Satz des Berliner Architekten Wilfried Kühn beschreibt einen Perspektiv-, wenn nicht gar einen Paradigmenwechsel im Verhältnis von Original und Kopie. »Die Kopie verändert das Original.«⁸ lautet die These Kühns im Rückgriff auf Andy Warhol und dessen Erfahrungen, was die Wirkung von Fotografie und Tonbandmitschnitten auf die davon Betroffenen angeht. Er folgert: »Die Bilder dominieren ihre Motive«⁹ und erscheinen bedeutsamer als das Original. Der Architekt muß »Originalkopien« schaffen, etwas, das für sich und in Beziehung zum Vorbild steht: »Entscheidend für die Kraft der Reproduktion ist ihre Fähigkeit zur Autonomie, die im Akt der performativen Wiederholung entsteht.«¹⁰ Es bleibt alles anders.

Als Über- und Einblender und Verschrifter betont er die dem Monumentalen eignende Medialität und schafft es dabei, den kommunikativen Aspekt in der Dritten Dimension darzustellen, indem er sie ins Räumliche übersetzt. Das bezeugt die Zusammenarbeit von Kuehn Malvezzi und Riedel aus Anlaß einer Werkschau des Büros in der Berliner Architekturgalerie Aedes West im Jahr 2005 unter dem Titel »Momentane Monumente«. Riedel, der mit der Szenografie betraut war, löste diese Aufgabe, in dem er das Display des Katalogs ausstellte und den Katalog selbst um ein Display erweiterte. Dieses Vorhaben faßte er scheinbar redundant in der Formulierung zusammen »Zur Ausstellung erscheint eine Ausstellung«. Dafür hatte er als Ausstellung anhand von vier weißen Kopien des Arbeitstisches aus dem Graphikbüro, des Leuchtstisches aus der Druckerei, des Schneidetisches der Buchbinderei und des Verkaufstisches der Buchhandlung, den Prozeß der Herstellung des Katalogs nachgestellt. Damit hatte er den Blick auf »das Gelenk«, den Unterbau einer Ausstellung gerichtet. Analog dazu erweiterte er den in handlicher Quadratform erscheinenden Werkkatalog mit das Format dehnenden Mitschriften der Gespräche über alles Mögliche im Grafikbüro, in der Druckerei, Buchbinderei und in der Buchhandlung zur Gestaltung, Druck und Verkauf des Katalogs und als »Dokumentation der Katalogproduktion als Formgebung, Farbauftrag, Papierhandel lesbar gemacht.«¹¹

Es entstehen »Originalkopien« der Hardware des Betriebssystems Kunst, für die sich Riedel die Prinzipien der Medialität und Re-

produktion zunutze macht. Jede neue Aktion, jedes neue Projekt ist davon bestimmt und wird Teil eines sich unablässig erweiternden Netzes, in das jede Stufe des Arbeitsprozesses einbezogen ist und durch Vor- und Rückbezüge zum Ort, zu anderen Künstlern, Kon- und Subtexte generiert.

Riedel visualisierte die für Kuehn Malvezzi im Zusammenhang mit deren Verständnis von »Monumentalität« zentralen Begriffe »Medialität« und »Reproduktion« in seiner als Ausstellung konzipierten Installation »Momentane Monumente«, ohne dabei je auf die bloße Dienstleistung seinen Auftraggebern gegenüber beschränkt zu sein. Er präsentierte zugleich eine eigenständige künstlerische Arbeit. Darin standen auch die seinem Schaffen zentralen Begriffe zu Gebote, so daß hier eine Aneignung im doppelten Sinn, als Auftrag wie als Konzept erfolgte. Daß sich diese Zusammenarbeit in einem nächsten Schritt in Saarbrücken auf die Architektur selbst ausweitete, erscheint nur konsequent. In der Verbindung zu den Architekten zeigt sich exemplarisch, worum es bei Riedel geht: Der Umgang mit dem Display, dem Betriebssystem der Kunst, das nie einfach nur hin- oder vorgestellt wird, sondern immer in einem Kontext eingebettet ist. Dessen Hardware wird in Funktion, bevorzugt aber in Dysfunktion gesetzt, um die Aufmerksamkeit vom Inhalt allein auf die Form zu lenken. Daher werden die Elemente des Betriebssystems Kunst nicht überdeckt, sondern offengelegt.

Blindtext, Bildtext

Im Grunde müßte Riedels Vorgehen der Politik entgegenkommen, da es dort entgegen anderweitiger Beteuerungen nicht um Inhalte geht, nicht gehen kann, wenn das Alltagsgeschäft aus Kompromissen und Koalitionen besteht, die jegliche Maximalforderung unmöglich machen. Pragmatismus regiert das Geschäft der Politik, »Signetismus«, so der Titel seiner Tüten-Performance, hingegen das von Michael Riedel. Dabei hatte er sich selbst gelabelt und damit den Dreischritt »Aufnehmen, Labeln, Abspielen« vorweggenommen, der den im Jahr 2000 von ihm in Frankfurt in der Oskar-von-Miller-Straße 16 eröffneten Kunstraum bestimmte. Das Ladenlokal wurde zum »Rekorder des städtischen Kulturange-

bots«, in dem in Frankfurt statthabende Konzerte und Lesungen nachgespielt oder nach vorheriger Aufnahme mit einem Kassettenrekorder wieder abgespielt wurden, im Kino mitgefilmte Filme geschaut oder Konzerte im Playback-Verfahren nachgespielt wurden.

Text bei Riedel dient nicht der Dokumentation, sondern ist eine Zeichenfolge ohne Inhalt.

»Eine Übersetzung unterscheidet sich von einem Kommentar oder einer Interpretation, da sie nicht über den zu übersetzenden Text redet, sondern das durch diesen Text ausgedrückte in einer anderen Sprache wiedergibt...«¹² Diese Erkenntnis führt unmißverständlich weg vom Inhalt zur Form und zum reinen Zeichen. Die Hülle, die Floskel oder die Sprachhülle gerät, wie die das Kunstwerk in sich tragende Kiste ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Sprache wird zum Gegenstand von Riedels künstlerischer Arbeit. Die Kommunikation über Ausstellungen, und was sie umgibt, ihre Rezeption und die Medien der Distribution, alles, was diesen Prozeß der künstlerischen Arbeit begleitet, wird zu deren Material.¹³ »Das läuft auf die Frage hinaus [...], wie schreibt man Beschriftung?«¹⁴

Die Antwort auf alle sich stellenden Fragen lautet dabei »Stop making Sense«, wie es der Beitrag von Marcel Bugiel in einem Katalog aus Anlaß einer Ausstellung Riedels im Jahr 2007 in einem Autohaus heißt. Dafür wurde der Text in eine vorhandene Werbebroschüre für ein Automodell eingedruckt. Das »Sinn machen« wird dabei vom Kopf auf die Füße gestellt, indem der Sinn verbogen, verdreht und ausgewechselt wird. Denn, erklärt Riedel bezogen auf den Unterschied zwischen dem Original an der Wand und dessen Abbildung in einem Kunstkatalog und formuliert damit zugleich seinen Arbeitsauftrag als Künstler: »Das Original kann ich nur anschauen, mit der Abbildung kann ich etwas anfangen.«¹⁵

Wie einst bei Oskar

In seinem Vorgehen erinnert Riedel weniger einen Remixer oder Sampler, der sich den Werken anderer bedient, sondern an einen ehrwürdigen Materialprüfer im Sinne der von Oskar Holweck in Saarbrücken vermittelten Grundlehre. Das Material durch Kombination der Elemente nach vorher festgelegten Ab-

folgen prüfen, es im Krebsgang durchlaufen lassen, Kontraste herstellen, Übergänge gestalten, Hintergründe verändern, mit dem Zufall arbeiten und ihn steuern, um dem Material ungeahnte Qualitäten zu entlocken. Das Material ist dabei sich selbst genug. Es ist selbst die Aussage. Riedel hingegen faßt den Materialbegriff gemäß des erweiterten Kunstbegriffs großräumiger und überträgt ihn auf das gesamte Betriebssystem Kunst, das er in seinen Einzelheiten prüft und sich dabei Verfahrensregeln auferlegt. Ob mittels Inversion, die ihn dazu bringt, bei seiner zweiten Ausstellung in der Galerie Gabriele Senn sich auf seine, zwei Jahre zuvor statthabende Schau zu beziehen und diese zu wiederholen. Oder das Vorbild in seiner Wiederholung auf den Kopf zu stellen, wie in der Installation »Nosh...« (2004) und das dazugehörige Transkript einer in einem Club verbrachten Nacht so zu verdrehen, daß man es Wort für Wort rückwärts lesen muß, um es zu verstehen. Dazu gehören die Kombinationsmöglichkeiten der »Neo«-Ausstellung bei David Zwirner oder das Eindringen von Texten in andere Texte, wie im Autokatalog sowie das Überdrucken von Karten, Magazinseiten oder Plakaten in der »Oskar-von-Miller-Straße 16«, um auf diesem Weg Kontraste zu erzeugen. Dazu gehört auch Verarbeiten von Resten zu etwas Neuem, wie es der Umgang mit vorhandener Ausstellungsarchitektur zeigt. Für seine Werkschau aus dem Jahr 2012 in der Kunsthalle Schirn nutzte er die Wände der vorangegangenen Edvard Munch-Schau.

Ebenso hielt es Riedel bei der Gestaltung des Eingangsbereichs des Palais de Tokyo in Paris im Jahr 2013. Er entstand aus Teilen des Baumaterials, also des Displays, der Giacometti-Schau der Hamburger Kunsthalle. Hier findet sich zusammen, was im Schaffen Riedels zusammengehört: Ausstellungsaufbauten und Kommunikation in ihrer speziellen Verarbeitung von den Gesprächen beim Abbau zum Text und das grandiose Verhören, das in der Fügung »Jacques Comité« gipfelt, die das Mißverstehen als Quelle neuer Formen betont. Nicht zuletzt bestimmt der gesteuerte Zufall, eines der favorisierten Mittel der Grundlehre, um das Material herauszufordern, auch bei Riedel durch den Einsatz von Spracherkennungsprogrammen des Computers die Ergebnisse, wie in seinem im Jahr 2009 gehaltenen Vortrag »Wie ihr wollt« oder als transkribier-

tes Telefonat in »Mieke« aus dem gleichen Jahr.

Konkret: Es paßt

Der Künstler Michael Riedel lädt im Saarland nicht irgendetwas wie einst Richard Serra auf dem Uni-Campus ab, sondern arbeitet mit Raum- und Ortsbezug. Das geschieht im doppelten Sinn. Denn er ist weniger Konzeptkünstler, der mit seinen Textgestaltungen, wie der Verarbeitung einer Debatte über die Erweiterung der Modernen Galerie im Saarlandtag Gesellschaftskritik übt oder ein Vertreter der Appropriation Art, einer Kunstdisziplin, die sich vorhandener Kunst bedient und sie verarbeitet. Besieht man es genau, ist Michael Riedel Vertreter einer Kunstrichtung, die hierzulande seit der Gründung der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk 1946 beste Tradition hat: Die Konstruktiv-Konkrete Kunst, die sich aus den gegenstandslosen Arbeiten von Kleint und Co. entwickelt hat.

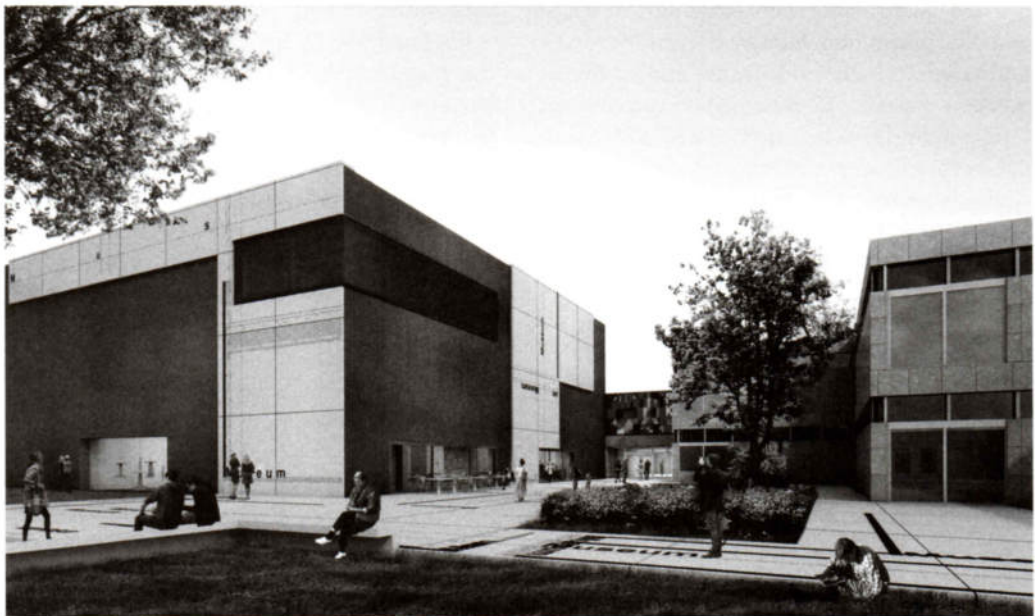
Michael Riedels Vorgehen ist im Grunde von nichts anderem bestimmt, was drei Künstlergenerationen, die in Saarbrücken ihre Ausbildung erhielten, in die DNA eingebrannt ist: der von Oskar Holweck vermittelten Grundlehre. Im Grunde macht er nichts anderes, wenn er Wort in Schrift übersetzt, etwas

umgekehrt ausläßt und den Zufall einbezieht. Nur ist sein Werkstoff nicht Papier, Stein, Stahl oder Farbe, sondern das System Kunst mit allem, was dazu gehört. Niemand würde etwa Raimund Girkes Bild »Schreiben« als etwas anderes betrachten als der in Bewegung übersetzte Vorgang des Schreibens. Bei Riedel wandelt sich ein Text zur Fläche und zum Raum, der nicht über sich hinaus weist. Das ist nicht weniger konstruktiv und konkret.

Kunst macht das Unsichtbare sichtbar

Der gewählte Text sei für ihn verhandelbar, erklärt Riedel. Vielleicht auch, weil dessen Inhalt keine Rolle spielt. Aber das wäre falsch, weil der Künstler damit seinen Kritikern Recht gibt, die ohne Kenntnis über sein Werk urteilen. Daher gilt auch für ihn: Bloß keine Gefühle zeigen, sondern auf dem gewählten Text bestehen, weil der Inhalt vollkommen egal ist. Es geht um das System, das Kunst und damit auch ein Museum bzw. dessen Erweiterungsbau möglich macht. Daher ist es falsch, auf die Fassade irgendwelche Sätze über Kunst oder von Künstlern draufzuschreiben. Das sollte den in jedem Museumsshop zu erstehenden Postkarten oder Kühlschranks-magneten, mit Sätzen von Dali oder Picasso überlassen bleiben. Am Ende kommt noch

Michael Riedel, Erweiterungsbau und Bestandsgebäude, Ansicht von Südwest (Simulation)



einer im Rahmen der schlimmstenfalls dräuenden Bürgerbeteiligung auf die Idee, die gute alte Klee-Sentenz auf den Pavillonbau schreiben zu lassen: Von wegen, daß Kunst das Unsichtbare sichtbar macht. Nichts anderes macht Michael Riedel mit seinem Entwurf. Das braucht man nicht mehr hinzuschreiben. Wer nicht direkt mit der Nase an der Fassade klebt, kann ohnehin nicht erkennen, was darauf geschrieben steht. Es ist ein Gewebe aus Worten, das dem Anbau übergeworfen wurde. Denn Worte, gefaßt in Entscheidungen, haben den Pavillonbau herbeigeführt. Am Ende bleibt davon nur eine graphische Struktur. Kunst eben, und die gehört nun mal zu einem Kunstmuseum, drinnen und draußen.

Anmerkungen:

- 1 Cathrin Elss-Seringhaus, *Ein Monument für Politikerreden*, in: *Saarbrücker Zeitung* vom 16.9.2014; Cathrin Elss-Seringhaus, *Gesucht: Ein neues Textkleid fürs Museum*, in: *Saarbrücker Zeitung* vom 18.9.2014; Nicole Burkhardt, *Wenig Beifall für den Landtagstext am Museum*, in: *Saarbrücker Zeitung* vom 29.9.2014; Cathrin Elss-Seringhaus, *Aus für Landtagsdebatte*, in: *Saarbrücker Zeitung* vom 6.11.2014.
- 2 Jörg Heiser, *Zur Ausstellung erscheint eine Ausstellung*, o.S., in: Michael S. Riedel, *Kuehn Malvezzi*, aus Anlass der Ausstellung *Momentane Monumente* (12.5.–16.6.2005), Aedes West (Berlin) und Landesmuseum Berlinische Galerie (Berlin), Frankfurt am Main: Revolver – Archiv für aktuelle Kunst 2005.
- 3 Sabine Graf, *Brot für die Welt. Der Künstler Michael Riedel*, in: *Kritisches Lexikon der Gegenwartskunst*, Ausgabe 104, Heft 26, 4. Quartal 2013.
- 4 Kapitel *Fototapeten – seit 2001*, in: Michael Riedel, *Kunste zur Text*, hrsg. von Matthias Ulrich und Max Hollein, Köln: König 2012. S. 83.
- 5 Michael Riedel in einem Interview vom 19.3.2012 zit. ebd., S. 129.
- 6 Michael Riedel zitiert bei Stephanie Murg, *Did Michael Riedel just make Microsoft's Power Point cool?* in: *whitewallmag.com* (February 2013).
- 7 Wilfried Kuehn, *Originalkopien. Für eine Architektur der Wiederholung*, in: *der architekt* 2010, Heft 5–6, S. 70.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.

- 11 Siehe Anm. 2
- 12 Michael S. Riedel und Marcus Hurttig, *Eurowörterbuch deutsch – tedesco*, o.O.: X-15 2002.
- 13 Michael Riedel, *Perlstein*, London 2011, S. 8: »Die Texte waren nicht gedacht als Literatur im herkömmlichen Sinn und wurden in der Regel auch als überflüssig wahrgenommen die Texte waren vielmehr Material um bestehende Literatur zu überschreiben beliebig zu verändern irgendwie egal ...«
- 14 Ebd.
- 15 *Michael Riedel liebt den Prozess mehr als das Produkt*, in: *Die Welt* vom 13.6.2012, Feature, <http://www.welt.de/newsticker/news3/article106568438/Michael-Riedel-liebt-den-Prozess-mehr-als-das-Produkt.html> (15.3.2015).

Den Leerstand in den Köpfen beseitigen

Sehnsüchte, Utopien, Träume: Saarbrücker Initiativen verwandeln leerstehende Gebäude in Kreativräume

Von David Lemm

Saarbrücken-Malstatt, Lebacher Straße 84. Zu ihrer Vernissage heißt Steffi Westermayer zusammen mit Siegfried Gress, dem 1. Vorsitzenden des Stadtteilvereins »Malstatt – gemeinsam stark« (MaGS), die ca. 25 Anwesenden im Ladenlokal des Gebäudes zwischen CAP-Markt und Morschs Imbiß willkommen. ... und gegenüber der Strand hat die freischaffende Künstlerin ihre Ausstellung genannt, die sie in Windeseile auf die Beine gestellt hat – kleinere Streicharbeiten und der Transport ihrer Kunstwerke mit dem Lastenfahrzeug inklusive. »Ich danke dem Stadtteilverein MaGS für die Einladung zur Zwischennutzung«, sagt Westermayer, die an der HBK Saar studiert hat. Sie sieht etwas abgekämpft aus. Die Nachtschicht steckt ihr in den Knochen, wie sie freimütig bekennt. »Dennoch bin ich superfroh darüber, daß ich jetzt hier bin und meine Kunstwerke ausstellen kann.« In dem verwinkelten Ladenlokal, daß seit eineinhalb Jahren leer steht, hat die 36jährige Künstlerin eine Auswahl früherer Arbeiten bestehend aus Druckgrafiken, kleineren Zeichnungen und modellierten Objekten in der Auslage des Schaufensters, an den Wänden und auf dem Boden sorgsam drapiert.

Während sich der MaGS-Vorsitzende Gress zunächst bei der »Gönnerin« und Hauseigentümerin Monika Kratz bedankt, halten immer wieder Passanten aller Couleur vorm Schaufenster kurz inne, um sich die Auslage genauer anzuschauen und einen Blick in das Innere zu erhaschen. Auf der »Lebensader des oberen Malstatt«, wie Gress die Lebacher Straße bezeichnet, ist an diesem sonnigen Sonntagnachmittag im Februar zwar viel los, doch den Schritt ins Innere wagt niemand. Für die Rentnerhepaare, die jungen Familien und die Jugendlichen deutscher, türkischer, arabischer, afrikanischer und osteuropäischer Herkunft ist so eine improvisierte Kunstaktion in ihrer Straße ein eher ungewohnter Anblick. Ein geschickt platzierter Aufsteller mit Informationen und eine weit geöffnete Tür hätte die

Berührungsangst mindern können. Doch so bleibt die Tür geschlossen und die Versammelten unter sich, von denen augenfällig viele den bunten Ansteck-Pin der Aktion »Farbe bekennen für Vielfalt« tragen. »Wir wollen Malstatt verändern, schöner und interessanter machen – und wir fangen jetzt damit an«, sagt der MaGS-Vorsitzende. Und eben darum habe sich der Stadtteilverein mit Westermayer für eine Zwischennutzung zusammengetan.

Ihren Anfang nahm die Kooperation zwischen dem Stadtteilverein und der Künstlerin, die gleichzeitig auch die Vorsitzende des sogenannten Leerstandsmelder Saarbrücken ist, auf dem letzten von MaGS organisierten Leerstandsspaziergang rund um die Lebacher Straße und den Pariser Platz. Solche Rundgänge gibt es schon seit langem. Sie dienen der Inaugenscheinnahme und gegebenenfalls Dokumentation von Leerständen, um im gemeinsamen Dialog zwischen Bürgern und der Stadt Ideen und Perspektiven für zukünftige Nutzungen zu entwickeln. In der Regel werden Leerstandsspaziergänge von alteingesessenen Bürgern bzw. Stadtteilinitiativen organisiert – und neuerdings auch vom »Leerstandsmelder Saarbrücken«, einer im letzten Jahr gegründeten Initiative, die eine eigene Internetseite betreibt, auf der Leerstände in Saarbrücken erfaßt werden. »Auf unserer Website können wir gemeinsam Informationen austauschen. Leerstände können von allen registrierten Nutzern direkt und unkompliziert eingetragen werden. Dafür füllt man einfach den vorgegebenen Steckbrief aus und lädt ein Foto des betreffenden Objektes hoch – fertig ist der für jeden Internetnutzer sichtbare Eintrag«, erklärt Westermayer das Konzept.

Die webbasierte Leerstandsmelder-Idee stammt aus Hamburg. 2011 hat der Hamburger Gängeviertel e.V. die Website www.leerstandsmelder.de gelauncht, um »die Leerstandssituation in verschiedenen Städten zu dokumentieren und einen Diskurs über Leerstand und Nutzungsmöglichkeiten anzure-

gen«, wie es in der Präambel heißt. Bis dato haben Stadtaktive aus 23 deutschen Städten sowie aus Luxemburg, Salzburg, Wien und der Region Basel Verträge mit dem Hamburger Gängeviertel-Verein abgeschlossen, um die internetbasierte Plattform Nutzern aus ihren Städten kostenlos zur Verfügung zu stellen – darunter auch der Neuzugang aus Saarbrücken, vertreten durch die drei Vorstände Steffi Westermayer, Susanne Kocks und Johannes Gerlach. Dank dem Engagement von Westermayer und ihrem »Kernorganisationsteam« sowie einer privaten Spende und einem vom Amt für Wirtschaftsförderung, Arbeitsmarkt und grenzüberschreitende Zusammenarbeit gewährten Zuschuß können seit Mai 2014 alle Interessierten Leerstände in Saarbrücken melden.

54 leerstehende Objekte sind bisher auf der Website des Vereins jeweils mit einem Foto und einer kurzen Beschreibung in einer virtuellen Stadtkarte lokalisiert. Doch das ist nur der Anfang. Unter dem Motto »Meldet Leerstände! Für mehr Transparenz und neue Möglichkeitsräume in der Stadt«, rufen die Stadtaktivisten alle Interessierten zum Mitmachen auf. Eine App soll diesen Prozeß in Zukunft vereinfachen und beschleunigen.

Ein Konzept, das dem engagierten 2. MaGS-Vorsitzenden und früheren Grünen-Stadtrat Guido Vogel-Latz derart gefiel, daß er die Vorsitzende des Leerstandsmelder Saarbrücken Westermayer zum Spaziergang in Malstatt einlud und ihr anschließend eine

gemeinsame Nutzung des Ladenlokals in der Lebacher Straße 84 anbot. Die im Nauwieser Viertel lebende Künstlerin, die Malstatt »eher vom Durchfahren« her kannte, nahm dieses Angebot gerne an, weil sie schon lange auf der Suche nach einer Zwischennutzung war. Eine dreimonatige Zwischennutzung haben der Verein und Westermayer mit der Hauseigentümerin vertraglich vereinbart. Die »Nutzungskosten«, die sich auf die durch die Nutzung entstehenden Nebenkosten beschränken, teilen sich die beiden Zwischenmieter. Die nach eigenem Bekunden kunstaffine Hauseigentümerin Kratz begrüßt die Zwischennutzung. Kein Wunder. Seit eineinhalb Jahren steht das geräumige und unterkellerte Ladenlokal trotz seiner exponierten Lage unweit des Pariser Platzes nun schon leer. Sie erhoffte sich durch die Zwischennutzung mehr Aufmerksamkeit und danach eine längerfristige Nutzung.

Inzwischen hat Westermayer noch einmal das Wort ergriffen: »Ich möchte diesen Raum nicht allein besetzen, nicht allein bespielen. Ich möchte andere Künstler und Malstätter dazu einladen, etwas gemeinsam zu machen.« Mit diesen Worten eröffnet sie das auf Biergarnituren angerichtete Buffet. Während sich Grüppchen im Raum verteilen und entweder die Kunst oder das Vesper in Augenschein nehmen, komme ich mit Susanne Kocks ins Gespräch. Die freischaffende Künstlerin gehört ebenfalls zum Vorstandskollektiv des Saarbrücker Leerstandsmelders, dessen Web-



blog sie pflegt. Das Kollektiv habe sich auf einem von Volker Schütz im Saarbrücker Filmhaus organisierten Filmabend kennengelernt, erzählt sie. Vorgeführt wurden damals zwei Filme (mit Creative Commons-Lizenzen) über die erfolgreiche Nutzung bzw. Aneignung von Kreativräumen in Leipzig und Amsterdam. Ermutigt und inspiriert von erfolgreichen Vorzeigeprojekten wie den Wächterhäusern in Leipzig und dem Gängeviertel in Hamburg, wo in beiden Fällen die Stadtaktiven Kreativräume für sich und die Öffentlichkeit erobert und damit vor dem Zugriff reicher Spekulanten gerettet haben, kam es zur Vereinsgründung und der Kooperation mit dem Gängeviertel-Verein.

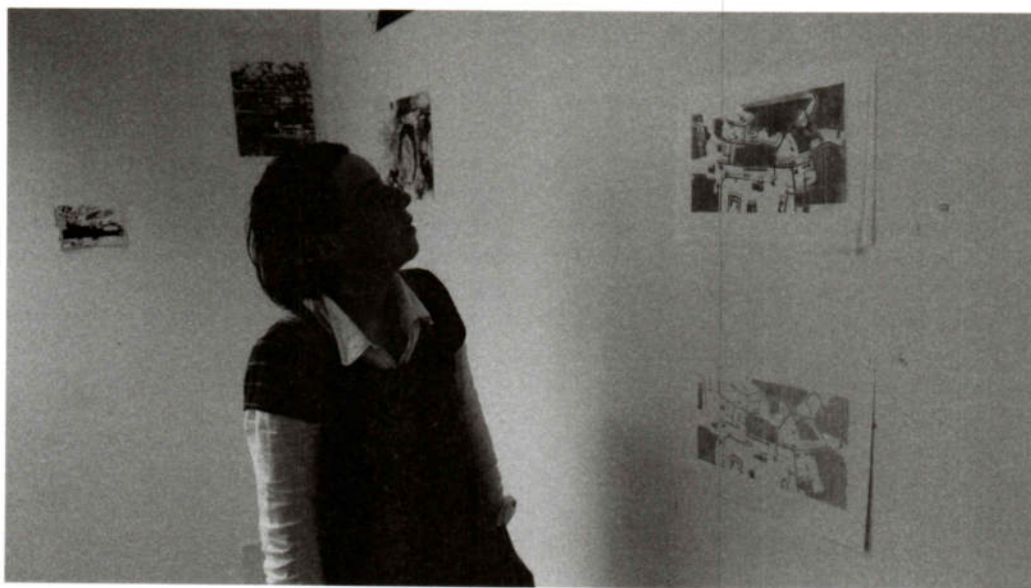
Daß die Leerstandsmelder dabei nicht nur von egoistischen Nutzungsinteressen geleitet sind, stellt der dritte Vorsitzende im Bunde, Johannes Gerlach, klar: »Leerstand ist eine riesige Verschwendung von gesellschaftlichen Ressourcen. Das muß man in die Öffentlichkeit bringen.« Ebenso sieht es die freie Übersetzerin und Leerstandsmelder-Aktive Diane Chlupka: »Eine Stadt mit Leerstand ist schrecklich. An diesen Orten sollte man besser Ideen, Sehnsüchte und Utopien verwirklichen.« Doch das ist weitaus schwieriger, als man denkt. Der Experimentalfilmer und Fotokünstler Volker Schütz, der als Mitorganisator von Ausstellungen und dem Videofestival Loopingstar einen festen Platz in der hiesigen Kulturlandschaft einnimmt, kann davon ein Lied singen. Obwohl das Bespielen eines Leerstands den Ort zweifellos aufwerte – Stichwort: weiche Standortfaktoren – und dem Vermieter keine (Neben-)Kosten verursache, sei es überaus schwierig, das Vertrauen von Hausbesitzern zu gewinnen. Hausbesitzer, die einen Künstler als Zwischenmieter zuließen, seien in Saarbrücken die Ausnahme. Ein Ausweg sei eine Atelierngemeinschaft wie beispielsweise der KunstRaumBrebach, in dem Schütz zusammen mit anderen Künstlern arbeitet und ausstellt.

Kocks wiederum verweist auf das Beispiel der Stadt Siegen, wo sie im Rahmen einer Kooperation zwischen der Uni Siegen und der HBK Saar den Kunstraum Badstraße bespielt hat. Denn dort gibt es eine konkrete Ansprechpartnerin für Künstler auf der Suche nach Leerraum. Eva Holle-Kleybrink ist Projektleiterin Citymanagement und arbeitet Vollzeit für die Gesellschaft für Stadt-

marketing Siegen e.V. Zu ihren Aufgaben zählt neben den Haupttätigkeiten im Stadtmarketing *auch* die Vermittlung von Leerstand für die Zwischennutzung durch Künstler. Die Vermittlung teilt sie sich allerdings mit der städtischen Wirtschaftsförderung. Wie sie am Telefon bestätigt, hat sie bereits mehrere Zwischennutzungen vermittelt, wobei der Verein lediglich den Erstkontakt herstelle und nicht weiter fördere. Der Vertrag werde nur zwischen Künstler und Eigentümer abgeschlossen. Nicht selten belaufe sich die Miete nur auf die Nebenkosten, sagt Holle-Kleybrink.

Eine sinnvolle Lösung? Mitarbeiter vom Saarbrücker Amt für Wirtschaftsförderung, Arbeitsmarkt und grenzüberschreitende Zusammenarbeit übten sich im Gespräch mit dem Saarbrücker Leerstandsmelder jüngst in Zurückhaltung. Finanzielle Unterstützung und Auskünfte über Eigentümer »gerne« – die Betrauung eines Angestellten als Ansprechpartner für Raumsuchende »nein«. Dafür gebe es keine personellen Ressourcen. Dabei könnte ein institutionalisierter Ansprechpartner eben jenen Vertrauensvorschuß leisten, der den Künstlern, wenn sie alleine vorstellig werden, von Vermieterseite häufig verweigert wird.

In Saarbrücken – so scheint es bisher – müssen sich die Raumsuchenden andere Partner suchen, um mit Hauseigentümern in Kontakt zu treten. Kooperationen mit Stadtteilinitiativen sind sicherlich ein richtiger Weg im Sinne einer »Stadtgestaltung von unten«, wie dieser Nachmittag zeigt. Westermayer betont, wie wichtig der Kontakt mit Tamay Zieske vom kreativzentrum.saar gewesen sei und immer noch ist. Zieske leitet die im KuBa ansässige Anlaufstelle, die allen in der Kreativwirtschaft tätigen mit branchenspezifischer Beratung zur Seite steht. Zieske habe sie nicht nur zur Gründung des Leerstandsmelder Saarbrücken ermutigt und ihr dafür sein Netzwerk zur Verfügung gestellt, sondern im Rahmen von bisher zwei Veranstaltungen zum Thema »Kreativraum: Stadt – Stadtentwicklung und die Kreativen« Stadtaktivisten und Politiker bzw. Amtsträger an einen Tisch gebracht und damit auf das Problem Leerstand aufmerksam gemacht. Dabei habe sich gezeigt, daß im Saarland eine Vermittlungsstelle fehle, wie etwa die ZwischenZeitZentrale in Bremen, die sich dort vorstellte. Und natürlich auch die finanziellen Mittel, sollte man ergänzen. Es bleibt die Vernetzung mit Gleichgesinnten



wie den Raumpiraten Kaiserslautern und der Freirauminitiative Saarbrücken (FINIT), um so vielleicht eine unabhängige Anlaufstation im Sinne einer Zwischennutzungsagentur, wie sie in anderen Städten bereits existieren, zu schaffen. Vom umgekehrten Weg – einer Stadtgestaltung von oben – sollten sich die Leerstandsmelder nicht zu viel erhoffen. Eine Landeshauptstadt, die auf ein eigenständiges Kulturdezernat verzichtet, fordert geradezu eine kulturelle Selbstbehauptung und -verortung fernab der von der Politik geebneten Wege. So sehen es auch die Künstlerkolleginnen von Westermayer, die sich in den kommenden Wochen in der Lebacher Straße 84 mit eigenen Arbeiten einklinken möchten. Geplant sind außerdem eine Video-Bespielung im Schaufenster sowie Konzerte und Lesungen, zum Beispiel von der in Malstatt ansässigen Schriftstellerin Sonja Ruf, die aus ihrem Buch »Der kluge Säuer« lesen würde, weil daß ihrer Ansicht nach gut ins Ambiente passe, erzählt mir Westermayer, als ich sie drei Tage später in ihrem temporären Ausstellungsraum besuche.

Meinem vorgebrachten Einwand, daß Aufsteller und Infotafeln fehlen, die die Passanten ins Innere locken würden, kontert sie mit spontanem Zweckaktionismus. In großen Lettern schreibt sie mit weißer Kreide auf den Bürgersteig »AUSSTELLUNG & RAUM SIND GEÖFFNET«. Und tatsächlich scheint die Schwellenangst behoben. Auf einmal bekommen wir Besuch. Der pensionierte Kauf-

mann Jean-Pierre (68) macht es sich mit uns auf den Bierbänken gemütlich. »Hier kann nichts überleben. Hier gibt es keine Chance, weil es kein Geld gibt«, resümiert er, während er Zucker in seinen Pfefferminztee schaufelt. Und obwohl er Malstatt für ein »totes Viertel« hält, erklärt er sich dazu bereit, einen Zeichenkurs zu geben, wenn man ihm die nötigen Mittel dafür zur Verfügung stelle. Bei einer weiteren Besucherin, aus deren Rucksack zwei leere Bierflaschen ragen, kommen seine Vorschläge gut an. Beim Zeichenkurs wäre sie gerne dabei.

Inzwischen ist der Malstätter Fotograf Manfred Scheffer eingetreten, um Poster für eine Gruppenausstellung in Sulzbach auszuhängen. Auch er möchte mitmachen. Der Arbeitstitel seiner für Mitte März geplanten Ausstellung in der Lebacher Straße 84 mit Installation lautet »Molschd und anderswo«. Scheffer möchte 70 Leerstände präsentieren, die er im letzten Jahr in einem Zeitraum von zwei Wochen fotografiert und anschließend im Gebäude der Sozialgerichtsbarkeit für das Saarland ausgestellt hat. Das könnte auf ein breites Interesse stoßen, vermute ich. Denn Fotos vom eigenen Kiez sind für die Anwohner sicherlich faßbarer als abstrakte Kunstwerke, die zu einer intensiven Auseinandersetzung anhalten, womit sich viele im wenig kunstaffinen Malstatt wohl eher schwertun. Westermayer fertigt indes eine Liste mit den an sie herangetragenen Vorschlägen an. Demnächst will sie vom großen Ausstellungsraum in einen

der hinteren Räume ziehen, um dort mit ihrer Druckpresse Linolschnitte anzufertigen und diverse druckgrafische Experimente zu starten. »Ich fände es super gut, wenn sich hier in den nächsten drei Monaten Künstler und Nicht-Künstler die Klinke in die Hand geben und dann gemeinsam etwas auf die Beine stellen«, sagt sie. Die Bürgerversammlungen von MaGS werden sicherlich weitere neue Impulse bringen, ist sie sicher. »Du kannst Dich auf der Internetseite des Stadtteilvereins auf dem Laufenden halten«, gibt mir Westermayer mit auf den Heimweg.

Laut der kürzlich erhobenen Scot-Studie stehen 9000 Wohnungen in Lothringen leer – 4000 davon allein in Forbach. Würde ich die dokumentieren wollen, bekäme ich eine eindrucksvolle Ausstellung zustande, sinniere ich mit Blick auf die schräg gegenüberliegende Baracke Schockers K, dem früher stark frequentierten Bierkiosk an der Lebensader. So viel ungenutzter Raum in der Großregion und in Saarbrücken. Und dennoch kein städtisches Leerstandsmanagement in Saarbrücken, wie das über mehrere Jahre leerstehende Siemens-Gebäude oder das Saarbrücker Stadtbad gezeigt haben, um nur zwei Beispiele zu nennen. Ich muß an eine Diskussion zwischen dem 2. MaGS-Vorsitzenden Vogel-Latz und dem Immobilienmakler und Vorsitzenden des Rings Deutscher Makler Saarland e.V. Helmut Petsch denken. »Die Betriebswirtschaft ist das Maß aller Dinge«, verkündete Petsch mit Blick auf längerfristige Nachnutzungen. »Ideen statt Kalkulationen«, entgegnete ihm Vogel-Latz. »Wir müssen uns fragen: Was könnte sein? Nicht nur die Probleme, sondern die Chancen sehen. Den Leerstand in den Köpfen beseitigen!« Frei- statt Leerräume sind notwendig, gerade in Bezirken mit virulenten sozialen Problemen. Das zum kreativen Laboratorium um- bzw. zwischengenutzte Ladenlokal in der Lebacher Straße 84 ist so ein ungezwungener Versuch einer partizipativen Entfaltung – fernab neoliberaler Leistungs- und Bezahl-ethik. Ob die Begegnungsstätte funktioniert und sich etabliert, wird sich zeigen. Zumindest die Malstätter Kinder zeigen reges Interesse.

Infos

<http://www.leerstandsmelder.de/saarbruecken>
<https://leerstandsmeldersaarbruecken.wordpress.com> oder Facebook-Gruppe »Leerstandsmelder Saarbrücken«

Der nächste Leerstandsmelderspaziergang findet am Samstag, den 21. März Uhr in Brebach statt. Auf dem Programm steht unter anderem ein Besuch des KunstRaumBrebach.

<http://www.zzz-bremen.de/blog>

<http://raumpiraten.org>

<http://www.kreativzentrum-saar.de>

Am 19. Februar 2015 startete WEM GEHÖRT DIE STADT – BÜRGER IN BEWEGUNG, der Dokumentarfilm von Anna Ditges, deutschlandweit im Kino.

www.wemgehoerdiestadt-derfilm.de

Eine fundierte interdisziplinäre Einführung in das Thema bietet folgender Sammelband: *Wer geht leer aus? Plädoyer für eine andere Leerstandspolitik*, hrsg. von Willi Hejda, Anna Hirschmann, Raphael Kiczka, Mara Verlic und der IG Kultur Wien – Interessengemeinschaft und -vertretung der freien und autonomen Kulturarbeiter_innen in Wien, Wien: edition mono/monochrom 2014. Dieses Buch ist unter Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike Lizenz verfügbar und als open-access Publikation downloadbar: www.igkulturwien.net/wergehtleeraus/

Neunkirchen macht es vor. Die Ladenlokalbörse verzeichnet Leerstände:

<http://www.ladenlokalboerse.de>

Wie die Lalebürger ihr Rathaus aufgeführt und der Fenstern vergessen haben

Nachdem das Bauholz erstgehörtermaßen zugeführt und gezimmert worden, auch alle zu ihrem Rathaus gehörige Bereitschaft von Stein, Sand, Kalch und anderm verhanden war, fingen die Lalen ihren Bau einhelliglich mit solchem Eifer an, daß, wer es nur immer gesehen, sagen mußte, daß es ihr bitterer Ernst gewesen. Hatten also in wenigen Tagen, seit sie nach der Narrei Verlangen getragen, die drei Hauptmauren, dieweil sie etwas Besonders und das Haus dreieckicht wollten haben, aus dem Grund geführt, die Balken gelegt und folgendes aufgeführt und vollendet. Doch haben sie nebenzu an einer Seiten ein großes Tor gelassen, das Heu, so der Gemeinde zuständig und sie gemeinschaftlich hätten zu vertrinken, hineinzuführen. Welches dann ihrem Herrn, dem Schultheßen (darauf sie doch nit gedacht), auch zugute kommen, dieweil er, wa solche Lucken nicht dagewesen und er hätte wöllen in Rat gehn, hätte müssen, samt seinen Gerichts- und Rats-herrn, uber das Dach einsteigen, welches zwar ihrer Narrei füglich gnug, aber sehr unbequem und wegen der Joppen, so sie darüber zurissen, desgleichen auch von wegen der Beinen, so sie etwan abfallen mögen (voraus wann sie das nächtige Schlemmen oder Trunk noch nicht verdäuet und ausgeschlafen), sehr schädlich wäre gewesen. Nach solchem machen sie sich an das Dach, welches nach des Baues dreien Ecken abgeteilt gewesen, und setzen desselbigen Stuhl auf seine Mauren, vermeinten hiemit das ganze Werk bis an das Decken vollendet zu haben. Deßn sie wohlgemut ins Haus, da der Wirt den mit einem Glas behängten Reif aussteckt und den Gästen oft trocken betrügt, zogen und aufs gemeine Gut hin, dieweil es ein gemeines Werk, abermaln aufs beste einschenken ließen, gedachten das Dach, ob sie schon Zeit gnug darzu gehabt, folgendes Tags einzudecken, damit sie wieder ein gemeines Werk und deßnhalben ein gemeines Gefräß hätten. Wirt schenk ein, der Lale trinkt, der Lale trinkt.

Folgendes Tags, als mit der Glocken das Zeichen, vor welchem niemand kommen und arbeiten dürfen, gegeben worden, kamen sie gemeinlich wieder zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, das Rathaus einzudecken. Zu solchem Werk stunden sie alle nacheinandern, etliche zuoberst auf'm Dach, andre weiter hinab auch auf den Latten, etliche zuobers auf der Leitern, andre besser hinunter, etliche auf der Erden zunächst an der Leitern, andre weiter von ihnen und also fortan bis zum Ziegelhaufen, welcher eines guten Steinwurfs weit vom Rathaus gewesen. Solchergestalten ging jeder Ziegel durch aller Lalen Hände, vom ersten, der ihn aufhube, bis zum letzten, der ihn erst auf sein Statt legte, damit ein Dach daraus wurde. Da ging's nicht anderst als wie bei den Ameisen, wann sie im Sommer die Winterspeis eintragen.



Demnach man aber willige Roß nicht übertreiben soll, hatten sie Anordnung getan, daß zu gewisser Stund die Lalenglocke geläutet wurde zum Zeichen des Abzugs von dem Werk, zum Einzug ins Weinhaus. Deshalb, als der, so der nächste beim Ziegelhaufen gewesen, den ersten Ton von der Glocken gehört hätte, ließ er den Ziegel, den er schon aufgehoben, wieder fallen und, laufest du nit, so gewinnst du nichts, dem Wirtshaus zu. Dergleichen taten auch die andern alle bis auf den letzten, liefen all einander nach wie die Schneegänse, wann sie fliegen, damit sich keiner etwan um einen Trunk versäumete.

Damaln geschah's, daß die, so zum letzten ans Werk kommen waren, die ersten im Wirtshaus und die obersten hinterm Tisch wurden. Welches sie dann darum getan, damit sie, als welche vor den andern nicht konnten aufstehn, auch die letzten darvon wären.

Solches taten auch die Zimmerleute. Dann als ihrer einer den ersten Glockenton gehört und die Axt zum Streich schon aufgehoben hätte, tät er denselbigen nicht, sondern nahm die Axt gleich auf die Achsel, und läuft du nicht, so trinkst du nit. Warum taten sie aber solches, daß sie also vom Werk hinwegeilten? Eintweders darum, damit sie deste bälder wiederum darzukämen, oder aber, damit sie deste länger Platz bei Tische hätten, welches das gläublichste.

Nach vollendetem Werk wollten die Lalen in ihr Rathaus gehen, dasselbige in aller närrichten Weise einzuweihen und dann folgendes in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich das erste Mal wölte darinnen raten lassen. Aber als sie in aller Ehrbärtät dareingetreten kamen, ecce, vide, schau, guck, siehe, lug, potz Valentin, videte, da, da war es ganz und gar finster, und so finster, daß einer den andern auch kaum konnte hören. Ab welchem Handel sie nit wenig erschrecken noch sich gnugsam verwundern könnten, was doch die Ursach möchte sein, ob vielleicht etwas im Bauen wäre verfehlet worden, dadurch das Licht verschlagen wurde und aufgehalten.

Also gingen sie zu ihrem Heutor wieder aus, zu besehen, wa der Mangel wäre, befunden aber die drei Mauren gar ganz und das Dach fein ordentlich darauf stehen, also daß draußen, da es licht genug, nichts gemangelt. Sie gingen aber auch wieder hinein, auch inwendigen zu besehen, wa doch der Mangel wäre, da sie dann noch viel weniger sehen konnten wegen Mangel des Lichtes. Was sage ich nur viel: Die Ursach war ihnen unbekannt und verborgen, konnten selbige nicht erfinden noch erraten, wie sehr sie auch ihre närrische Köpfe darob zerbrachen. Darum sie in großen Ängsten stunden und zu Förderung der Sachen einen gemeinen Ratstag anschlugen.

Par ordre du mufti: Wir haben ein Image von der Stange

Von Ulrich Herb

Die vor knapp einem Jahr gestartete Imagekampagne des Saarlandes besagt, bei uns im Saarland könne Großes im Kleinen entstehen. Eine Botschaft, die, wie alle Binsen, nicht widerlegbar ist, aber als Binse kritisiert werden muß. Zudem eine Botschaft, an die die Verantwortlichen offensichtlich selbst nicht glauben.

Anders ist es nicht zu erklären, daß man mit der Umsetzung des Vorhabens eine Werbeagentur aus Hamburg beauftragte. Diese produzierte eine Kampagne, die an Plititüden und x-beliebigen Sprach- und Bild-Motiven schwer zu übertreffen sein dürfte. Für die auf zumindest fünf Jahre ausgelegte Verfolgung der Werbeoffensive sollten angeblich pro Jahr 1,5 Millionen Euro zur Verfügung stehen – eine Menge Geld in einem Land, dessen Re-

gierende ihrer Bevölkerung mit fortwährenden Spardrohungen und fortschreitendem Abbau öffentlicher Infrastruktur den Eindruck einer um sich greifenden statischen Depression vermitteln.

Über Geschmack läßt sich zwar trefflich diskutieren, aber allein die Farbwahl der Kampagne erinnert eher an die Farbvorlieben älterer Damen, deren Haare bläulich schimmern und die am frühen Nachmittag im Café Schubert Kaffee und Kuchen genießen, als an Aufbruch. Vitalität versprüht die farbliche Gestaltung der Kampagne kaum, eher Lebensherbst. Sie wirkt nahezu wie eine colorierte Unterma- lung der verbreiteten Untergangsstimmung.

Man kann sich auch fragen, ob die Imagekampagne unbedingt das Design eines neuen Schrifttyps mit sich bringen mußte. Für

,...so groß wie

Hier lässt's sich
gut arbeiten –
und gut leben!

- Aufnehmender Arbeitsmarkt.
- Gehälter der Arbeitnehmer um rund 4 % über dem Bundesschnitt.
- 75 Unternehmen mit Gütesiegel „Familienfreundliches Unternehmen“.
- Höchste Eigenheimdichte in Deutschland.

Wie Gott im Saarland.

- Deutschlandweit die höchste Dichte an Sterne-Restaurants (gemessen an der Einwohnerzahl).
- 10 Sterne, 20 Kochmützen, weitere Auszeichnungen zuhauf. Nirgendwo in Deutschland gibt es so viele Genies am Abend und Genießer zu Tisch. Einmal im Himmel.

Quirlige Kulturszene

- Hundert Jahre Kunst- und Musikfestspiele
- Hundert Jahre Kunst- und Musikfestspiele

Das Saarland – die wahre Größe

45 000 Euro netto ließ man sich die sogenannte Saarland-Schrift entwerfen, die nun im offiziellen Schriftverkehr des Landes Verwendung finden soll. Wenn man gebetsmühlenartig die knappen Kassen des Landes beschwört, hätte man sich bei der Wahl der Schrift auch aus einem schier endlosen Fundus an offenen oder gemeinfreien Schriften bedienen können, deren Benutzung keinen Cent kostet und die, was Lesbarkeit und Typografie angeht, keinen Deut schlechter sind als die Saarland-Schrift. So hätte man einen bewußten Umgang mit Mitteln signalisiert und zugleich eine Gelegenheit genutzt, Profil zu beweisen, indem man aus der vielzitierten saarländischen Finanznot eine Tugend macht.

Und überhaupt: Warum eigentlich muß das Saarland Großes hervorbringen? Wie wäre es, sich einfach zu seiner Provinzialität zu bekennen und diese zu kultivieren? Oder schwerlich zu leugnende saarländische Begebenheiten nicht als nervige folkloristische Schmonzette zu servieren, sondern diese für eine wirklich saarländische Imagekampagne urbar zu machen? Indem man etwa nicht das Mantra des »hier kennt jeder jeden« herunterleiert, sondern die Tatsache, daß die Saarländer wenige sind, nutzt, um die Bevölkerung um eigene Ideen für Slogans und Gestaltungen der Werbeaktion zu bitten und sie an der letztlichen Auswahl der dann umzusetzenden Kampagne zu beteiligen? Der Aufwand hierfür hätte, selbst wenn die moderierende Tätigkeit einer Werbeagentur nötig gewesen wäre, sicher unter den erwähnten 1,5 Millionen Euro pro Jahr gelegen. Machbar ist eine solche Einbindung – sie war es schon Ende der Vierzigerjahre: Im von 1947 bis 1955 währenden Saarstaat konnten Graphiker und Heraldiker des Saarlandes in einem Preisausschreiben Vorschläge zur Gestaltung der saarländischen Flagge machen.

Eine Beteiligung der Saarländer hätte bewiesen, daß die Verantwortlichen eigene Wege gehen können und daß man im Saarland Transparenz und Partizipation praktizieren kann. Und man hätte anstelle eines Images von der Stange eine maßgeschneiderte Kampagne erhalten. Man hätte überdies erfahren, wie die Saarländer ihr Land selbst sehen und nicht, wie die Entscheider in der Landesverwaltung das Saarland gern von Anderen wahrgenommen sehen würden. Kurzum: Man hätte Originalität demonstriert. Ein Element,

das man selbstredend künstlich fabrizieren muß, wenn man tut, was eben alle tun, weil man sich und seinen Bürgern nichts zutraut: Eine renommierte Werbeagentur

aus Hamburg mit einer Imagekampagne beauftragen, deren nichtssagendes Logo derart penetrante und instruierte Verwendung findet, daß man es schon nach kurzer Zeit satt haben kann.

Der eingeschlagene Weg und die gewählte Kampagne bescheren bestenfalls Uniformität, stiften aber keine Identifikation – die läßt sich nun mal nicht par ordre du mufti erreichen, sondern nur durch Partizipation. Die Mitbestimmung an der Kampagne aber wurde verschenkt und das zu einem hohen Preis.

Ob die Werbeaktion dennoch ein Erfolg ist (oder war), sei dahin gestellt, die Luft scheint aber schon nach einem Jahr raus: Im März 2015 mußte man eingestehen, daß die Aufmerksamkeit für die Kampagne in Online-Medien rasch abnahm und geplante aufwendige Aktionen nicht durchgeführt werden. Auch auf Werbeoffensiven in Großstädten wie Berlin oder Hamburg verzichtet man und wirbt stattdessen in weniger illustren Uni-Standorten wie Bochum, Kassel oder Mittweida um Studenten. Die neue Bescheidenheit dürfte auch der Tatsache geschuldet sein, daß man schlichtweg die Umsatzsteuerpflicht der ausführenden Gesellschaft vergessen hatte – womit urplötzlich 19 Prozent des Budgets nicht mehr für die Kampagne genutzt werden konnten. Die beteiligte Werbeagentur aus Hamburg zog sich übrigens mittlerweile aus der Werbeaktion zurück, sie widmet sich nun wieder Großem, ihre Rolle übernimmt nun teils eine Saarbrücker Agentur.



Ob feines Clubkonzept oder Rosenfestival, Musikfans wissen: Im Saarland gibt's immer was auf die Ohren.



Tzvi Avni
 Im eigenen Tempo
 Mein Leben mit der Musik
 ISBN 978-3-89727-527-0, EUR 20

Tzvi Avni, der als Hermann Jakob Steinke 1927 in Saarbrücken geboren wurde, zählt heute zu den bedeutendsten Komponisten Israels. 1935 war er noch vor Beginn der Naziherrschaft im Saargebiet mit seinen Eltern nach Palästina emigriert. In seinen Jugendjahren in Haifa fiel seine Lebensentscheidung für die Musik, die ihn schließlich zum Kompositionsstudium nach Tel Aviv führte. Geprägt von der europäischen Kunstmusik wie von mediterran-orientalischen Ausdrucksformen, von traditioneller jüdischer Musik wie arabischen Einflüssen, schließlich von den Erfahrungen seiner Studien- und Arbeitsaufenthalte in den USA hat Avni einen unverwechselbaren Stil entwickelt. Er sei zugleich ein Neoromantiker und ein Neuerer, schreibt sein Schüler Michael Wolpe über ihn.

Seine Autobiographie, die nun erstmals in deutscher Sprache erscheint, erzählt von einer bewegenden Lebensgeschichte und einem außergewöhnlichen künstlerischen Werdegang. Eine Auswahl seiner Texte über Musik legt Zeugnis über seine ästhetischen Positionen ab und gibt Einblicke in die jüngste israelische Musikgeschichte. Darüber hinaus begegnet Tzvi Avni den Lesern auch als Dichter und der Maler. Die Publikation würdigt den Ehrenbürger der Landeshauptstadt Saarbrücken, den Träger des Kunstpreises des Saarlandes und den Komponisten Tzvi Avni, dessen Werk sich auch im Saarbrücker Musikleben einen festen Platz erobert hat.

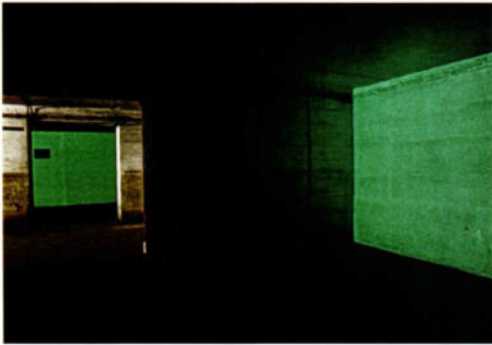
www.pfau-verlag.de

Daniel Hausig

Lichtinstallationen

Warum sind Sie Künstler geworden?

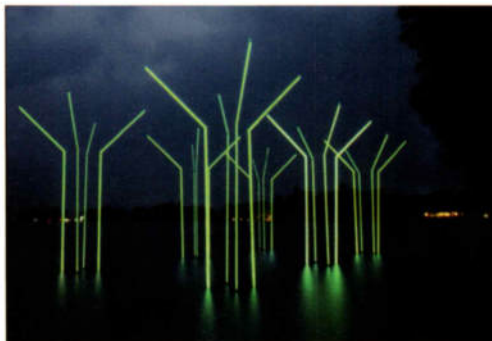
Das hat sich irgendwie ergeben. Zunächst war mein Berufsziel Restaurator. Ich bin dann bereits während meiner Ausbildungsjahre über eine Reihe von künstlerischen Offspace-Projekten in der Bildenden Kunst angekommen. Ein Studium der Malerei an der Kunsthochschule in Hamburg gab den letzten Ausschlag.



1

Warum arbeiten Sie mit Licht?

Damals, in den 80er und 90er Jahren erforderten meine Offspace-Projekte eine andere Vorgehensweise. Während der übliche Galerieraum den cleanen Museumsraum repräsentiert und die Kunst als autonome Größe inszeniert, benutzte ich oft Industrieräume, sie waren dreckig und voller Gebrauchsspuren. Sie konnten aber durch Licht mit einer anderen Bedeutungsebene überlagert werden. Diese spezifischen



2

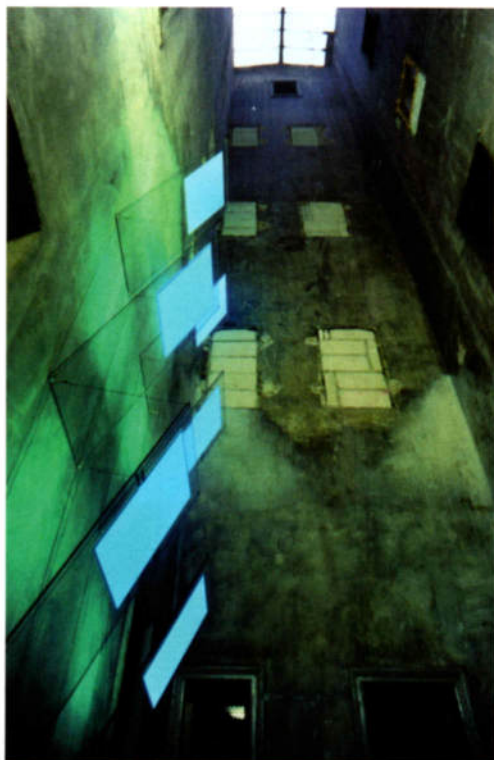
Raumarbeiten erfuhren durch Licht eine Kontextualisierung. Es ist die Auseinandersetzung mit Raum, Architektur und der technischen Erweiterbarkeit von Malerei, die mich bis heute an Licht fasziniert.



3

Gibt es ein Kunstwerk, das für sie von besonderer Bedeutung ist?

Ja, zum Beispiel die permanente Installation von Bruce Nauman im Museum für Gegenwart, Hamburger Bahnhof, in Berlin *Room with My Soul Left Out, Room That Does Not Care*, von 1984. Viele Lichtarbeiten, die ich persönlich sehr schätze, sind auf ihre bestimmte ästhetische Art, unfassbar schön. Die Rauminstallation von Nauman in Berlin ist hingegen eine rätselhafte Ausnahme. Sie arbeitet dem auratisch - vitalen Wirken von Licht entgegen. Sie ist äußerst spröde, minimalistisch und wirkt durch ihr fahles Licht geradezu prekär. Eine tolle Arbeit, sie wirkt auf mich sehr existenziell, sie geht mir jedes Mal unter die Haut.



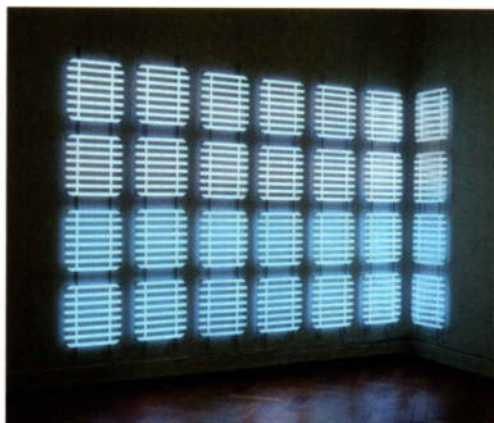
4

Gibt es »gute Kunst«? Was macht sie aus?

Bei einem »schwachen« Werk hat das Auge des Betrachters wenig zu tun. Das Auge ist damit schnell fertig und beim Betrachter stellt sich möglicherweise Langeweile ein. Ein »gutes« Kunstwerk hat Komplexität und ist ein vielschichtiger Gedankenraum. Ein solches Werk offenbart dem Betrachter auch bei längerer Vertrautheit noch nicht Gesehenes.

Hat Kunst einen gesellschaftlichen, politischen Auftrag?

Ich finde die gesellschaftliche Relevanz von Kunst ist ausreichend gegeben, wenn es den



5

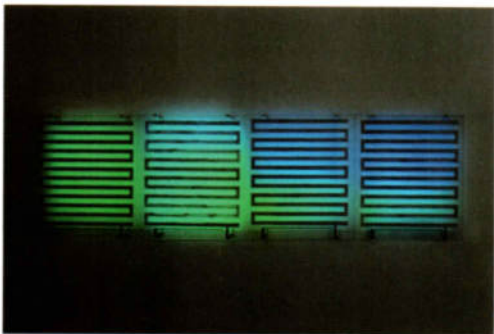
Kunstschaffenden gelingt, sich die Wirklichkeit ihrer eigenen Gegenwart anzueignen und hierfür »Bilder« zu finden.



6

Zur Arbeit an der HBK: Welche Bedeutung hat die Arbeit mit den Studenten für Sie?

Mich interessieren die Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Sichtweisen, Medien und Materialien und auch die damit verbundenen Suchbewegungen, Erkundungen und Experimente. Wenn mich die Ergebnisse der Nachwuchskünstlerinnen und -künstler überraschen und neugierig auf die weiteren Arbeiten machen, ergibt sich die besondere Bedeutung auch durch die teilweise längerfristige, freundschaftliche Zusammenarbeit.

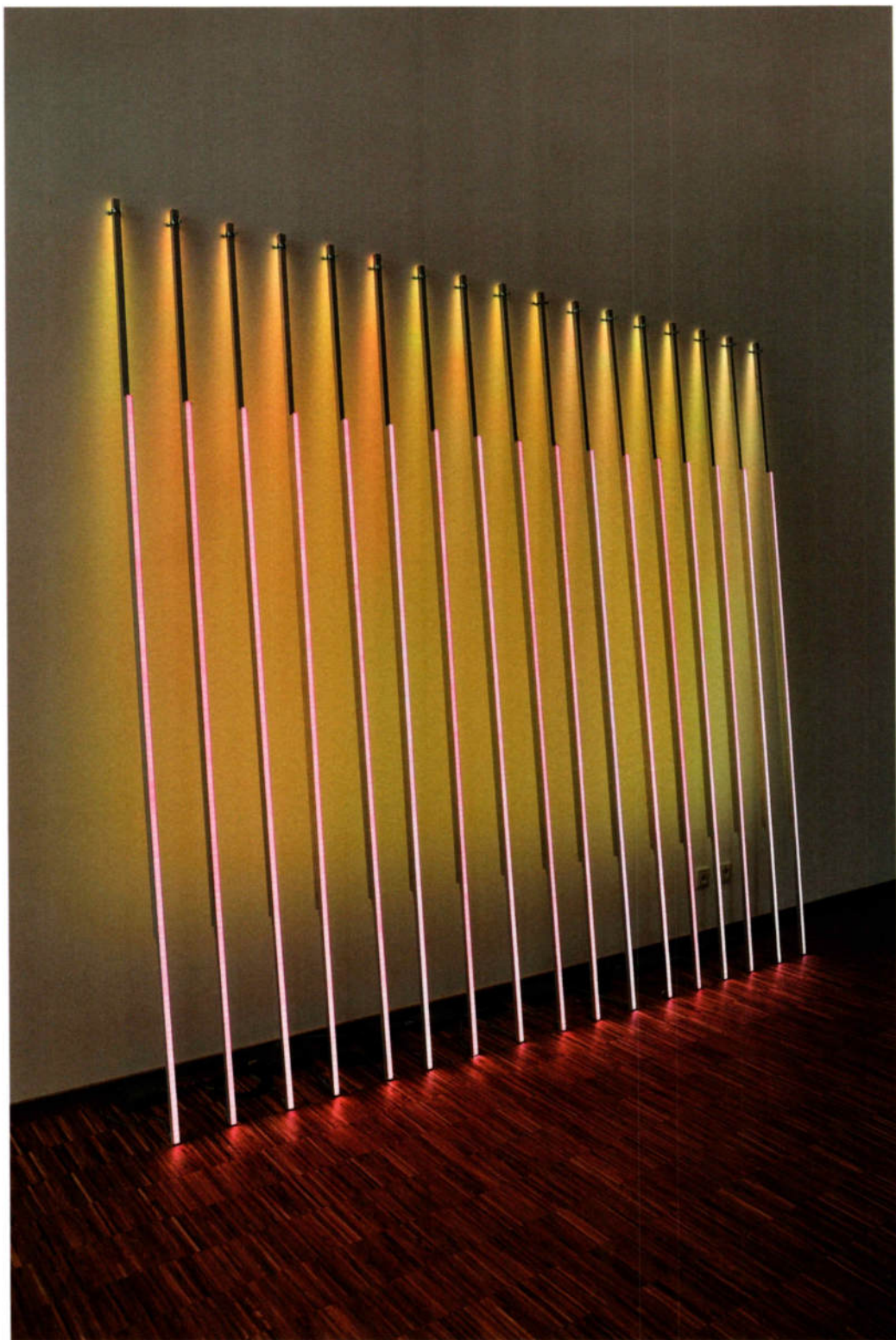


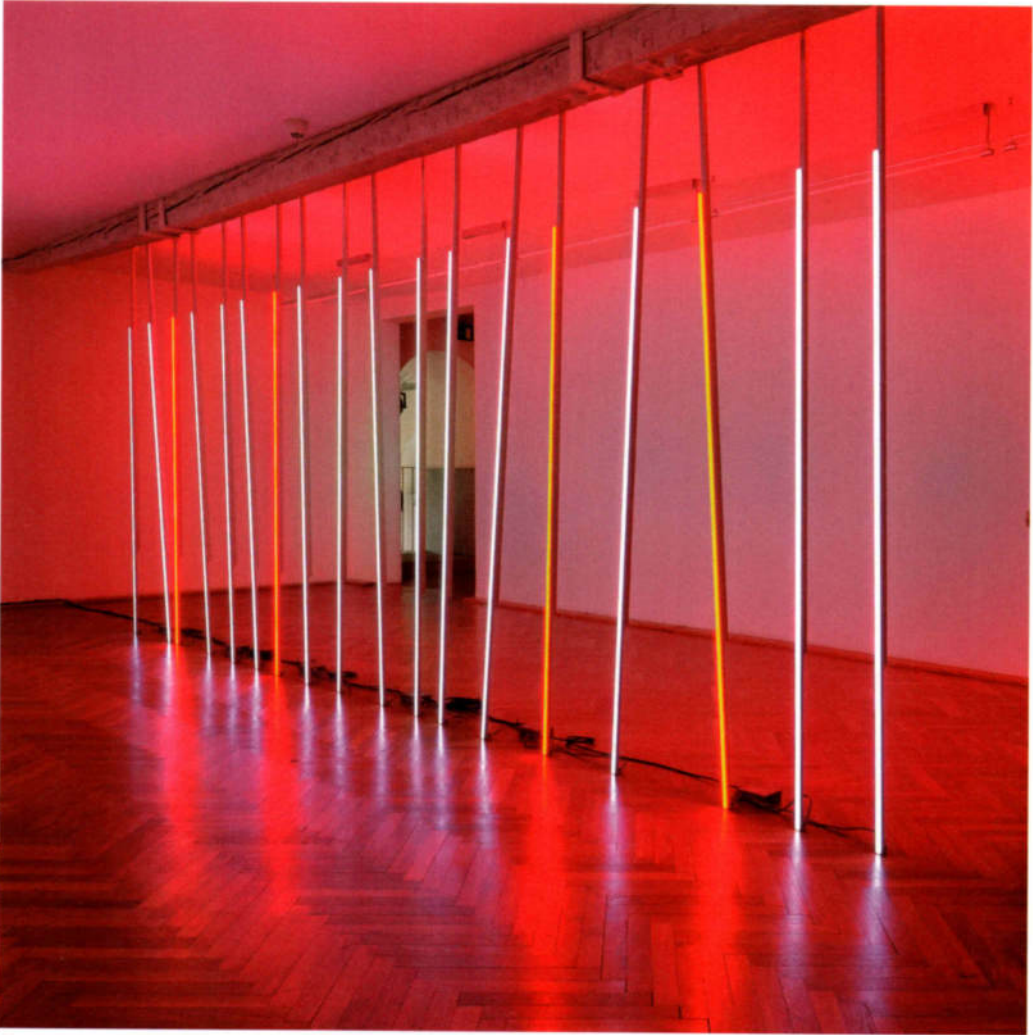
7

Auf welche Weise beeinflusst Sie diese Arbeit in Ihrer eigenen Kunst?

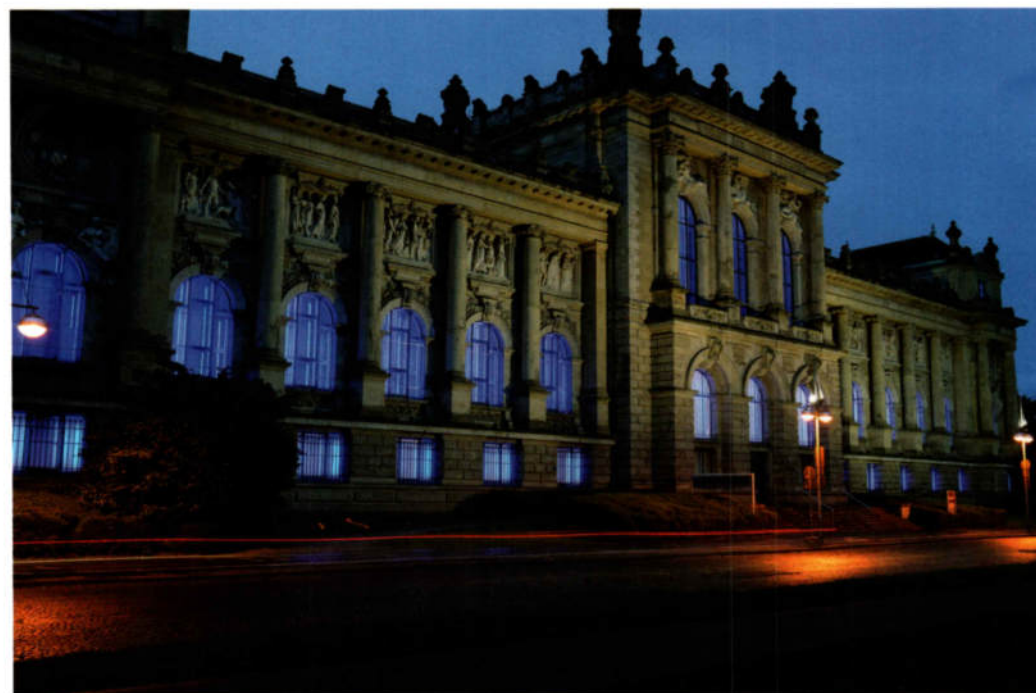
Na ja, eine direkte Beeinflussung findet wohl eher selten statt. Ich versuche sie zumindest zu vermeiden. Aber auf indirekte Weise sind dennoch Einflüsse da. Von den Ebenen, wie neue Materialien und Technologien, über die anderen Auffassungen bis hin zu neuen Methoden finden Teilaspekte ihren Weg in die eigene Arbeit.

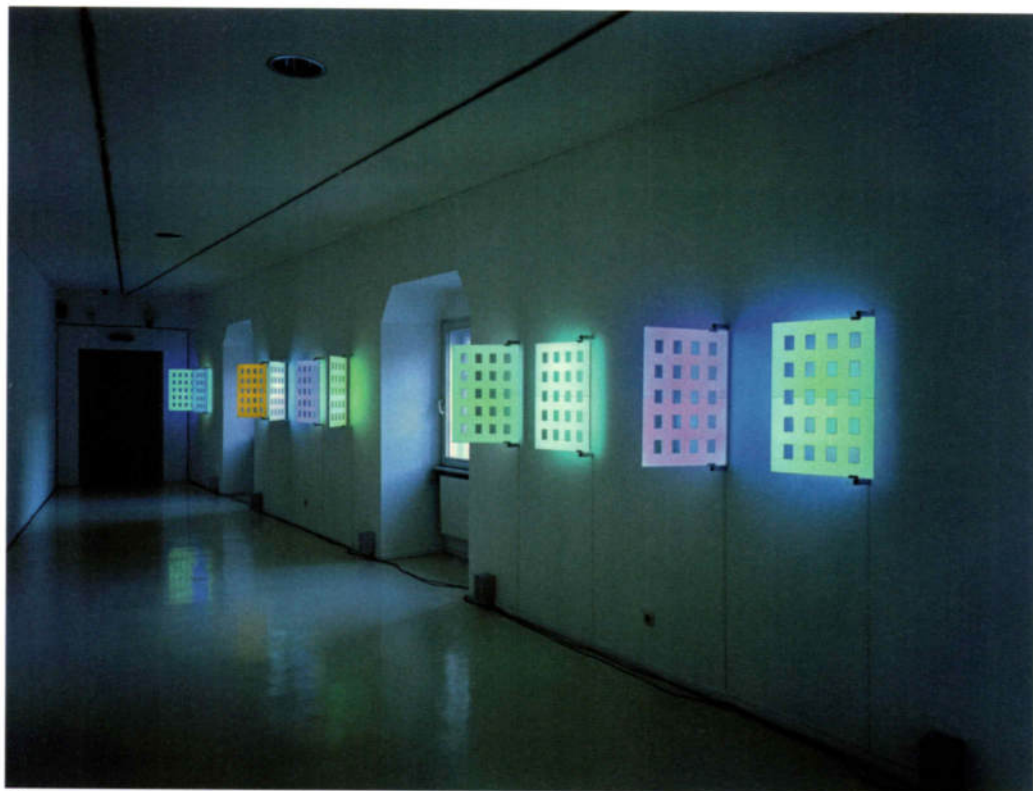
Für die Saarbrücker Hefte: Bernd Nixdorf



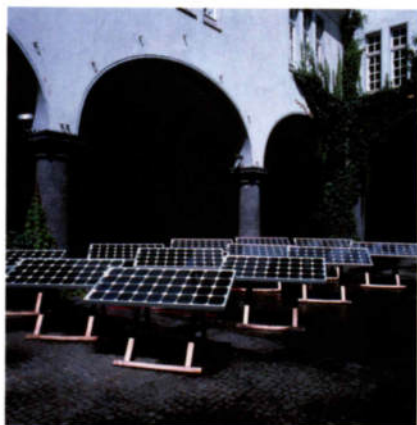


9





11



12



13

- 1 *Safelight* (1987), Licht-Installation, ausgeführt mit Phosphorfarbe, in einer 2.-Weltkrieg-Bunkeranlage unter der Stresemannstraße in Berlin, Foto: Horst Hartwig, © VG BILD-KUNST
- 2 *Innenraum/Außenraum* (1988/89), Übertragung der Architektur eines Innenraumes in den öffentlichen Außenraum, Installation mit UV-Licht bestrahlten, phosphorbeschichteten Eisenprofilen, 17 x 9 x 8 m THUNER SEEUFER, Foto: Christian Helmle, © VG BILD-KUNST
- 3 *Blaues Aquarell* (1990), mit Fluoreszenzfarbe bestrichene Glasscheiben, beleuchtet mit UV-Licht-Projektoren, KUNSTMUSEUM THUN, Foto: David Willen, © VG BILD-KUNST
- 4 *Lichtschachtprojekt* (1993), Licht-Installation, ausgeführt mit Elektrolumineszenz, GALERIE VORSETZEN HAMBURG, Foto: Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST
- 5 *Über das Figur-Hintergrundproblem bei Solarzellen II* (1996), Elektrolumineszenz-Siebdruck hinter Glas, 230 x 350 cm, KUNSTMUSEUM THUN, Foto: Christian Helmle, © VG BILD-KUNST
- 6 *licht.bad* (2008), Lichtinstallation und Videoloop: Die insgesamt 45 lichtaktiven, elektronischen Gläser bilden zusammen eine Matrix, die das akustisch abstrahierte »Blupp« von Wassertropfen in eine Lichtbewegung umsetzen, KUNSTMUSEUM HEIDENHEIM, Foto: Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST
- 7 *Farbverdunster* (1994), vier Lumineszenzgläser, 40 x 160 cm, Foto: Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST
- 8 *Fachwerk II* (2010), Lichtinstallation mit LED-hinterleuchteten Profilstangen, Aluverbund, Farblichtsequenzen geloopt GALERIE DER STADT BACKNANG, Foto: Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST
- 9 *Fachwerk* (2009), Lichtinstallation mit LED-hinterleuchteten Profilstangen, Aluverbund, Farblichtsequenzen geloopt GALERIE DER HBKsaar, Foto: Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST
- 10 *Farbdepesche* (2014), temporäre Lichtinstallation, vertikale Farbbänder bewegen sich in den Fenstern des Neorenaissancebaus von links nach rechts und als Antwort von rechts nach links, realisiert ist das Werk mittels vertikalen LED-Leuchten, LANDESMUSEUM HANNOVER, Foto: Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST
- 11, 12 *Windows Farben* (1996), Lichtinstallation mit schwenkbaren Lumineszenzgläsern zum Bilden von Lichträumen, betrieben mit Solarmodulen, je 44 x 64 cm, STADTGALERIE SAARBRÜCKEN, Foto: Tom Gundelwein, © VG BILD-KUNST
- 13 *Recycling-Station* (2015), Lichtfotografie von Daniel Hausig, © VG BILD-KUNST



Zuß, Staub auf der Romantischen Straße – Völklingen (Verb, 670 x 100 mm)

Von Konstantin Ames

Zuß, Staub auf der Romantischen Straße, lauschte einer Art Horoskop der Prosa im Jahrhundert, dies in einer Kasuistik mustergültiger Romanschlüssen – in Schließmuskelsätzen: rückhaltloses Lachen, wenigstens einmal im Jahr, und die Prosa ist futsch verrutscht.«

unter seiner Feder brauen sich die Körner zusammen und enden als weißer Fleck.«

schaltete ich unseren Ofen in der Grimmstraße ein und er war dreckig, mal wieder, roch es so etwa wie Heimat: Brackwasser im Schwimmbad am Stadtgarten.«

Zwei Bände Vico in meinem Schrank stauben nicht ein: Jeden Tag eine Seite lerne ich auswendig, reiße sie aus dem Buch und spüle das Gekaute mit Schnaps runter, das schmeckte wie arrogante Mandeln.«

lass meine Eier übernehmen, sprach die Ingolstädter Punkerin; dein Hirn ist eine Violine; aus ihrem Violoncello nahm sie einen Killerschwan, der mir die Nase, wollte ich nicht spießig werden, abbiss.«

21 Hunde bellten bei meiner Geburt. Mehr konnte die Mittelstadt neben der Hütte nicht aufbieten.«

trinken Sie Wein mit Orangensaft vermischt? Sollten Sie aber nicht! Haben Sie ungefähr Angst; dann erinnern Sie sich daran, wie viel schlimmer es früher war!«

der besoffene Buchstab wars, der was er will auch kriegt: Krieg«

Zuß, Weltweise, die in den Unterwegshaltestädten niemand Willkommen hieß, sondern Zuß, sah nicht, Würmer statt Wimpern rahmten die Augen, aß Katzenfleisch mit Mottensauce

Völklingen (Verb, 670 x 100 mm)

You can check out anytime you like, but you can never leave! (Eagles)

Wieso ich, dunkles Tier? Plapperndes
Gelände. Will mich so gern der Hochöfen
Krach entsinnen von 1979

Laufendes Programm; wie lang ist das her?
„They live“ – gedenkt unserer mit Schwachsinn!

Problem zeitgenössischer Poetik: Unbedingter Wille zur Süffisanz.

Jch konzentrierte mich darauf, der stil-
len Kopfigkeit der Strukturalistin App-
laus zu zollen; einzuschalten vergessen.

Der experimentelle Schlaganfall: Galgulieder,
Gulaschlieder, Abduschlieder, Fliederduft-
lieder, Ablutschlieder, Fliegeralarmlieder, absolut liederlich.

Plapperndes Gäulchen, plapperndes Gäulchen
wie ist dein Name?
plapperndes Gäulchen
darf ich dir empfehlen, dem Hahn zu lauschen?
hör mal! Das' der Staub in all
(was Castro der Weiße Hai, jetzt echt?)
dem Krach; nicht verhungert, 35 Jahre später;
den toten Säuglingen ein Denkmal?
Die hann doch nô nidd môl eppes gëschaffd!

sag zum Abschied leise grewenig, kein Ort
zum Ichsagen, Absolutlied.

Ah, verstehe! Sie sind jetzt nur noch frustriert,
ohne den Anhauch von Übermensch.

Plapperndes Ach-und-Weh schnäuzt sich
und schreitet mit der Einsicht von hinnen
(Kantianerin Katy tanzte ohnedies drauf herum),
das Antonym von Ideal könne nimmermehr
Aal sein, auch nicht Aal grün, Sunny, essen.

Zurück mit dem Stift ins Futteral?

Meine Hunde hießen alle Urwaldi, meine Hunde sind meine
Poesien. Meine Poesien sind meine Art, auf Schwäne
klarzukommen. Schwäne sind außerhalb des Zettels, sehr geehrter
Fressfeind, Fressfeinde werden wie blauer Dunst vom Regen
niedergetropft. Woher eure Angst vor mir?

Konstantin Ames, geb. 1979 in Völklingen, Mitherausgeber des Onlinemagazins *karawa.net*, lebt in Berlin. Veröffentlichungen: *Alsohäute* (Leipzig – Holderbank SO: roughbooks 2010), *sTiL.e(ins) Art und Weltweisen* (Berlin – Solothurn: roughbooks 2012).

Vor dem Einstieg

Von Jörg W. Gronius

Erzählen? Ich erlebe ja nichts. So gut wie gar nichts. – Doch! Neulich habe ich etwas erlebt.

Es ist Donnerstag, der zweite im Monat, also *Jour fixe* auf dem Olymp. Vielleicht gehe ich hin. Ich störe mich immer ein wenig an der Eitelkeit der anderen, wenn sie von ihren Wundern erzählen, die sie tun oder getan haben. Respektieren muß man es natürlich. Es ist ja Arbeit. Auch bin ich selbst nicht frei von Eitelkeit, erzähle jedoch selten. Meine Wunder sind ja auch meist inszeniert, also mehr dramatisch.

Erstmal ins Café Parnass am St. Johanner Markt; es ist so gegen 18 Uhr. Apéritifzeit. Da trifft man immer jemanden, den man kennt.

Und richtig: Orph. Er sitzt über ein Glas gebeugt und wirkt abwesend. Ich trete an seinen Tisch, er bemerkt es nicht. »Hallo Orph«, sage ich. Er blickt auf, als hätte ich ihn aus tausend schweren Träumen gerissen. »Ach du«, sagt er müde und weist mit Kopfnicken auf den leeren Stuhl an seinem Tisch. »Alles klar?« Ich weiß, daß meine Frage so blöd wie rhetorisch ist. »Ach«, sagt er, und nochmals: »Ach!«. Mit einem schweren Seufzer.

Marie-Jo bringt mir den gewohnten Patis. Orph bestellt weißen Wein. Es ist offenbar nicht sein zweites Glas. »Was ist los mit dir?« Ich versuche meiner Frage einen hellen Ton zu verleihen. Er holt tief Luft. Er sieht mich eindringlich an und sagt: »Ich habe sie verloren.« Ich bin erschrocken.

»Eurydike?« Er nickt stumm und zutiefst niedergeschlagen. Er und Eurydike waren das Traumpaar der Stadt. Alle beneideten die beiden. Der schönste Mann, die schönste Frau; er der gefeierte Dichter und Komponist, sie die begnadete Sängerin.

»Das ist nicht dein Ernst«, sage ich. »Doch«, sagt er wie jemand, der sein Todesurteil empfangen hat und versucht, damit klarzukommen. »Hör mal«, sage ich, »wie kann das sein? Was ist zwischen euch vorgefallen?«

»Ich weiß es nicht«, sagt er, »ich weiß es wirklich nicht. Jedenfalls ist sie weg, Knall auf Fall. Einfach weg.« Er blickt sich scheinbar ratlos im Raum um. »In einer anderen Welt. Vielleicht in der, in die sie eigentlich gehört.«

Ich habe sofort eine dunkle, eine sehr dunkle Ahnung. »Nun ja«, sage ich behutsam, »wenn sie dort ist, wohin sie gehört, dann ...«. Er fährt auf. »Ja, ja, ja! Wohin sie eigentlich gehört! Ich wußte immer, daß sie woanders hingehört. Aber jetzt, wo sie dorthin abgehauen ist, weiß ich, was sie mir bedeutet!« Er ist außer sich. Ich berühre seinen Arm.

»Beruhige dich«, sage ich und lasse Marie-Jo die Gläser servieren. Wir trinken. »Weißt du«, sagt er mit Zittern in der Stimme, »weißt du, jetzt, wo sie weg ist, weiß ich erst, wie sehr ich sie liebe.«

Erst der Verlust offenbart den Wert des Verlorenen. Aber das weiß er selbst. Ich strecke den Arm aus, nehme sein Kinn in meine rechte Hand und sehe ihm in die Augen. Tränen. »Hör mal zu«, sage ich, »ihr wart ein prima Paar. Warst du gedankenlos? Hast du sie vernachlässigt? Seinsvergessen?«

Orph nimmt meine Hand von seinem Kinn und drückt sie. »Danke«, sagt er leise, »danke.« Ich nehme einen Schluck. Der bittersüße Anisgeschmack stärkt mir die Zunge. »Orph«, sage ich mit fester Stimme, die mich selbst ein wenig erstaunt, »kann ich dir irgendwie helfen?«

Er blickt sich wieder im Raum um, fahrig, erwidert mit Mühe das Lächeln von Marie-Jo und sieht mich dann doch dankbar und aufmerksam an. »Ja«, sagt er, »du könntest mir helfen.«

Ich streife unterm Tisch die Schuhe ab. Die Flügel am Absatz sind hilfreich, wenn ich schnell irgendwohin muß, im Sitzen jedoch stören sie nur. »Schieß los«, sage ich, »was kann ich für dich tun?«

Orph atmet tief ein. »Du bist doch überall unterwegs, oder?« Ich nicke. Was bliebe mir anderes übrig? »Meinst du«, sagt er und macht lange Pausen zwischen jedem Wort: »Meinst du, du – könntest – sie – mir – zurückholen?«

Ich nehme wieder einen Schluck Pastis und lasse den eisigen *Cinquante-et-un* auf der Zunge eine Pfütze bilden. Dann gebe ich ihm den Weg frei in die Speiseröhre, schlucke und ziehe viel Luft durch die Nase.

Ich betrachte mir das Häufchen Unglück. »Wie stellst du dir das vor?« Er nimmt sein Glas und leert es in einem Zug. Marie-Jo fängt seinen Blick und bringt sofort ein neues.

Maraqua betritt das Café und nimmt an dem soeben frei gewordenen Tisch am Fenster Platz. Wir lächeln uns zu. Wir kennen einander nur vom Sehen. Irgendwann haben wir im Gespräch anderer Gäste unsere Namen vernommen. Mehr nicht. Sie ist eine Frau, die meinen Blick fesselt. Ich sehe sie nur hier im Parnass, nur ab und zu, und jedesmal vermag ich nur schwer, die Augen von ihr zu wenden. Orph bemerkt die Ablenkung sofort und ist verstimmt. Er weiß, jetzt ist meine Konzentration auf ihn womöglich dahin.

Maraqua bestellt einen Tee. Auf unserem Tisch liegt die völlig zerflederte Saarbrücker Zeitung, was ich bis jetzt gar nicht bemerkt habe. Maraqua steht auf und kommt zu uns. »Hermes«, fragt sie mich, »darf ich die Zeitung haben?« Ich versuche, die Blätter etwas ordentlicher zu falten und reiche sie ihr. »Klar«, sage ich und nehme die Gelegenheit wahr, ihren Mund zu bewundern.

»Hat es dich komplett überrascht?« Ich frage Orph, um ihn meiner Aufmerksamkeit zu versichern. Nach langem Zögern bewegt er den Kopf hin und her. Nun ja, er ist ein intelligenter Mann. Ich stimme ganz leise sein Treuelied an:

Als die Treue ward geboren
tralla lalla lalla la
kroch sie in ein Jägerhorn
tralla lalla lalla la.

Marie-Jo hat es gehört und fällt sofort lauthals ein:

Der Jäger blus sie in den Wind
tralla lalla lalla la
seitdem man keine Treu mehr find
tralla lalla lalla la

Jetzt erheben sich alle Gäste von den Stühlen – auch Maraqua – und singen die Strophe noch einmal:

Der Jäger blus sie in den Wind
tralla lalla lalla la
seitdem man keine Treu mehr find
tralla lalla lalla la

Nein, das tun die Gäste natürlich nicht. Niemand außer Marie-Jo hat sich geregt, und Maraqua mit ihrer vermutlich südamerikanischen Herkunft dürfte noch niemals etwas von Orph gehört haben. Hat sie deshalb so aufmerksam gelauscht, als Marie-Jo und ich sangen?

Immerhin, Orph ist ein wenig aufgeheitert und sieht mich erwartungsvoll an. Marie-Jo ist völlig aufgedreht nach der Gesangseinlage und will uns noch jedem ein Glas bringen. »Danke«, sage ich, »wir zahlen. Alles zusammen.« Dabei offenbart sich, wieviel Orph schon getrunken hat. Aber er steht rasch auf und schwankt kein bißchen. Ich steige wieder in meine Flügelschuhe, wir gehen vor die Tür. Ich nehme mit meinem rechten Arm seinen linken, und ab geht die Post.

Im dichten Birken- und Buchenwald bei Von-der-Heydt, etwas oberhalb der letzten bewohnten Backsteinhäuser, haben wir wieder Boden unter den Füßen. Es dämmt bereits. Aus einem fernen Garten nahe der Autobahn hört man den Motor eines Rasenmähers. »Hier«, sage ich, »gibt es einen Einstieg.«

»Mein Gott«, sagt Orph und faßt meine Hand. Ich finde die Anrede passend und weise mit der mir eigenen großen Geste auf die Meßstation des Umweltministeriums. »Viel bitterer kann selbst der Tod nicht sein«, sagt Orph beim Lesen der besorgniserregenden Werte auf der Informationstafel.

»Orpheus, meinst du wirklich«, frage ich mit Nachdruck, »daß wir es versuchen sollen? Du weißt, welche Risiken das mit sich bringt.« Er nickt. »Womöglich«, sagt er traurig aber gefaßt, »werde ich für immer verstummen müssen.«

Ich denke an die Kollegen, die sich jetzt beim *Jour fixe* über den Nektar hermachen und bin mir sicher, daß ich mich gerade anschicke, ein Wunder zu tun. Würde es lohnen, davon zu erzählen?

Les yeux de l'ogre

Von Hans-Jürgen Greif

Hans-Jürgen Greif, emeritierter Professor für deutsche und französische Literatur an der Universität von Québec, hat 2013 in Kanada einen Roman veröffentlicht: *La colère du faucon* – Der Zorn des Falken. Darin verarbeitet der gebürtige Völklinger seine Kindheitserinnerungen an den Zweiten Weltkrieg in Saarbrücken. Der Anfang des Romans erscheint in den *Saarbrücker Heften* mit freundlicher Genehmigung der Edition de l'instant même, Québec. Der St. Ingberter Conte Verlag plant eine deutsche Übersetzung.

Le souvenir de l'homme est parfois plus puissant
que l'homme lui-même.
R.J. Ellory.

L'ENFANT EST BRUSQUEMENT RÉVEILLÉ. Dans le noir, il reconnaît sa mère au parfum qui l'enveloppe. Elle le soulève. Il l'enlace et pose la tête sur son épaule. Pendant qu'ils traversent le couloir, il se rendort presque, son pyjama garde encore la chaleur du lit. Un de ses doigts se prend dans la chaîne du pendentif qu'elle porte au cou. Elle pousse un léger cri, d'irritation ou de douleur, avant de démêler la mèche de cheveux, le bijou et la main du petit. Puis, elle ouvre la porte du fumoir, réservé aux hommes, le *Herrenzimmer*. Le père y travaille et discute avec ses amis quand ils viennent manger à la maison. L'enfant ne sait pas qui est ce père, il ne l'a jamais vu. Sa mère et son frère lui ont dit qu'il était parti en France faire la guerre. À Paris, il occupe un poste important dans la Wehrmacht, les forces armées allemandes.

Quand ils entrent, la fumée de tabac est si dense qu'elle le fait tousser. Dans un fauteuil est assis un homme dont les yeux suivent chaque mouvement de la mère. Il dit des mots incompréhensibles qui sonnent comme des accusations. La mère ne répond rien, elle se contente de soupirer de temps en temps : « Gabriel, Gabriel ! » Elle berce son fils, dont elle perçoit l'inquiétude. L'enfant fixe pendant deux ou trois secondes l'homme vêtu d'un uniforme gris avant d'enfouir son visage sous le revers de la robe de chambre. Il n'aime pas ce regard. Après un temps, l'homme se lève, mais reste debout à côté du bureau vide dont la surface reflète la lumière de la lampe. Il montre l'enfant du doigt ; il parle. Malgré le timbre sombre de sa voix, ses mots ressemblent aux sifflements des martinets. La mère est fatiguée de tenir l'enfant dans ses bras. Il aura bientôt trois ans et commence à se faire lourd. De la main gauche, elle le presse contre elle comme pour se protéger. L'homme s'est approché, son haleine chargée de l'odeur du cigare les effleure, il tire sur la forte tresse blonde de la mère et lui renverse

la tête. L'enfant voit ses yeux tout près. Ils sont gris clair et brillent d'un éclat métallique. Quelques phrases chuchotées encore, des *s* tranchants, des *ou* répétés, des mots et des sons que l'enfant saisit et n'oubliera jamais : « Anne ... mensonges ... je saurai. » Il lâche la tresse, s'éloigne, passe à un meuble bas, en ouvre la porte, sort un verre et une bouteille, se verse une rasade de liquide doré qu'il boit d'une traite, pose le verre, enfille un long manteau, met sa casquette, s'empare d'une mallette en métal et quitte la pièce tandis que la mère demeure debout, immobile. On entend la porte d'entrée qui s'ouvre, se referme. Des phares glissent sur les rideaux, le bruit d'un moteur s'éloigne. Quand tout est redevenu silencieux, la mère range la bouteille, saisit le verre, éteint la lampe et quitte la pièce. En passant par le salon, elle dépose le verre sur la desserte. Ensuite, elle couche l'enfant dans son lit, le borde, se penche sur celui de Henning, son fils aîné, et sort.

Le lendemain, au petit-déjeuner, l'enfant demande à sa mère qui était le visiteur de la nuit dernière. Elle hausse les épaules, secoue la tête et dit qu'il a dû rêver. Le verre n'est plus sur la desserte.

Un autre soir, plus tard dans la même année, la mère, le frère et l'enfant se trouvent dans une grande salle où la lumière des lustres est si tamisée que l'on aperçoit à peine par où entrent les gens qui s'assoient à table. L'enfant demande quand reviendra Claudine, la jeune fille au pair. Henning répond qu'elle est Lorraine, donc une ennemie de l'Allemagne. Elle habite à une heure et demie de train de leur ville, qu'il a fallu quitter pour un temps, sur ordre de la Wehrmacht, car l'armée française tente de l'encercler. Claudine a promis de revenir dès que la guerre sera terminée, car elle aime beaucoup Henning et a un faible déclaré pour Falk. Elle adore ses cheveux magnifiques, d'un blond plus doré que ceux de sa mère, plus doux aussi, et bouclés. Elle admire ses grands yeux bleu ciel, « les yeux d'un rêveur, d'un artiste ». Il tient de la famille de sa mère, les Süter, particulièrement de sa grand-mère et de son parrain Reinhardt, le frère de sa mère, « tombé au front », alors que Henning verse du côté du père, les Bachmann. Le grand frère a les cheveux et les yeux noirs. Falk a demandé à sa mère ce que signifie « tomber au front ». Qui tombe peut se relever et continuer à marcher. Elle lui dit que l'expression signifie qu'il est mort au combat, et quand on est atteint d'une balle, d'un morceau de grenade, on meurt, on tombe par terre et on ne bouge plus. L'enfant a du mal à se représenter une telle mort. Il a vu des lapins et des poules mortes, mais les bêtes étaient méconnaissables, les lapins sans peau ni tête, les poules nues et éviscérées. Il pense souvent à ce mystère qu'il n'arrive pas à éclaircir.

Dans la salle à manger, qui ne ressemble en rien à celle de la maison, il faut parler bas. Le cliquetis des ustensiles, le bruit de la porcelaine couvrent le murmure des clients. Le claquement de la porte de la cuisine est agaçant. Par l'un des battants, les serveurs apportent des plateaux chargés de mets, par l'autre, on ramène les assiettes sales. La chevelure de la mère est relevée en chignon. Elle porte une robe coupée dans un tissu aux reflets changeants et a couvert ses épaules d'une écharpe multicolore en laine fine. Ses seuls bijoux sont un rang

de perles et une bague ornée d'une grande pierre d'un bleu aussi pâle que le ciel d'un matin d'hiver. Son sac à main est accroché au dossier de sa chaise. Le repas commence par une soupe. Henning fait la grimace et refuse de manger, il la trouve trop salée. Viennent ensuite un morceau de viande panée, des pommes de terre bouillies et des légumes en purée. La mère parle peu, elle surveille les manières de ses enfants et semble satisfaite, car elle ne les reprend pas. Déjà, le petit manie les ustensiles avec une certaine aisance, sauf le couteau. Au moment du dessert, une sirène commence à hurler, annonce d'un danger imminent. Tous les dîneurs se lèvent.

La mère prend son sac et conduit les enfants vers l'escalier qui mène à la cave. Un homme affirme que celle-ci est *bombensicher*, « à l'épreuve des bombes », puisque le plafond est en béton armé. « À Bad Krozingen, si ce n'est dans toute la Forêt-Noire, c'est l'hôtel où on est le mieux protégé », dit-il. L'enfant veut demander au frère ce que signifient les mots qu'il vient d'entendre, mais il craint d'être encore traité d'imbécile, d'idiot ou de crétin, et se tait. Il entend se fermer la lourde porte en métal. Bientôt, le sol tremble, les gens se taisent et regardent droit devant eux. On perçoit un bruit sourd, transmis par le sol du lavoir où ils s'entassaient. On manque de chaises. Beaucoup d'hommes restent debout ou s'appuient sur les cuves, Henning aussi, alors que Falk a une place confortable sur les genoux de la mère. Quand la lumière des ampoules vacille, l'homme du mot *bombensicher* dit que les avions ennemis ne font pas de cadeaux à la ville, que, demain, Freiburg sera un champ de ruines. Personne ne commente sa remarque. Les lumières faiblissent puis s'éteignent, les ventilateurs s'arrêtent et on sent la terre vibrer de façon presque continue. Un serveur allume quelques chandelles. Cela donne à l'endroit un air de fête. L'enfant s'endort, content d'être tout contre le corps chaud de sa mère.

Ils sont retournés à leur maison, avec vue sur la ville dont les hauts fourneaux crachent nuit et jour de la suie qui se dépose partout. Le froid commence à s'installer. La mère a trouvé un vieil homme pour fendre le bois. Un autre lui a procuré une douzaine de sacs de briquettes, livrés tard le soir, car il est défendu de vendre à des civils tout produit pouvant servir à l'effort de guerre. Toutefois, pour allumer les poêles de la cuisine et du salon, il faut aller chercher des branches mortes dans la forêt toute proche. La mère regrette l'absence de Claudine, une adolescente forte. Elle aurait transporté toute seule les fagots encombrants qui leur égratignent les mains. Appeler Esslin pour cette tâche qu'ils peuvent exécuter eux mêmes serait inapproprié, presque scandaleux dans le contexte actuel. Esslin effectue les gros travaux, mais elle prépare aussi des plats simples pour plusieurs jours, passe l'aspirateur sur les tapis, lave les carreaux de céramique dans la cuisine et la salle de bains. La mère s'occupe de la vaisselle, époussette, c'est tout ce qu'elle sait faire. Parfois, elle tente de suivre une recette, mais, Dieu sait pourquoi, elle la rate toujours, en rit et jette le résultat de ses expériences aux poubelles. Pour elle, cuisiner est un jeu. Après son mariage, il lui a fallu suivre des cours, elle ne savait pas cuire un œuf, ce qui avait choqué son mari : « Une maîtresse de maison doit savoir exécuter toutes

les tâches domestiques. Dans sa volonté d'établir l'égalité de chacun, le Reich vise la disparition des privilèges. L'argent ne servira plus à acheter la force des travailleurs, hommes ou femmes. Nous sommes des socialistes, ne l'oubliez pas. » Elle avait baissé la tête pour masquer son sourire.

Tous trois vont aussi dans la forêt pour cueillir des fâines, seul moyen de se procurer de l'huile. Les sources d'approvisionnement des États conquis puis perdus aux mains des Russes sont taries. Le cadet se fait expliquer ce qu'est une fâine, à quoi ressemble l'écorce des hêtres près desquels on trouve ces petits fruits triangulaires qu'il faut ouvrir pour en extraire l'amande. C'est long et difficile, il faut chercher dans les feuilles mortes. Le soir approche. Pour mieux sentir les fâines dures et piquantes, l'enfant enlève ses gants qu'il glisse sous les bretelles de son pantalon. La mère l'appelle, ils doivent rentrer, on ne voit presque plus rien. Il vide ses poches, fier de les avoir remplies à ras bords. Elle lui demande où sont ses gants. Il n'en trouve qu'un seul, l'autre est perdu. La mère insiste : ce gant est précieux, elle n'a que cette paire pour lui, il doit le retrouver avant de rentrer. Le gant, rayé vert et rouge, sera facile à voir, même dans le noir. Alors il retourne sur ses pas, du moins c'est ce qu'il croit. Les voix d'autres cueilleurs lui parviennent, parfois quelqu'un siffle, il entend des chiens aboyer. Il lève les yeux et distingue à peine les troncs lisses et argentés des hêtres.

La mère et le frère ont disparu. Il les appelle, mais ne reçoit pas de réponse. Jamais il ne s'est senti aussi seul. Les siens l'ont abandonné au milieu de la forêt qui se fait silencieuse. Ils le punissent parce qu'il a perdu un gant. La faim commence à le tenailler et il regrette d'avoir donné tout son butin. Il se met à pleurer, en couinant d'abord. Les grosses larmes et les plaintes viennent ensuite. Il se rappelle les histoires de Henning : des animaux sauvages et des hommes dangereux attrapent les petits enfants perdus en forêt pour les manger. Des sorcières y rôdent aussi. Pendant quelques semaines, elles enferment les garçons imprudents dans le but de les engraisser. Quand elles les trouvent assez dodus, les sorcières les tuent comme des cochons. Elles plantent un couteau dans la gorge de leurs victimes pour recueillir le sang et en faire du boudin noir. Ensuite, elles les dépècent et font bouillir leur chair dans de grandes marmites. Hänsel et Gretel ont eu de la chance, car la plupart de ces enfants finissent leur vie comme les poulets et les lapins, sur une broche ou en pâté. Le petit a été fasciné par ce que lui racontait le frère. Il s'est imaginé Hänsel au-dessus d'un feu en train de rôtir, il en a eu des frissons d'horreur, assez agréables après tout, puisqu'il était couché dans son lit, à l'abri des brutes cannibales. Henning lui a appris le mot « cannibale », *Menschenfresser**, qui lui cause une délicieuse chair de poule rien qu'en le prononçant. Il envie son frère, qui lit déjà. S'il ne connaît pas un mot, il en demande la signification à leur mère, qui cherche parfois dans l'un ou l'autre des grands livres, au fumoir du père. Bien entendu, la mère sait tout ou presque, puisqu'elle lit sans arrêt, jusque tard dans la nuit. Henning dit que la bibliothèque de leur mère est composée de livres pleins de photos de déserts, ce sont « des livres tellement compliqués, tu n'as pas idée ».

Comme l'enfant ne veut pas avertir les sorcières de sa présence, il étouffe ses cris et presse une main sur sa bouche. Il s'assied au pied d'un jeune arbre, ra-

mène ses jambes, se fait aussi petit que possible. Son frère le lui a bien expliqué : toujours, les mangeurs d'enfants et les sorcières portent sur l'épaule un chat ou un hibou qui les guident en pleine noirceur, car ces bêtes voient dans la nuit. Il fait froid, son corps tremble. À l'approche d'un ours, d'un loup ou d'une autre bête féroce, il grimpera dans l'arbre. Il se dit qu'en fin de compte, mieux vaut être capturé par une sorcière et avoir un couteau dans la gorge que finir sa vie entre les mâchoires d'un lion ou d'une panthère aux longues dents aiguës, comme ces grands félins qu'il a vus une fois au cirque. Non, il va rester ici même, sa mère le trouvera au pied de l'arbre, mort de faim. Elle va pleurer de l'avoir laissé seul dans la forêt, elle sera remplie de remords. Ensuite, il sera enterré au cimetière, dans le caveau où se trouvent déjà plusieurs membres de sa famille, des oncles, des tantes, les grands-parents. C'est du moins ce que lui a dit Henning. En réalité, les Bachmann n'ont pas de caveau à Saarbrücken ; les origines de la famille du père ne se trouvent pas ici. Les connaissances de sa mère viendraient, elle devrait organiser une grande fête en son honneur, car il faut toujours « manger la peau d'un mort », même s'il est aussi petit que lui. Il sort un mouchoir pour s'essuyer le visage et se débarrasser de la morve coulant de son nez. Il tente de ne pas trop écouter les bruits auxquels il n'avait jamais fait attention, le vent dans les arbres, le bruissement des dernières feuilles sèches attachées aux branches, les troncs qui bougent et craquent.

C'est Henning qui retrouve son frère endormi. La mère est fâchée et reproche au petit de s'être caché loin du chemin. Il faut se hâter et rentrer. Elle lui saisit la main rudement, ne la lâche pas, même si elle marche beaucoup trop vite et s'il trébuche souvent. Elle parle encore du gant perdu, que c'est un malheur. Nulle part sur le chemin du retour il n'y a de réverbères. Quand ils entrent enfin dans la maison, avant d'allumer les lampes, il faut fermer tous les volets. « Sinon, les bombes vont tomber, la maison va exploser et brûler », a dit Henning. Ils vont à la cuisine. Les fâines sont déposées dans un grand contenant. Une fois débarrassées des cupules et versées dans le petit pressoir, elles donneront deux tasses d'huile. Avant de commencer ce travail, lui et son frère vont à la salle de bains se laver les mains à l'eau glacée. Il est plus important de chauffer quelques pièces de la maison que d'avoir de l'eau chaude ; le charbon est rationné, bien que la Sarre soit l'une des régions de l'Allemagne les plus riches en charbon.

Traumwohnungen & Götter

Gedichte und Anrufungen

Von Jörg W. Gronius

Clear

»Wo wohnen Sie?« fragt man mich
an der Bushaltestelle und zeigt mir
die weiße Hand von Tom Cruise.
Der hat alles gegeben mit den
Haarsträhnen in der Stirn.
»Weiße Weste!« kann ich nur staunen.
Jetzt müssen wir nicht mehr
nach Schlüsseln suchen
im Schotter der S-Bahn-Gleise
für unsere verrammelten Türen
in der Wollankstraße.

»Ich möchte auch ein Chalet
zwischen den Galaxien und der Welt
einen Retter vorspielen, dem dann doch
der Garaus gemacht wird«, will ich
noch rufen, aber da kommt schon
der Bus.

Geländer

Das Erdbeben überrascht uns
auf der Dachterrasse. Wir sehen
die Fassaden schwanken und können uns
kaum auf den Beinen halten. Heute
stürzt ein das eine oder das andere.

Balkone fallen von den Häusern wie
Laub von den Bäumen im Herbst; manche
schweben davon. Uwe Johnson geht
mit seinen großen Füßen durch
die Trümmer der Straße und stopft
unbeirrt seine Pfeife vor einem
unbeschädigten NSU Prinz.
Am Geländer kein Festhalten mehr, das
ging als erstes dahin.

Telephon

Ach! Jetzt hat man ein Kino
eingerrichtet in der alten Wohnung.
Nur Dokumentarfilme werden gezeigt
über den Nationalsozialismus und
seine Folgen. Das Zitronengesicht
Adenauers und das zerknüllte von
Lübke. Wo das Sofa stand ist
eine Bar, wo Studentenfutter
Herva mit Mosel und Kalter Kuß
verkauft werden. Wo wir schliefen
kleben alte Kaugummis leere
Knabbertüten vollgeweinte Tempos
über den Küchenboden verteilt.

Unser Telephon klingelt. Gut,
daß wir die schöne alte Nummer
mitgenommen haben.

Zwei Gesichter

An der Saar bei der Schleuse von Klarenthal
bewohnt Boris Becker seine Grotte. Er sitzt
davor auf der Wiese und blickt in das braun
dahinfließende Wasser mit Treibholz vom
letzten Unwetter. Er ist so rothaarig wie
nur was, und seine tief in die Böschung
reichende Wohnung ist weiß und leer.

Hier irgendwo könnte sie beheimatet sein,
die schöne Zeitungsfrau, die sein Cover
neben ihr Gesicht hielt vor dem Spiegel
morgens, bevor sie ihren Kiosk endgültig
zumachte.

Hochbahn

Beide sind wir gebunden sie
an eine Frau. Also wagen wir
ein kleines Abenteuer, haben
wir doch einen Tag und die Nacht
die Wohnung für uns allein
in der Skalitzer Straße in Hochbahnhöhe.

In ihren Pobacken sind ergonomische
Griffe für die Hände des Partners.
Ich bin erstaunt, daß es so etwas gibt.
»Die heißen FÜR SIE, das SIE groß
oder klein geschrieben, je nach
Mann oder Frau.«

Praktisch finden wir das beide und
fragen uns: »Wo liegt eigentlich Skalitz?«
Die Fahrgäste der Hochbahn
winken uns zu.

Scheibe

Wäre die Erde tatsächlich eine Kugel
wohnte ja jeder Mensch in der Mitte.
Natürlich ist es nicht so, weil so viele
an Rändern leben, zurückgezogen
oder gedrängt. Konzentrisch
breitet sich das Kapital aus
auf der Scheibe und stößt noch den
letzten Menschen vom Rand
in die blanke Leere,
die spiegelblanke.

Unheimlich

Hat der Nomade einen Lieblingsplatz?
Ein Wunschzelt oder Traumhimmel
darunter einzuschlafen oder ist er
einfach immer nur hellwach?

Aufgegebene Schlafplätze erscheinen in
Träumen heimlich oder eben nicht.
Dielen rausgerissen, Türen ausgehängt,
Kabel aus Decken und Wänden, denen
die Lampen ausgegangen sind. Zimmer
und Flure von Fremden bewohnt, unsere
Möbel verbrannt.

Die letzte Wohnung ist das Kapital. Wer
keines hat, sucht Zuflucht unter Brücken und
hofft auf die Fische im Fluß.

Daheim

Ich lebe, wo ich wohne
und bin doch nie zu Haus.
Ich schau, mal mit, mal ohne
Brille zum Fenster raus.

Und wenn ich etwas sehe
bei Nacht und auch bei Tag,
dann weiß ich schon, ich gehe,
weil ich nicht bleiben mag.

Nur wenn ich einst erblinde
und sehe keine Welt,
dann lausche ich und finde
den Ort, der mir gefällt.

Brief einer mir unbekannten Frau

»Ich sehe Sie immer
so einsam den Müll
raustragen und
in die Tonne werfen.
Da dachte ich mir,
ich könnte Ihnen mitunter
ein wenig zur Hand gehen
beim Putzen Geschirrspülen
oder Früchte Einmachen.«

Was soll ich ihr antworten?
Höflich danke ich ihr
und lehne ab.

»Meine Arbeiten muß ich
schon selber verrichten
und gänzlich allein. Sonst
wachsen so viele häßliche
Köpfe nach. Herzlich Ihr
Herakles.«

Dike

Weinend
über jegliches Unrecht
ergreift sie doch Maßnahmen
nach Maßgabe gegen jeden,
der sein Maß überschreitet, denn
unser soll sein ihr Maß; des Menschen
Maß aber ist unermesslich, deshalb
wird er ihr nicht entkommen, die
Tränen vergießt
über jegliches Unrecht.

Küsse

Frauen haben alles doppelt
und nebeneinander:

Augen
Nasenflügel

Wangen und Ohren.
Brüste Arme Hände
und Pobacken.

Schenkel Waden
und Füße sowieso.

Nur die Lippen
sind oben und unten
verschieden.

Das macht den Kuß
so sensationell.

Zeus

Gott an sich Caesar
unter den Göttern
des Abends:

theos deus te deum
dominus über Blitz
und Donner

maskiert als
Stier Schwan
Brehms Tierleben

warst nicht zu schade
dir ein Kabinett
um dich zu haben

Gattin Geliebte Knaben
Affären anders als
›keinen anderen neben mir‹

nach Jupiter Erbmonarchie
father son and holy ghost
Dreikaiserjahr

die Polis schwor auf dich & deine
Olympkumpels naja und so entstand
Demokratie

Jörg W. Gronius, Traumwohnungen & Götter. Gedichte und Anrufungen, Verlag PoCul, Saarbrücken 2014.

Jörg W. Gronius, geb. 1952 in Berlin, Studium an TU und FU Berlin, Dr. phil., Dramaturg an Theatern in Berlin und Wien, lebt seit 2006 als freier Autor in Saarbrücken. Romane: *Ein Stück Malheur* (2000), *Der Junior* (2005), *Plötzlich ging alles ganz schnell* (2007), *Horch* (2012, alle im Weidle Verlag), *Last Call* (Conte Verlag 2013), Kurzgeschichten: *Das Wunder Hannover* (Wehrhahn Verlag 2002), *Im Reich der Fische* (Conte Verlag 2009), *Die Farbe der Könige* (Topicana 2012), Lyrik: *Beckfeld Vertigo* (Bücherhaus 2003). Die Erzählung *Vor dem Einstieg* erscheint hier zum ersten Mal, die Gedichte sind eine Auswahl aus dem Band *Traumwohnungen & Götter*, erschienen 2014 im Saarbrücker Verlag PoCul.



Das Warenhaus und die Familie

Die Joseph Levy Witwe AG und ihre jüdischen Besitzer

Von Tobias Fuchs

»In kleinen Trupps kommen die Frauen und Töchter und Kinder der Arbeiter. Sie sehen, wenn sie eintreten, noch schmäler aus, kleiner, enger, denn das Haus ist hoch und groß, viele Waren liegen da, die Preise obenauf, jeder Strumpf nennt ungefragt seinen Wert.«¹

Am 12. Januar 1928 erschien im Feuilleton der »Frankfurter Zeitung« eine Reportage des Schriftstellers Joseph Roth. In einer Serie stellte Roth seinerzeit das Saargebiet vor, diesmal die überwiegend proletarische Bevölkerung des von Eisen und Kohle dominierten Industrieorts Neunkirchen. Als Schauplatz lokaler Mentalität wählte Roth überraschend ein »Neunkirchener Warenhaus«.

»In diesem Warenhaus ist es leicht, zu verkaufen. Die Menschen sehn zu den Verkäufern auf wie zu Helfern und Ratgebern, die Verkäufer stehn am Rand der höheren sozialen Schicht und besitzen die Autorität der Modegelehrten, der um Sitte und Brauch Bescheid Wissenden.«

»Das Warenhaus und das Denkmal« – so lautete nicht nur die Überschrift der Reportage, sondern zugleich die Konstellation, in der die beobachtete »Einkaufsfurcht« der Kundschaft sinnfällig werden sollte. Denn gegenüber dem Warenhaus verortete Roth das Denkmal für den Großindustriellen Karl Ferdinand Stumm, jenen »König Stumm«, der auch über das Privatleben der Arbeiterschaft des von ihm bis 1901 beherrschten Neunkircher Eisenwerks bestimmt hatte. Und so führte die räumliche Nähe zwischen Warenhaus und Denkmal am Schluß der Reportage zu einem Nachdenken über die »Zusammenhänge zwischen einer demütigen Unsicherheit, die sich bis ins dritte und vierte Geschlecht fortpflanzt, und einer patriarchalischen Erziehung durch einen Unternehmer«.

Joseph Roth hatte das vom Deutschen Reich abgetrennte Saargebiet im Herbst bereist. »Nachmittags Warenhaus«, trug er am 26. Oktober 1927 in Neunkirchen in sein

Tagebuch ein.² Es läßt sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sagen, wo genau sich der Schriftsteller zur Recherche aufhielt: Joseph Roth verbrachte den Nachmittag im Großkaufhaus der Joseph Levy Witwe AG in der Neunkircher Stummstraße. Die Joseph Levy Witwe AG war der größte Kaufhausbetreiber im östlichen Saargebiet und beschäftigte über 400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Nur wenige Monate nach dem Erscheinen der Reportage in der »Frankfurter Zeitung« feierte das Familienunternehmen sein 75-jähriges Bestehen.

1853 hatte der jüdische Kaufmann Joseph Levy in Dudweiler einen kleinen Laden für Manufakturwaren eröffnet. Als Levy in den siebziger Jahren starb, führten Sarah Levy, seine Witwe, und ihre beiden Söhne das Geschäft fort. Es wuchs in Zeiten der Hochindustrialisierung. 1897 entstand eine Niederlassung in Neunkirchen, es folgten Filialen in Sulzbach und Friedrichsthal.³ Neunkirchen entwickelte sich schnell zum wichtigsten Standort. Die Einwohnerzahl des Fabrikortes hatte sich seit 1850 nahezu verzehnfacht.⁴ 1900 plante der Architekt Christian Burgemeister für die Familie Levy ein großzügiges Wohn- und Geschäftshaus mit Untergeschoß, drei hohen Verkaufsgeschossen und einer weiteren Etage in der unteren Hüttenbergstraße, der späteren Stummstraße.⁵

In den kommenden Jahrzehnten sollten vor allem die Geschwister Alfons, Julius und Else Herzberger die Geschicke des Kaufhauses bestimmen. Ihre Schwester Clementine war mit Gustav Levy verheiratet, einem der Söhne des Firmengründers. Joseph Rothenberg gehörte zu den Enkeln von Joseph Levy.⁶ Mit ihm und seinem Bruder Richard beteiligte sich in der Zwischenkriegszeit ein weiterer Familienzweig am Geschäft. Im November 1921 überführte die Familie die Häuser in Neunkirchen und Friedrichsthal in eine Aktiengesellschaft. Das



Neunkirchen (Saar). Stummstraße

Das Großkaufhaus von Joseph Levy Witwe (links) umfaßte mehrere Gebäude in der Neunkircher Stummstraße

Stammkapital belief sich zunächst auf zehn Millionen Reichsmark.⁷

Das auf Bekleidung und Textilien spezialisierte Großkaufhaus in Neunkirchen lief so gut, daß es mehrfach umgebaut und durch Immobilienkäufe erweitert werden mußte. Am Ende umfaßte es nicht weniger als vier Gebäude in der Stummstraße. Hinzu kam ein Möbelgeschäft am Unteren Markt. Doch nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten im Deutschen Reich begann das Ende der Joseph Levy Witwe AG. Alfons Herzberger und sein Bruder Julius wurden von den NS-Behörden im Reichsgebiet verfolgt. Daher veräußerte die Familie bereits 1933 erste Liegenschaften. Als nach dem Referendum vom 13. Januar 1935 die Rückgliederung des Saargebiets feststand, waren die jüdischen Besitzer gezwungen, sich in kurzer Zeit von ihrem über Jahrzehnte aufgebauten Unternehmen zu trennen. Das Römische Abkommen sicherte den saarländischen Juden für ein Jahr freies Geleit und die Mitnahme von Vermögen zu.

Alfons und Else Herzberger hielten mehr als zwei Drittel der Anteile der Joseph Levy Witwe AG, nachdem sich ihr Bruder Julius im Februar 1934 das Leben genommen hatte. Die übrigen Aktien verteilten sich auf Joseph Rothenberg (25 Prozent), Gustav Levy (vier

Prozent) und den Kleinstaktionär Salomon Herzfeld (ein Prozent). Die Aktien gingen an ein von der Saarbrücker Passage-Kaufhaus AG geführtes Konsortium. Im Januar 1936 vermeldete die »Saar-Wirtschaftszeitung« die Umwandlung der Joseph Levy Witwe AG in ein »arisches Warenhausunternehmen«. An ihre Stelle trat die Neunkirchner Kaufhaus AG.⁸

Hinter der Unternehmensgeschichte der Joseph Levy Witwe AG verbirgt sich eine bisher kaum erforschte Familiengeschichte. Alfons und Julius Herzberger engagierten sich über viele Jahre in der Kommunalpolitik, und zwar als Mitglieder von linken Parteien. Die Geschwister Herzberger gehörten zeit lebens zum engsten Freundeskreis der Familie von Theodor W. Adorno – allen voran Else Herzberger. Auch die Familienzweige Levy und Rothenberg waren in diese Freundschaft einbezogen. Der vorliegende Beitrag beleuchtet die Familiengeschichte in Form von drei biographischen Skizzen, mit einem besonderen Schwerpunkt auf den Verbindungen zu Intellektuellen wie Adorno und Walter Benjamin in den Jahren nach 1933.

Alfons Herzberger (1879–1941)

»Meinem lieben Freunde Alfons Herzberger.« Mit dieser Widmung eröffnete Arthur Holitscher seinen 1922 veröffentlichten Reportageband »Reise durch das jüdische Palästina«.⁹ Höchstwahrscheinlich hatten sich der als Reiseschriftsteller berühmt gewordene Holitscher und Herzberger, der jüdische Kaufmann aus Neunkirchen im Saargebiet, über die linksbürgerlich-pazifistische Deutsche Liga für Menschenrechte (bis 1922: Bund Neues Vaterland) kennengelernt. Herzberger unterzeichnete im gleichen Jahr als einziger Wirtschaftslenker aus dem Montanrevier einen von der Liga mit ihrer französischen Partnerorganisation formulierten Aufruf zur Verständigung zwischen den demokratischen Kräften in Deutschland und Frankreich.¹⁰ In Neunkirchen trat Herzberger zudem als sozialistischer Kommunalpolitiker in Erscheinung. Seine politischen Aktivitäten machten Herzberger zu einer der schillerndsten Persönlichkeiten der Region. Denn er war gleichzeitig das Gesicht der Joseph Levy Witwe AG.

Herzberger, Sohn eines jüdischen Ellenwarenhändlers aus Mainz,¹¹ ausgebildet in Frankfurt, hatte sich 1896 erstmals ins Neunkircher Fremdenbuch eingetragen, damals als Volontär. Er unterstützte seine Verwandten beim Aufbau der Neunkircher Niederlassung. 1901 kehrte er in den Fabrikort zurück,¹² als das Familienunternehmen ein neues Geschäftshaus eröffnete. Herzberger sollte in Zukunft eine Führungsrolle übernehmen. Es war zugleich das Jahr, in dem Karl Ferdinand Stumm starb.

Der Kaufmann bekannte sich zu der vom Patriarchen des Neunkircher Eisenwerks im 19. Jahrhundert bekämpften Sozialdemokratie und übernahm öffentliche Ämter. 1912 besaß Herzberger ein Mandat im Kreistag.¹³ In den frühen Zwanzigern berichteten die lokalen Zeitungen über ihn außerdem als Beigeordneten, Mitglied des Bürgermeistereirats sowie des Gemeinde- bzw. Stadtrats von Neunkirchen. Bei den Kreistagswahlen am 18. Juli 1920 war Alfons Herzberger für die Unabhängigen Sozialisten angetreten, sein älterer Bruder Julius für die SPD.¹⁴

Alfons Herzberger gehörte im Neunkircher Gemeinderat zwar der sozialistischen Fraktion an, trat auf kommunaler Ebene aber vor allem als solider und weitsichtiger Kaufmann

in Erscheinung. Ein besonderes Augenmerk legte Herzberger auf die Urbanisierung Neunkirchens. Die Joseph Levy Witwe AG stiftete Geld für den Kleinwohnungsbau. Herzberger trug entscheidend dazu bei, daß Neunkirchen im Jahr 1922 auch Stadtrechte erhielt. Darüber hinaus wirkte Herzberger in der Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft.¹⁵

Als Joseph Roth im Oktober 1927 im Saargebiet unterwegs war, empfing ihn Herzberger in der Direktion der Joseph Levy Witwe AG in der Neunkircher Stummstraße. Roth porträtierte seinen Gesprächspartner als »Herrn H.« in der »Frankfurter Zeitung«: »Ich besuchte ihn zuerst in seinem Warenhaus. Ein Mann unbestimmten Alters, vielleicht jung. Klug. Helle Augen. Groß, geöffnet. Sanfte Eleganz. Eine wissende Trauer im Gesicht, überdeckt von einer Art Optimismus, der die Trauer dementiert. Sehr still und kühl. Leise Stimme. Gebraucht, obwohl Warenhausbesitzer und guter Rechner, das Wort: menschlich.«¹⁶ Als die »Saarbrücker Zeitung« gegen die Reportagen ätzte, kam sie auch darauf zu sprechen, daß Roth »einen halb kommunistischen Großkaufmann [...] als Prototyp der saarländischen intellektuellen Oberschicht sich zu zeichnen«¹⁷ bemüht habe.

Zeitungsanzeige der Joseph Levy Witwe AG aus der *Volksstimme* vom 10. Januar 1935



Das Großkaufhaus in Neunkirchen war unter der Führung von Herzberger durchaus politisiert. Mit dem Künstler Franz Schnei beschäftigte die Joseph Levy Witwe AG einen erklärten Kommunisten als Leiter der Reklameabteilung.¹⁸ Im Juli 1934 richteten die jungen Angestellten des Konzerns eine Resolution an die deutsche Reichsregierung, in der sie die unverzügliche Freilassung von Ernst Thälmann und aller inhaftierten Antifaschisten forderten.¹⁹

Alfons Herzberger orientierte sich nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten frühzeitig in Richtung Frankreich. Auch im Saargebiet waren die Juden nun mit Terror konfrontiert. Boykottaufrufe richteten sich gegen jüdische Geschäfte. Aber vor allem dürften die Erfahrungen mit den nationalsozialistischen Behörden in Lindau Herzberger

klargemacht haben, was nach einer möglichen Rückgliederung zu erwarten war.

Karl Schweizer hat nachgezeichnet, wie Alfons Herzberger und sein Bruder Julius, die beide Immobilien am Bodensee besaßen, ins Visier der Nationalsozialisten gerieten.²⁰ Alfons Herzberger hatte in den zwanziger Jahren am Bodensee das Gut Bäuerlinshalde erworben und verbrachte dort die Sommermonate. Die NSDAP im Saargebiet, die vor der Rückgliederung umfangreiche Spitzeldienste für die Geheime Staatspolizei in Trier übernahm,²¹ meldete den Behörden in Lindau in einem Schreiben vom 11. August 1933:

»Der Besitzer des Gutes Herzberger, ein Jude Herzberger, in Neunkirchen/Saar wohnhaft, unterstützt in grossem Maße die K. P. D.-Führer, und läßt Geld-Sammlungen in seinem Geschäft (Levy, Witwe) in Neun-

Else Herzberger mit Theodor W. Adorno (re.) und Siegfried Kracauer in Italien (Theodor W. Adorno Archiv)



kirchen unter den Angestellten tätigen, die für die kommunistischen Flüchtlinge aus dem Reich bestimmt sind. Herzberger will hier im Saargebiet alles verkaufen, auch das Gut in Lindau. Wir bitten Sie, da sofort zuzugreifen, damit das Gut von Staatswegen beschlagnahmt wird.«²²

Mit dem Spitzelbericht aus dem Saargebiet, der mutmaßlich Alfons Herzberger betraf, kam die Maschinerie der Verfolgung in Gang. Die Behörden in Lindau hatten zuvor schon Julius Herzberger, der in der Stadt gemeldet und im SPD-Ortsverein recht aktiv war, als flüchtig eingestuft. Nun schalteten sie höhere Stellen ein, mit dem gewünschten Ergebnis, daß die Bayerische Politische Polizei am 17. Oktober 1933 die Beschlagnahmung aller Vermögenswerte der Brüder Herzberger im Dritten Reich verfügte.²³

Julius Herzberger beging am 20. Februar 1934 im Tessin Selbstmord.²⁴ Alfons und seine zweite Ehefrau Else, geborene Huber, verlegten ihren Lebensmittelpunkt an den Quai d'Auteil in Paris. Hatte er in der Saargegend dazu beigetragen, das Großkaufhaus als Betriebsform durchzusetzen, so investierte Alfons Herzberger in neuer Umgebung mit französischen Partnern in Einheitspreisgeschäfte. Doch mit Kriegsbeginn und dem Einmarsch der Wehrmacht in Frankreich verloren die früheren Besitzer der Joseph Levy Witwe AG auch hier ihre Geschäfte und Beteiligungen. Alfons Herzberger starb am 18. Juni 1941 nach einer wohl verspätet durchgeführten Operation in Bergerac. Seine Ehefrau fiel in die Hände der Gestapo und wurde 1945 aus einem Konzentrationslager befreit.

Else Herzberger (1877–1962)

Else Herzberger war eine der wichtigsten Frauen im Leben von Theodor W. Adorno. Ihre Geschwister Julius, Hermann und Clementine hatten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Südhessen mit den Kindern der äußerst musikalischen Familie Calvelli-Adorno angefreundet.²⁵ Die Verbindung zwischen den Familien war eng und schloß auch die nachfolgende Generation ein. Der 1903 als Theodor Wiesengrund geborene Adorno widmete Else Herzberger seine frühen Kompositionen.²⁶ In Adornos »Minima Moralia«, seinen zwischen 1944 und 1947 entstandenen »Reflexionen

aus dem beschädigten Leben«, findet sich mit »Heliotrop« ein Stück, das die Kindheits-erinnerungen an die Besuche Herzbergers in Frankfurt aufnimmt: »Dem, zu dessen Eltern Logierbesuch kommt, schlägt das Herz mit größerer Erwartung als je vor Weihnachten. Sie gilt nicht den Geschenken, sondern dem verwandelten Leben. Das Parfüm, das die eingeladene Dame auf die Kommode stellt, während er beim Auspacken zusehen darf, hat den Duft, der der Erinnerung gleicht, schon wenn er ihn zum ersten Mal atmet.«²⁷

Else Herzberger war zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit ihren Brüdern Alfons und Julius nach Neunkirchen gezogen. In den Adreßbüchern wird sie mal als »Kaufräulein«, mal als »Privatiere« geführt.²⁸ Herzberger pflegte einen großbürgerlichen Habitus, sie war viel auf Reisen und kunstinteressiert, zugleich mit den Geschäften ihrer Familie bestens vertraut. Adorno machte Herzberger bei ihren Aufenthalten in Frankfurt mit vielen Intellektuellen bekannt – auch mit Walter Benjamin.

Als Adorno und seine Lebensgefährtin Gretel Karplus zu Beginn des Jahres 1934 erfuhren, in welcher prekärer Lage sich Benjamin im Pariser Exil befand, avancierte Else Herzberger, die enge Freundin, zur zentralen Figur einer Hilfsaktion. Am 4. März 1934 unterrichtete Adorno Benjamin über seine Bemühungen: »Ich habe [...] versucht, etwas für Sie zu erreichen und zwar durch Frau Herzberger, bei der Sie einmal in Frankfurt mit mir waren, und durch meine Tante, die die Aktion bei Frau Herzberger unternahm, als sie sich zufällig in Frankfurt aufhielt (sie wohnt in Neunkirchen, wo sie ein Kaufhaus besitzt). Meine Tante schrieb mir, ihre Aktion habe Erfolg gehabt.«²⁹

Benjamin benötigte für seinen Lebensunterhalt etwa 1300 Francs. 500 Francs erhielt er in Form eines Stipendiums des ins Ausland verlagerten Instituts für Sozialforschung. 450 Francs brachten Adorno, seine Tante und Else Herzberger kurzfristig für ihn auf. Herzberger übernahm ein Drittel. Noch wichtiger: Da aus dem Deutschen Reich kaum noch Devisen ins Ausland transferiert werden durften, brachte Else Herzberger das Geld im Saargebiet auf den Weg.³⁰

Benjamin hatte in den ersten Monaten des Jahres 1934 die »Passagen«-Arbeit wieder aufgenommen, eines seiner wichtigsten und letztlich unvollendeten Projekte, das ihn seit 1927

beschäftigte. Während er sich gegenüber anderen mit Auskünften über die »Passagen« zurückhielt, besprach Benjamin das Projekt mit Adorno recht offen.³¹ So kam dieser auf die Idee, das Vorhaben in seine Hilfsaktion einzubeziehen. Die im 19. Jahrhundert in Paris aufgekommene Einkaufspassage war für Benjamin nicht nur der »Vorläufer des Warenhauses«, sondern ein Schauplatz der »Urgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts«.³² Nun sollte ein Kaufhausbesitzer die kulturhistorische Arbeit fördern und somit Benjamin ein Auskommen sichern: Alfons, der Bruder von Else Herzberger. Adorno fragte bei Benjamin an, ob er sich »die altertümliche Form eines Dedikationsauftrages« (Brief vom 4. März 1934) vorstellen könne.

Benjamin schrieb am 18. März 1934 aus dem Palace Hotel in Paris zurück: »Die Hoffnung, die die Hand Ihrer Freunde und dann Ihr Brief mir eröffnet hat, führte mich mit einer Intensität, die mich selbst das Maß der ihr vorhergehenden Trostlosigkeit erst erkennen ließ, auf meine Arbeit – und nun in der Tat in deren Zentrum – zurück.« Auch dem Plan mit Alfons Herzberger stand Benjamin aufgeschlossen gegenüber. Doch ließ sich dieser ebensowenig realisieren wie eine regelmäßige Unterstützung durch Else Herzberger.

Obwohl sich die Beziehung zu Else Herzberger nicht einfach gestaltete, riss der Kontakt zwischen der Geschäftsfrau und Benjamin über die Jahre nicht ab. Am 10. Januar 1935, also drei Tage vor dem Referendum im Saargebiet, entschuldigte sich Else Herzberger in einem Brief aus Neunkirchen für ein längeres Schweigen. Sie berichtete Benjamin von den Belastungen des zurückliegenden Jahres. »Vielleicht habe ich nach der Spannung der letzten Monate, in einigen Tagen, wenn unser Schicksal hier entschieden ist, wieder eine grosse Portion Ruhe und damit meine alte Spannkraft.«³³ Benjamin schickte ihr auch ein Exemplar seiner Briefanthologie »Deutsche Menschen«, für das sich Herzberger während eines Kuraufenthalts in Ascona freundlich bedankte. Im selben Brief vom 20. Februar 1937 dachte sie über das Weltgeschehen und den nahenden Krieg nach. Und fügte an: »Warum sind wir in eine solche Zeit hinein geboren? Als sie für uns anders war, vor dem Kriege, haben wir nichts von der Ruhe des Lebens gewusst, wahrscheinlich hat sich damals schon der Riesenkampf dieser Zeit vorbereitet.«³⁴

Als Benjamin im Laufe des Jahres 1937 unerwartet seine Pariser Unterkunft verlor, überließ Herzberger ihm für die Dauer einer Reise in die USA ein Dienstmädchenzimmer in Boulogne-sur-Seine.³⁵ Else Herzberger verließ Europa im September 1939 und erfuhr wahrscheinlich in Argentinien von Benjamins Selbstmord.

Arnold Levy (1893-1978)

Im Februar 1951 erhielt Siegfried Kracauer einen Brief aus Frankreich. Absender war der Buchhändler Armand Levilliers.³⁶ Kracauer hörte diesen Namen zum ersten Mal. Levilliers betrieb in Gometz-le-Châtel, einer winzigen Ortschaft in der Île-de-France, ein Antiquariat. Er hatte der Sendung seinen aktuellen Katalog beigelegt, in der Annahme, Kracauer sei in verantwortlicher Position in einer Bibliothek. Der Intellektuelle lebte zu diesem Zeitpunkt seit zehn Jahren in New York, er hatte noch emigrieren können, nachdem die Wehrmacht in Paris einmarschiert war. Nun erinnerte ihn dieser Brief wieder an das Exil und einen Freund Adornos, den er einmal näher kannte: Arnold Levy.

Arnold Levy war 1893 im saarländischen Dudweiler geboren worden, wo sein Großvater vierzig Jahre zuvor das Warenhaus Joseph Levy Witwe begründet hatte. Der Sohn von Gustav und Clementine Levy, geborene Herzberger, wuchs in Neunkirchen auf und besuchte dort die Volksschule und das Realgymnasium, ehe die Eltern mit ihrem einzigen Kind im Jahr 1906 nach Berlin-Grunewald umzogen. Levy studierte in Freiburg, Darmstadt und München, er interessierte sich vor allem für Kunstgeschichte, Archäologie, Philosophie und Architektur. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte er seine Ausbildung in Berlin und Kiel fort.³⁷ 1921 wurde Levy an der Universität Kiel in Kunstgeschichte promoviert, doch es zog ihn nicht in die Wissenschaft.

In Berlin betrieb Arnold Levy mit dem Verleger Erwin Berger die Kurfürst-Buchhandlung in der Kurfürstenstraße 70, unweit des Lützowplatzes. Berger leitete den Verlag Neues Vaterland, der mit dem pazifistischen Bund Neues Vaterland verbunden war. Als Geschäftsführer stellten die beiden Inhaber den jungen Walter Zadek ein, der als Journalist bald einige Berühmtheit erlangte, ehe er

vor den Nazis nach Palästina flüchtete. Zadek erinnerte sich viele Jahre später an Arnold Levy als jemanden, der »sowohl hochgebildet und in der guten Gesellschaft heimisch als auch ein kluger und weitschauender Arbeitgeber«³⁸ war.

1929 gab Levy den Buchhandel in Berlin auf. Mit seiner Frau Emilie, genannt Milly, und den zwei gemeinsamen Kindern siedelte er ins Saargebiet über, um fortan für die Joseph Levy Witwe AG zu arbeiten. Das von Levys Verwandten geführte Unternehmen hatte gerade die Geschäfte von Heinrich Henoch übernommen, einem lokalen Konkurrenten. Die Verkaufsräume der Joseph Levy Witwe AG erstreckten sich nun über vier Häuser in der Stummstraße. Hinzu kam ein Möbelgeschäft am Unteren Markt. Arnold Levy sollte einen großzügigen Neubau auf den Weg bringen, außerdem die Umwandlung vom Textil- in ein Warenhaus organisieren. Die Geschwister Herzberger stellten ihrem Neffen Prokura und zehn Prozent der Unternehmensanteile in Aussicht. Doch die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Deutschen Reich machte alle diese Pläne zunichte. Bis zur Saarabstimmung am 13. Januar 1935 wurden größere Investitionen zurückgestellt, es ging jetzt um die finanzielle Absicherung einer möglichen Flucht. Arnold Levy engagierte sich im Abstimmungskampf, er spendete und sammelte Gelder für den »Status quo«, half Emigranten aus dem Reichsgebiet. Nach dem Referendum emigrierte er selbst nach Frankreich.³⁹ Adorno, der zehn Jahre jüngere Freund, hatte Levy bereits 1934 auf das Schicksal von Walter Benjamin aufmerksam gemacht. Der frühere Buchhändler sollte in Zukunft als Mittelsmann agieren zwischen seiner Tante Else Herzberger, Adorno und dem in Not geratenen Intellektuellen.

Zeitungsanzeige der Joseph Levy Witwe AG aus der Zeitung *Westland* vom 30. Juni 1934

Nach der ersten Begegnung mit Levy schrieb Benjamin an Adorno: »Inzwischen [ist] Arnold Levy hier gewesen. Ich glaube, in ihm einen ungewöhnlich intelligenten und – dank Ihnen – sehr wohlwollenden Mann kennengelernt zu haben.« (Brief v. 28. April 1934) Levy versuchte nicht nur, die Geschwister Herzberger für eine Unterstützung zu gewinnen, sondern nutzte auch die Kontakte aus seiner Zeit als erfolgreicher Buchhändler.⁴⁰ Bis zu dessen Selbstmord nach mißglückter Flucht im Jahr 1940 gehörten Arnold und Milly Levy zu Benjamins engerem Bekanntenkreis.⁴¹

Im französischen Untergrund nahm Arnold Levy einen anderen Namen an. Einen Namen, den er nicht mehr ablegen sollte und unter dem er sich eine neue Existenz aufbauen wollte: Armand Levilliers. Else Herzberger kaufte ihrem Neffen ein Haus in Gometz-le-Châtel.⁴² Auch aus Frankfurt trafen Bestellungen in Levilliers' Antiquariat ein. Adorno, der sich an der deutschen Universität zunehmend etablierte, intensivierte so wieder den Kontakt zu seinem Jugendfreund. Tatsächlich kreiste

ihre Korrespondenz⁴³ aber weniger um das Geschäft. Vielmehr ging es um die Entfremdung zwischen Adorno und Else Herzberger im Nachraum der Verfolgung. Darüber hinaus bat Levy seinen Freund um Hilfe bei der Vorbereitung eines Entschädigungsantrags.

In der Nachkriegszeit bemühten sich alle Überlebenden aus dem Familienkreis um die Rückgabe früheren Eigentums und Entschädigungen für ihre zerstörten Existenzen. 1948 verpflichteten sich die Passage-Kaufhaus AG und die Neunkirchner Kaufhaus GmbH zu regelmäßigen Entschädigungszahlungen an die früheren Besitzer der Joseph Levy Witwe AG. Bei der Restitutionskammer des Landgerichts Saarbrücken reichten Else Herzberger und ihre Verwandten, darunter die Mutter von Arnold Levy, mehrere Klagen ein. Sie betrafen hauptsächlich Liegenschaften in Neunkirchen. Eine Klage richtete sich gegen die Stadt Neunkirchen, die nach der Rückgliederung Eigentümerin eines von der Joseph Levy Witwe AG aufwendig umgebauten Anwesens in der Zweibrücker Straße geworden war. Im Dritten Reich hatten dort der Neunkircher Bürgermeister Georg Blank und dessen Nachfolger Hans Ruppertsberg eine Bleibe gefunden. Die Klage endete mit einem Vergleich.

Mit seinem Antiquariat verdiente Arnold Levy nicht allzu viel, für Entschädigungen durch die Bundesrepublik mußte er lange und ausdauernd kämpfen. In den Akten findet sich auch ein unterstützendes Schreiben Adornos: »Herr Dr. Arnold Levy, genannt Levilliers, ist einer meiner engsten Jugendfreunde. Er ist von Haus aus Kunsthistoriker, von ausnehmender Begabung und seltener Kultiviertheit«, ließ Adorno die Behörden wissen.⁴⁴ Levy sollte seinen Freund aus Frankfurt schließlich überleben. Er starb 1978.⁴⁵

Die von der Joseph Levy Witwe AG aufgebauten Strukturen sind im Stadtbild von Neunkirchen noch immer erkennbar. Heute befindet sich die Galeria Kaufhof an der Stelle des bis 1935 von einer jüdischen Familie betriebenen Großkaufhauses in der Stummstraße. Nur wenige Schritte entfernt erhebt sich der Industrielle Stumm – wie damals, als der Schriftsteller Joseph Roth hier unterwegs war. Es wäre an der Zeit, daß die Stadt auch an den von Roth porträtierten Alfons Herzberger und seine Familie erinnert.

Anmerkungen

Ich bedanke mich bei Jacqueline Levilliers, Jasmin Pfeiffer, Karl Schweizer und Rüdiger Wack herzlich für die umfangreiche Hilfe bei meinen Recherchen.

- 1 Joseph Roth, *Briefe aus Deutschland*, hrsg. von Ralph Schock, Merzig: Gollenstein ³2008, S. 90. Die folgenden Zitate finden sich auf den Seiten 87, 94, 88 und 95.
- 2 Joseph Roth, *Briefe aus Deutschland*, S. 124.
- 3 Zur Unternehmensentwicklung siehe *75 Jahre Joseph Levy Wwe. Der Werdegang aus kleinen Anfängen zum Großkaufhaus*, in: *Saar-und-Blies-Zeitung* vom 24. 11. 1928, S. 5, sowie *Handel und Industrie im Saargebiet*, Saarbrücken u. a.: Pestalozzi-Verlag Wilhelm Bredehorn 1925, S. 235.
- 4 Helmut Frühauf, *Neunkirchens Siedlungsentwicklung in der Industrialisierung*, in: *Neunkircher Stadtbuch*, hrsg. von Rainer Knauf und Christoph Trepesch, Neunkirchen: Kreisstadt Neunkirchen 2005, S. 95–118, hier: S. 98.
- 5 Kreisstadt Neunkirchen, Bauordnungsamt, Akten betreffend die Bauausführung auf der Parzelle No. 1011/126 etc. Flur 2 in der Stummstraße, Haus-No. 7. Aus den Akten zu den benachbarten Grundstücken geht hervor, daß es sich hierbei um das in Adreßbüchern und anderen Quellen als Firmensitz ausgewiesene Haus Nr. 5 handelt.
- 6 August Kopp, *Die Dorfjuden in der Nordpfalz. Dargestellt an der Geschichte der jüdischen Gemeinde Alsenz ab 1655*, Otterbach: Arbogast ²1988, S. 136f.
- 7 Alle Unternehmensdaten, biographischen Angaben und Informationen zu Restitutionsklagen stammen, wenn nicht einzeln nachgewiesen, aus dem Landesarchiv Saarbrücken, Bestände LEA 4975, LG SB 1187 und LG SB 1898.
- 8 *Saar-Wirtschaftszeitung* 41 (1936), Nr. 5, S. 124.
- 9 Arthur Holitscher, *Reise durch das jüdische Palästina*, Berlin: S. Fischer 1922. Zur Biographie von Holitscher, der bis 1931 Vorstandsmitglied der Deutschen Liga für Menschenrechte war, siehe Heribert Seifert, *Objektiv und gläubig. Einige Hinweise zu Leben und Werk Arthur Holitschers*, in: *Jüdische Intelligenz in Deutschland*, hrsg. von Jost Hermand und Gert Mattenklott, Hamburg: Argument 1988, S. 47–69.
- 10 Kurt R. Grossmann, *Ossietzky. Ein deutscher Patriot*, München: Kindler 1963, S. 449.
- 11 Stadtarchiv Mainz, Geburtsurkunde Mainz Nr. 717/1879.
- 12 Stadtarchiv Neunkirchen, Fremdenbuch, Buchstabe H, 1861–1900 und 1901–1911.

- 13 Hanns Klein, *Das Bliesrevier unter dem Preussenadler. Zur Behörden- und Lokalgeschichte des Bliesreviers (1815–1920)*, Saarbrücken: Staden 2001, S. 31.
- 14 *Ottweiler Kreisblatt*, Nr. 16, 1920, S. 92 f.
- 15 *Neunkirchner Zeitung* vom 12. 12. 1921; *Neunkirchen (Saar). Stadt des Eisens und der Kohle*, Neunkirchen: Stadt Neunkirchen 1955, S. 171 f.; Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, *Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler*, Bonn: Dietz 1989, S. 237 f.
- 16 Joseph Roth, *Briefe aus Deutschland*, S. 83.
- 17 Zitiert nach Joseph Roth, *Briefe aus Deutschland*, S. 159 f.
- 18 Günter Scharwath, *Kunst und Künstler in Neunkirchen*, in: *Neunkircher Stadtbuch*, S. 635–652, hier: S. 643. Zur Mitgliedschaft von Franz Schnei in der Kommunistischen Partei siehe Biographie, in: Franz Schnei, www.franz-schnei.de/biografie.htm (letzter Zugriff am 18. 10. 2014)
- 19 *International Press Correspondence* 14 (1934), S. 1017.
- 20 Karl Schweizer, *NS-Staatsterror trieb Lindauer Juden 1934 in den Tod. Vom Schicksal der Gebrüder Alfons und Julius Herzberger*, in: Edition Inseltor, <http://www.edition-inseltor-lindau.de/NS-Staatsterror.pdf> (letzter Zugriff am 18. 10. 2014)
- 21 Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, *Herrschaft und Alltag. Ein Industrieviertel im Dritten Reich*, Bonn: Dietz 1991, S. 183.
- 22 Stadtarchiv Lindau, Bestand B II/93/17, Bl. 6.
- 23 Stadtarchiv Lindau, Bestand B II/93/17, Bl. 20.
- 24 Siehe Karl Schweizer, *NS-Staatsterror*, sowie Todesanzeige in der *Saarbrücker Zeitung* vom 25. 2. 1934.
- 25 Das läßt sich u. a. anhand der Autobiographie von Henriette Fürth nachvollziehen, die ebenfalls zum Freundeskreis gehörte. Siehe Henriette Fürth, *Streifzüge durch das Land eines Lebens*, Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 2010.
- 26 Vgl. Adorno. *Eine Bildmonographie*, hrsg. vom Theodor W. Adorno Archiv, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 64.
- 27 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 234.
- 28 *Adressbuch für Neunkirchen und Umgebung*, Neunkirchen: C.A. Ohle 1910, S. 172; *Neunkircher Adressbuch* 1905, S. 117.
- 29 Wiesengrund-Adorno an Benjamin, Berlin, 4. 3. 1934, in: Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, *Briefwechsel 1928–1940*, hrsg. von Henri Lonitz, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994, S. 38–42, hier: S. 38. Alle weiteren Zitate aus der Korrespondenz zwischen Adorno und Benjamin finden sich, falls nicht anders angegeben, in diesem Band.
- 30 Christoph Gödde und Henri Lonitz, *Das Institut für Sozialforschung/Gretel Adorno, Adorno und Horkheimer*, in: *Benjamin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Burkhardt Lindner, Stuttgart – Weimar: Metzler 2006, S. 92–106, hier: S. 92 f. Zur Aufteilung des Betrags siehe Wiesengrund-Adorno an Benjamin, Frankfurt am Main, 13. 4. 1934, in: Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, *Briefwechsel 1928–1940*, S. 60–62, hier: S. 60.
- 31 Siehe die Anmerkungen des Herausgebers Rolf Tiedemann in Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982, Bd. V.II, S. 1082 f.
- 32 Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, Bd. V.I, S. 45 und 579.
- 33 Walter Benjamin Archiv, Bestand 059/1.
- 34 Walter Benjamin Archiv, Bestand 059/3.
- 35 Vgl. Benjamin an Theodor und Gretel Wiesengrund-Adorno, Boulogne sur Seine, 2. 10. 1937, in: Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, *Briefwechsel 1928–1940*, S. 284–287, hier: S. 284.
- 36 Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestand A: Kracauer, Zug.-Nr. 72.2615.
- 37 Ein Lebenslauf von Arnold Levy findet sich im Anhang zu dessen Dissertation *Beiträge zur Technik und Stilistik des norddeutschen Backsteinbaus im Mittelalter. Ein Deutungsversuch seines ornamentalen Wesens*, Kiel 1921.
- 38 Uri Benjamin [d. i. Walter Zadek], *Die Welt als Vaterland* (I), in: *Aus dem Antiquariat*, 33. (1977), Nr. 1, S. A1–A5, hier: S. A2.
- 39 Auskunft des Stadtarchivs Neunkirchen vom 27. 8. 2014.
- 40 Wiesengrund-Adorno an Benjamin, Berlin, 13. 3. 1934, in: Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, *Briefwechsel 1928–1940*, S. 44–48, hier: S. 45.
- 41 Walter Benjamin. *Das Adressbuch des Exils 1933–1940*, hrsg. von Christine Fischer-Defoy, Leipzig: Koehler & Amelang 2006, S. 175.
- 42 Adorno. *Eine Bildmonographie*, S. 208.
- 43 Theodor W. Adorno Archiv, Bestand Br. 894.
- 44 Vgl. Theodor W. Adorno Archiv, Bestand Br. 894/17, 20 und 21.
- 45 LABO Berlin, Entschädigungsbehörde, Reg.-Nr. 160899, Bl. M45.

»Arisierung« und Entschädigung in St. Ingbert

Die Verlustgeschichte einer jüdischen Gemeinde im Saarland und der Versuch der Wiedergutmachung

Von Myriam Weidmann

Es geht nicht nur um Kunst, um die Nippes, all die vergoldeten Sachen von den Tischen und den Kaminsimsen, auch um Kleidung [...], eine Kiste voller Haushaltsporzellan, eine Lampe, ein Bündel Regenschirme und Spazierstöcke. Das alles hat Jahrzehnte gebraucht, um in das Haus zu kommen, sich in Schubladen und Kisten und Vitrinen und Truben niederzulassen, [...], und jetzt wird alles wieder hinausgetragen. Es ist das seltsame Auflösen einer Sammlung, eines Hauses, einer Familie. Es ist der Anblick, in dem etwas zerreißt, wenn große Dinge weggenommen und Familienbesitztümer, gekannt, gebraucht, geliebt, einfach Zeug werden.¹

So heißt es in Edmund de Waals Roman *Der Hase mit den Bernsteinagen*, in dem es um die nationalsozialistische Verfolgung und das Erbe einer wohlhabenden jüdischen Familie geht. Darüber hinaus handelt das Buch von dem zermürbenden Versuch herauszufinden, was nach dem Ende des NS-Regimes mit dem einstigen Besitz der Familie, der »arisiert« wurde, geschah. So zeichnet der Autor und Nachfahre der jüdischen Familie Ephrussi die dramatische Geschichte des Verlusts an Erinnerungen und Eigentum einer Familie nach. Das Fallbeispiel dieser Wiener Familie veranschaulicht die »Große Geschichte« anhand exemplarischer Einzelfälle ebenso eindrucklich wie der Roman *Landgericht* von Ursula Krechel, in dem es um Gerechtigkeit in der Nachkriegszeit für eine durch den Nationalsozialismus verfolgte jüdisch-christliche Familie geht.

Auch die hier vorzustellende Diplomarbeit mit dem Titel »Arisierung« und Entschädigung in St. Ingbert (eingereicht im Fach Historisch orientierte Kulturwissenschaften der Universität des Saarlandes) hatte sich – u. a. mithilfe quantitativer Analysen – die Darlegung und Sichtbarmachung der geschichtlichen Ereignisse während und nach der NS-Zeit in St. Ingbert anhand von exemplarischen Einzelfällen zum Ziel gesetzt. Die saarländische Mittelstadt hat sich u. a. deshalb als »Forschungsgegenstand« aufgetan, da die jüdische² Bevölkerung St. Ingberts zum Zeitpunkt der Volkszählung im

Jahr 1935 ca. 60 Personen umfaßte und somit ein überschaubares Forschungsfeld bot. Aus den umfangreichen Beständen des Landesarchivs Saarbrücken und des St. Ingberter Stadtarchivs wurde eine Auswahl von 57 Personen getroffen, bei denen es zum einen Hinweise darauf gab, daß diese um 1933/1935 in St. Ingbert lebten bzw. von dort emigrierten und von denen zum anderen genügend gesicherte Daten für eine zweckmäßige Auswertung vorlagen. Basis waren dabei in erster Linie sog. LEA-Akten, deren Bestand aus dem saarländischen Landesentschädigungsamt (LEA) stammt und ca. 11 000 Akten umfaßt. Zudem wurden u. a. Akten des Landratsamts St. Ingbert mit in die Analysen einbezogen. Insbesondere die LEA-Akten boten vielfältige Informationen zu den Entschädigungsverfahren, den -summen sowie den zeitlichen Abläufen. Prägnant urteilt darüber Michael Stephans, wenn er schreibt, daß »[b]estimmte Verfolgungstatbestände, die anderweitig nicht dokumentiert sind, [...] sich möglicherweise gar nur mit Hilfe der Entschädigungs- beziehungsweise Rückerstattungsakten aufklären«³ lassen.

Die Arbeit befaßte sich beim Thema Wiedergutmachung in erster Linie mit der Entschädigung, weniger mit der Rückerstattung. Im Unterschied zu den Rückerstattungs-gesetzen – die die Rückgabe feststellbarer Vermögenswerte wie Grund-, Immobilien- und Firmenbesitz oder Bankguthaben zur Aufgabe hatten – beschäftigten sich die Gesetze zur Entschädigung mit der Abgeltung immaterieller Schäden.⁴ Das Hauptaugenmerk im Bereich der Entschädigung lag in der Arbeit wiederum auf dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG), da dies das bedeutendste der gesetzlichen Entschädigungsbestimmungen darstellte und zugleich nach diesem Gesetz die meisten der ausgewerteten Anträge gestellt wurden. NS-Opfer konnten allerdings (auch infolge der früheren gesetzlichen Bestimmungen) bereits kurz nach Ende des Zweiten

Weltkriegs – auch im Saarland – Entschädigungsleistungen erhalten. Von 57 Personen, die in die Auswertung zur »Arisierung« aufgenommen wurden, gab es immerhin von 34 Personen (auswertbare) LEA-Akten.

Die jüdische Geschichte der saarländischen Mittelstadt hat keine jahrhundertealte Tradition, wie sie viele andere deutsche Orte aufweisen können. Erst 1811 zog mit dem Mehl- und Fruchthändler Mendel Beer der erste Jude nach St. Ingbert. Zunächst seien auf die Familie jedoch Anschläge verübt worden (von Brandstiftung ist die Rede), und wie vielerorts in dieser Zeit unterlagen die Juden diskriminierenden Bestimmungen, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet. In den folgenden Jahrzehnten aber konnte sich die jüdische Bevölkerung trotz der widrigen Umstände in der Stadt etablieren. Eines der Beispiele für die verhältnismäßig schnelle Integration und Wertschätzung der jüdischen Bevölkerung

ist die maßgebliche Beteiligung Josef Beers (einem Sohn Mendel Beers) an der Gründung des St. Ingberter Vorschußvereins im Jahr 1867 – einer Genossenschaft, die dem lokalen Wirtschaftsleben zugute kam und der Mendel Beer knapp 40 Jahre vorstand. Daneben spendeten jüdische Bürger Geld für die Armenvorsorge (Adolf Beer), ließen sich für Bezirks- und Stadtratswahlen aufstellen (Abraham Loeb, Wolfgang und Paul Kahn) und gründeten erfolgreiche Großunternehmen (z.B. die St. Ingberter Seifensiederei von Wolfgang Kahn). Daß die jüdische Minderheit gut in das St. Ingberter Stadtleben integriert und z. T. auch assimiliert war, zeigt neben der großen Anzahl an erfolgreichen Geschäftsmännern und einflußreichen Bürgern in Politik und Wirtschaft auch die Tatsache, daß es in St. Ingbert relativ viele interreligiöse Eheschließungen zwischen Protestanten und Juden gab.

Die Juden in St. Ingbert versuchten, ihre Gemeinde mit der feierlichen Eröffnung einer Synagoge und einer eigenen Schule zu institutionalisieren. Die 1860 eröffnete jüdische Schule mußte jedoch bereits 1882 infolge der geringen Anzahl an Schülern wieder geschlossen werden. 1919 unternahm man einen erneuten Versuch, den Schulbetrieb wieder aufzunehmen, der jedoch kurze Zeit später erneut aufgegeben werden mußte. Die Gemeinde verfügte seit 1888 zudem über einen kleinen Friedhof.⁵

In den 1870er und 1880er Jahren konnte sich die Bevölkerungszahl der jüdischen Minderheit in St. Ingbert bei ca. 70 Personen stabilisieren. Den Höhepunkt erreichte sie bei der Volkszählung 1927 mit 77 Personen, was in etwa 0,4 % der St. Ingberter Gesamtbevölkerung entsprach.⁶ Im Juni 1935 wurde die jüdische Wohnbevölkerung in der Stadt noch mit 61 Personen beziffert.⁷ Spätere Zahlen liegen nicht vor.



1933 war die NSDAP im Saarland nicht über den Status einer Kleinpartei hinausgekommen. Bei den Landesratswahlen erhielt sie einen Stimmenanteil von 6,7 %. In St. Ingbert erreichte sie sogar lediglich 4,6 %. Mit der Übertragung der Macht an die Nationalsozialisten im Deutschen Reich änderte sich die Stimmung im Saargebiet. Ab diesem Zeitpunkt fanden sich auch dort vielerorts Fahnen, Führerportraits, Hakenkreuzbanner u. Ä. sowie Propaganda-Plakate des NS-Regimes.⁸

Am 3. Dezember 1934 wurde das sog. Abkommen von Rom unterzeichnet. Es handelt sich dabei um ein Abkommen zwischen der Regierung des Deutschen Reichs und dem Völkerbund, das u. a. besagte, daß bis zum Auslaufen des Vertrages am 29. Februar 1936 im Saarland keine Verfolgungen aus »rassischen«, politischen, religiösen oder sprachlichen Gründen erfolgen durfte, daß – im Gegensatz zu den reichsdeutschen Gebieten – jeder emigrieren konnte, ohne die »Reichsfluchtsteuer« zahlen zu müssen.⁹ Die Bestimmungen des Römischen Vertrags wurden jedoch bei weitem nicht immer eingehalten.

Am 13. Januar 1935 fand die Saarabstimmung statt, bei der saarlandweit 90,8 % für den Anschluß an das Deutsche Reich stimmten.¹⁰ Mit 89,4 % lag die Stadt St. Ingbert leicht unter dem Durchschnitt.¹¹ Nach der Abstimmung und der damit verbundenen nationalsozialistischen Machtdemonstration flüchteten sich nicht nur Anhänger des Status quo und Linke ins Exil, sondern auch viele jüdische Bürger.¹²

Obwohl das Saarland bis zur Saarabstimmung unter Völkerbundverwaltung stand und dank des Garantieabkommens die Nürnberger Gesetze dort erst im März 1936 für gültig erklärt wurden,¹³ beschreibt u. a. Klaus-Dieter Aliche, daß im Saargebiet bereits vor der »Rückgliederung« 1935 antisemitische Kampagnen vermehrt Unterstützung erhielten. Auch Dieter Wolfanger bestätigt u. a. für das Saarland die Existenz von Repressalien bereits vor der »Rückgliederung« in Form von »alltäglichen Boykottmaßnahmen, antisemitischen Hetzkampagnen und Beschimpfungen«.¹⁴ Und schließlich stellt auch Marx in seiner Arbeit dar, daß die saarländischen NS-Anhänger der jüdischen Bevölkerung seit Januar 1933 durch Terrorakte zusetzten, die sich bis 1935 fortwährend verschärften. Dabei hatten jüdische Berufstätige in außergewöhnlichem

Maße unter dem NS-Terror zu leiden: Plakate forderten in vielen Orten des Saarlandes die Menschen u. a. zum Boykott jüdischer Arzt- und Anwaltspraxen und Geschäfte auf.¹⁵ Zahlreiche Hinweise, daß Boykotte etc. bereits vor 1935 einsetzten, gab es auch in St. Ingbert. So erläuterten in den Akten u. a. Hugo Stein und Bronia Barichella, geborene Singer, ihr Schicksal.

Bronia Barichella (LEA 7088 und 7126), deren Religionszugehörigkeit nicht geklärt werden konnte, wurde – da ihr Vater Jude war – mindestens als »Halbjüdin« von den Nazis verfolgt. Die Inhaberin eines Schuhgeschäfts äußerte sich zu den Geschehnissen in den ersten Jahren der NS-Zeit in St. Ingbert: Seit 1935 habe man erhebliche Einkommensverluste zu verzeichnen gehabt. »Die Nazis liessen die Käufer nicht ins Geschäft, fotografierten sie und drohten Ihnen. Der Besitzer setzte mich und meine Familie 1936 auf die Strasse, eine Italienerin vermietete mir [dann] in einer kleinen Gasse ein Geschäft, welches die Gestapo 1939 zumachte«. Auch der Kaufmann bzw. Handelsvertreter Hugo Stein (LEA 5041) berichtet von beruflichen Diskriminierungen vor und während der NS-Zeit: Er habe seit »Hitlers Machtantritt« – also bereits bevor das Saargebiet wieder an Deutschland angegliedert wurde – keinen Lebensunterhalt mehr verdienen können, denn »gute [und] treue Kundschaft, die ich 12 Jahre lang besucht habe, musste ich aufgeben«. Nähere Gründe gab er hierzu nicht an. Weiter schrieb er, bei der »fluchtartige[n] Abreise aus St. Ingbert im Febr. 1935 [...] waren wir gezwungen, den grössten [...] wertvollsten Teil unserer Einrichtung zu verschleudern«. Basis für die Hetze gegen die jüdische Bevölkerung in St. Ingbert war u. a. die dort 1930 ins Leben gerufene NSDAP-Ortsgruppe.¹⁶

Einen traurigen Höhepunkt der Verfolgung der saarländischen Juden stellte sicherlich der Novemberpogrom 1938 dar, bei dem vierzehn saarländische Synagogen verwüstet oder niedergebrannt wurden.¹⁷ Die St. Ingberter Synagoge blieb vom Novemberpogrom allerdings verschont, da sie bereits 1936 für 16 500 RM an die Stadtgemeinde St. Ingbert verkauft worden war (LEA 5539). Im Gegensatz zum Synagogengebäude wurde der jüdische Friedhof in St. Ingbert von den NS-Gewalttaten nicht verschont: Er wurde 1942 von den Nazis eingeebnet. Aliche zufolge kam es infolge des

Novemberpogroms 1938 in St. Ingbert zu keinerlei Gewaltausschreitungen gegenüber der jüdischen Minderheit. Er weist aber darauf hin, daß auch hier einzelne jüdische Bewohner in Haft genommen wurden;¹⁸ so z. B. Ernst Fleischmann (LEA 6172, 13822 und 13823), der von Mitte November bis Mitte Dezember 1938 im KZ Dachau inhaftiert war.

Die deutliche Mehrheit der St. Ingberter Juden (ca. 80 %) flüchtete während der NS-Zeit ins Ausland. Im prozentualen Vergleich mit dem Saarland stellt dies einen um rund 10 % niedrigeren Wert dar, im Vergleich zum Deutschen Reich einen um ca. 30 % höheren. Die Emigration der St. Ingberter Juden erfolgte aufgrund der saarlandweit geltenden Römischen Verträge v. a. im Jahr 1935. Nach Benz wanderten insgesamt ca. 265 000 Juden aus dem Deutschen Reich aus. Die Mehrheit tat dies v. a. im Jahr 1939 (29 %) und darüber hinaus eine größere Prozentzahl jeweils in den Jahren 1933 und 1938 (je 14 %).¹⁹ Die Emigration der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich steht damit in einem starken Gegensatz zur Emigration der St. Ingberter Juden. Als bevorzugte Emigrationsländer konnten anhand der vorhandenen Akten Frankreich und die USA ermittelt werden – in Übereinstimmung mit den Emigrationsländern saarlandweit und wiederum im Gegensatz zur reichsweiten Emigration.

Ein tragisches Beispiel für das Schicksal der St. Ingberter Juden stellt der Fall der emigrierten Familie Loeb (LEA 7393 und 8412) dar: Die siebenköpfige Familie wohnte in einer Villa mit großem Garten, Hausmagd und Kindermädchen in der Wilhelmstraße 5 (heute: Wittemannstraße) in einem der besten Wohnviertel St. Ingberts. Der Familienvater arbeitete als Kaufmann bzw. selbstständiger Provisionsvertreter und hatte einen Großvertrieb u. a. von Hausratsartikeln.

Ende November 1932 mußte der Vater Bruno Loeb seine Vertretertätigkeit aufgeben. Die Familie emigrierte gut zwei Jahre später nach Belgien – zunächst nach Spa, dann nach Malmedy, im Jahr 1939 (nach Kriegsausbruch und der somit bevorstehenden Invasion der Deutschen) nach Nieuwpoort in der Region Flandern. Ebendort wurde die Familie in der Folge von den Nationalsozialisten aus ihrer Wohnung ausgewiesen und mußte unter Zurücklassung der Wohnungseinrichtung und anderem Eigentum nach Brüssel fliehen. Dort

lebte die Familie bis zur Festnahme der ältesten Tochter Ruth im Juli 1942; sie wurde zur Zwangsarbeit eingezogen. Nach diesem Vorfall lösten die Eltern den gemeinsamen Wohnsitz auf und versteckten ihre Kinder bei befreundeten belgischen Familien. Die Eltern lebten unter falschem Namen, um so einer drohenden Deportation zu entgehen – ohne Erfolg. Bruno Loeb wurde am 27. August 1943 in Schaerbeek, in der Nähe von Brüssel, verhaftet. Er wurde daraufhin am 20. September 1943 zusammen mit seiner Frau und der jüngsten Tochter Inge vom SS-Sammellager Mechelen aus nach Auschwitz deportiert. Ihre Tochter Ruth Loeb traf dieses Schicksal bereits ein knappes Jahr zuvor – kurz nach ihrer Festnahme im August 1942. Sie starb am 1. September 1942 in Auschwitz; das genaue Todesdatum der Eltern und ihrer Schwester ist nicht bekannt. Die drei weiteren Kinder Hedy, Jeanine und Joe Loeb überlebten den Holocaust im US-amerikanischen Ausland. Die Umstände, unter denen sie von Belgien aus dort hingenommen, konnten aufgrund der vorhandenen Quellenlage nicht ermittelt werden. Gerade das tragische Schicksal der Familie Loeb zeigt, daß eine frühzeitige Emigration (hier im Jahr 1935) nicht immer für alle Familienmitglieder die sichere Rettung bedeutete.

Mindestens 16 St. Ingberter Juden überlebten den Nationalsozialismus nicht. Die meisten anderen hatten es vermutlich ins rettende Ausland geschafft. Nur vier Personen, die als Juden verfolgt wurden, lebten nach 1945 noch in St. Ingbert: Karl Heynemann, Eva Röchling, Dr. Ernst Schott und die Ehefrau von Ludwig Schumann, deren Vorname nicht ermittelt werden konnte.²⁰ Es handelt sich somit bei allen um Personen, die in »Mischehen« lebten und aus diesem Grund von der nationalsozialistischen Verfolgung in geringerem Maße betroffen waren. Alle anderen Juden, die ehemals in St. Ingbert gewohnt und den Holocaust überlebt hatten, verblieben auch nach 1945 dauerhaft im Ausland – und kamen in den meisten Fällen nie mehr nach Deutschland zurück. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren infolge der nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen alle jüdischen Geschäfte und Firmen in St. Ingbert, da sie auf unterschiedlichste Weise »arisiert« worden waren, nicht mehr existent. Die Synagoge war verkauft, der Friedhof eingeebnet.

Die sog. Wiedergutmachung, die nach 1945 durch die Bundesrepublik erfolgte, war ein Lernprozeß, der sich fast parallel zum Wandel im Umgang mit der nationalsozialistischen Geschichte in Deutschland entwickelte. Einzelne Bundesländer erließen, noch bevor die BRD gegründet wurde, erste Entschädigungsgesetze für Opfer des Nationalsozialismus. Allen erfolgten gesetzlichen Regelungen war gemein, daß die potentiellen Anerkennungsgründe in politische, »rassische« und religiöse Verfolgung kanonisiert wurden. Auf Druck der westlichen Alliierten wurde vom deutschen Bundestag 1953 das Bundesergänzungsgesetz (BErgG) verabschiedet, welches – wie der Name bereits vermuten läßt – zur Ergänzung der bestehenden Gesetze der einzelnen Länder bestimmt war. Infolge der Mangelhaftigkeit des BErgG trat am 29. Juni 1956 das Bundesentschädigungsgesetz rückwirkend zum 1. Oktober 1953 in Kraft.²¹

Nach Angaben des Bundesfinanzministeriums beliefen sich die Gesamtkosten der »Wiedergutmachung« bis zum Jahr 2011 auf ca. 69 Milliarden Euro. Rund 66 Milliarden davon erhielten NS-Opfer als individuelle Entschädigung. Somit stellt die »Wiedergutmachung« der durch den Nationalsozialismus verursachten Schäden das bislang größte Entschädigungsverfahren der Menschheitsgeschichte dar. Dennoch muß im gleichen Atemzug gesagt werden, daß die meisten NS-Verfolgten überhaupt keine oder nur sehr verspätete Entschädigungsleistungen erhalten haben.²²

Im Zeitraum von 1953 bis 1987 wurden 4,4 Millionen Anträge im Rahmen des Bundesergänzungsgesetzes (BErgG), des Bundesentschädigungsgesetzes (BEG) sowie des BEG-Schlußgesetzes gestellt. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß laut BEG für jede Schadensart ein eigener Antrag gestellt werden mußte, ein Antragsteller somit mehrere – bis zu zehn – Anträge gestellt haben konnte.²³ Von diesen knapp viereinhalb Millionen gestellten Anträgen bewilligten die Behörden entsprechend des BEG rund 46 % der Anträge, abgelehnt wurden ca. 28 % und etwas mehr als 25 % wurden zurückgezogen bzw. deren Bearbeitung eingestellt.²⁴ Nicht vergessen werden dürfen dabei die Opfer des NS-Regimes, die aus eigener Überzeugung heraus eine ihnen als Anspruchsberechtigten mögliche »Wiedergutmachung« ganz bewußt

ablehnten, indem sie keine Rückerstattungs- oder Entschädigungsanträge stellten.²⁵

Der Zeitraum der Entschädigungsverfahren – von der Antragstellung über die Schadensfeststellung durch die amtlichen Behörden, das Veranschlagen einer Entschädigungsleistung, möglicherweise das Durchlaufen gerichtlicher Instanzen und Verfahren bis dann schließlich die Auszahlung der Entschädigungsleistung erfolgte – war z. T. so lange, daß viele Opfer des Nationalsozialismus die Auszahlung ihrer Entschädigungsleistungen nicht mehr erlebten. Hinzu kam die Tatsache, daß sich die Opfer infolge des Verfahrens immer wieder mit ihrer erlittenen Verfolgung und dem Verlust von Angehörigen und Freunden sowie Besitztum beschäftigen mußten, was eine enorme persönliche Belastungen bedeuten konnte. Dennoch hält Winstel fest, daß die »Wiedergutmachung« für die NS-Opfer dem Vermögensraub, der gesellschaftlichen Verdrängung und schließlich auch dem Verlust von Menschenleben etwas entgegensetzen vermochte. Die Tatsache, daß die »Wiedergutmachung« für viele Opfer eine der wenigen Möglichkeiten darstellte, um über das erlittene Unrecht zu sprechen, war in ihrer Wirkung nicht zu verkennen. Wichtig war für viele Verfolgte auch, daß sie nicht pauschal entschädigt wurden, sondern für sie individuell das erfahrene Unrecht von einer amtlichen Behörde oder einem Gericht in Deutschland dokumentiert wurde. Die »Sichtbarmachung der Wiederherstellung von Recht« war zudem ein zumindest teilweise befriedigendes Ergebnis der »Wiedergutmachung« für die Opfer. Dennoch darf nicht über die für viele Betroffene quälende und retraumatisierende Prozedur der »Wiedergutmachungsbürokratie« hinweggesehen werden.²⁶

Entschädigungsanträge durch die jüdischen Holocaust-Überlebenden aus St. Ingbert wurden in erster Linie nach dem Bundesentschädigungsgesetz gestellt. Nach Schadensklassen betrachtet, stellten Schäden auf wirtschaftlichem Gebiet (wie z. B. Schäden im beruflichen Fortkommen oder Vermögensschäden) die Mehrheit dar, was sich mit der Tatsache in Verbindung bringen läßt, daß die meisten Juden aus St. Ingbert emigrierten und somit zumeist eher Schäden wirtschaftlicher als physisch-psychischer Art erleiden mußten.

Die Zeiträume der einzelnen Entschädigungsverfahren umfaßten im Durchschnitt –



gerechnet vom ersten Antrag bis zum letzten Bescheid – neun Jahre. Allerdings wurden auch Verfahrensdauern von bis zu 19 Jahren ermittelt. Rechnet man vom Ende der NS-Zeit 1945 – gesehen auch als Ende der Verfolgungszeit –, bis zu den letzten Bescheiden, so ergibt sich eine durchschnittliche Dauer von knapp 21 Jahren. Diese lange Bearbeitungszeit ist nur schwer zu rechtfertigen und verlangte den Opfern gewiß große Nachsicht ab, in einem Verfahren, das eigentlich zu ihrem Vorteil sein sollte.

Innerhalb dieses Zeitraums waren die Entschädigungsverfahren oft durch eine Unzahl von Bescheiden – und davon nicht selten mehreren Ablehnungen – gekennzeichnet. Überhaupt keine Ablehnungen erhielten 14 Personen (41 %), d. h. alle Ansprüche, die gestellt wurden, wurden auch anerkannt und mit einer Entschädigungsleistung bedacht. Dies ist insgesamt ein recht positives Ergebnis, wenn man die Kritik am »Wiedergutmachungssystem« in der Bundesrepublik betrachtet. Aber es muß eben auch festgehalten werden, daß es in 59 % der Fälle mindestens eine Ablehnung gab. Diese konnte beispielsweise für einen Antrag der Fall gewesen sein, der aus Unwissenheit falsch oder vorsorglich mehrfach gestellt wurde. Es gab allerdings auch Opfer und/oder

Hinterbliebene, die in Form eines Bescheids die Abweisung einer Vielzahl von Ansprüchen erhielten; so beispielsweise die Familie von Willy Nathan (LEA 5227), der höchst wahrscheinlich im KZ Majdanek starb. Die Familie erhielt im Jahr 1967 für ihn folgende Ablehnungen in einem Bescheid: für einen Schaden an Leben, einen Schaden an Körper oder Gesundheit, einen Schaden an Freiheit, einen Schaden an Eigentum, einen Schaden an Vermögen, einen Schaden durch Zahlung von Sonderabgaben, Geldstrafen, Bußen und Kosten sowie einen Schaden im wirtschaftlichen Fortkommen. Anerkannt wurden in diesem Fall in den Jahren 1958 bis 1967 ein Freiheitschaden und ein Ausbildungsschaden.

Die Entschädigungsleistungen wurden in erster Linie in Form von einmaligen Kapitalentschädigungen und weniger in Form von wiederkehrenden Rentenleistungen ausbezahlt. Die langwierigen und juristisch komplizierten Verfahren wurden dabei in der Regel anwaltlich betreut. Berücksichtigt man lediglich die einmaligen Kapitalleistungen, keine Rentenzahlungen oder ähnliche Entschädigungsleistungen, so ist festzustellen, daß die Verfolgten im Durchschnitt (bei 33 Personen, die Leistungen erhalten haben) rund 20915 DM Entschädigung in Einmalleistungen aus-

gezahlt bekamen. Insgesamt wurden für die 33 Personen 690 192,34 DM an Einmalzahlungen geleistet. Mehr als drei Viertel der Personen erhielten weniger als 20 000 DM an Entschädigung; nur 12 % erhielten mehr als 60 000 DM in Form einer einmaligen Geldleistung.

Interessant bei der Bewertung der Entschädigungsverfahren war u. a. der Fall der Familie Singer. Zwei Akten waren im Bestand des saarländischen Landesarchivs zu finden: Die Akte der Tochter, Bronia Barichella, geborene Singer (LEA 7126) und eine Akte der Kinder nach dem Vater Kalman Singer (LEA 7088). Die drei Kinder Charlotte, Bronia und Benjamin, die die NS-Zeit überlebt hatten, stellten gemeinsam Anträge nach dem Vater. Dieser war durch einen Beschluß im Jahr 1965 mit dem Datum vom 31. Dezember 1944 für tot erklärt worden. Im Rahmen des BEG wurden nach dem Vater folgende beiden Anträge nach Schadensklassen gestellt: ein Antrag für den Schaden an Eigentum und Schaden an Vermögen sowie ein Antrag für Schaden im beruflichen Fortkommen.

Wiederkehrende Entschädigungsleistungen nach dem BEG erhielt Familie Singer für die Schäden des Vaters – der nach seiner Deportation nach Polen im Jahr 1938 als vermißt galt und wahrscheinlich dort erschossen worden war – nicht, es liegen aber zahlreiche Bescheide zu einmaligen BEG-Leistungen vor: Insgesamt sechs Bescheide gab es – im Zeitraum von 1964 bis 1970. Insgesamt wurden 5 646 DM an die Erbgemeinschaft der drei Kinder ausbezahlt. Ein Bescheid vom 29. Juli 1969 wies zudem eine Klageabweisung bzgl. des Schadens an wirtschaftlichem Fortkommen aus und der letzte Bescheid – datiert auf den 22. Mai 1970 – gibt an, daß der Schaden an Leben abgelehnt wurde.

Im Rahmen des BEG hatte Bronia Barichella einen Schaden im beruflichen Fortkommen sowie einen Schaden an Eigentum, Vermögen und durch die Zahlung von Sonderabgaben etc. angemeldet. Insgesamt erhielt die Tochter in einem Zeitraum von gut drei Jahren fünf Bescheide: Der erste, der einen Wirtschaftschaden behandelte, übermittelte 1964 eine Ablehnung. Der letzte Bescheid über einen Schaden an Körper oder Gesundheit lehnte die Ansprüche der Tochter ebenfalls ab. Die restlichen Bescheide waren positiv für die An-

tragstellerin: Sie erhielt 1964 einen Bescheid über einen Schaden an Vermögen über 1743 DM, und 1966 per Vergleich 40 000 DM für einen Berufsschaden. Schließlich wurden ihr für einen Freiheitsschaden 1966 3150 DM überwiesen. Somit erhielt sie insgesamt 44 893 DM.

Die beiden Entschädigungsverfahren von Familie Singer sind Beispiele für die lange Dauer der »Wiedergutmachungspraxis«: Das Verfahren von Bronia Barichella zog sich vom ersten registrierten Antrag bis zum letzten Bescheid über siebzehn Jahre hin (von 1950 bis 1967), jenes nach dem Vater der Familie zwölf Jahre (von 1958 bis 1970). Dies stellt im Vergleich zum Durchschnitt, der für St. Ingbert errechnet wurde (neun Jahre) eine überaus lange Zeitspanne dar. Das zermürbende Verfahren der »Wiedergutmachung« kann hierbei im Rahmen der Arbeit für die St. Ingberter NS-Opfer nur angedeutet werden. Zudem wurden in diesem Fall – wie so oft – die wirtschaftlichen Schäden höher entschädigt als Schäden physischer Art: Bronia Barichella erhielt als finanziell Geschädigte insgesamt wesentlich mehr Entschädigungszahlungen (44 893 DM) als die Kinder für die Schäden ihres Vaters (5 646 DM).

Bedenkt man die weitgreifenden Schädigungen, die die jüdische Bevölkerung während der Zeit des Nationalsozialismus erlitten hat, seien sie wirtschaftlicher oder physisch-psychischer Art, so muß man feststellen, daß diese Schäden und die damit auch nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft verbundenen Schicksale im eigentlichen Sinne nie »wieder gut gemacht« werden konnten bzw. können. Die Deportation oder Inhaftierung in einem Konzentrationslager sowie die Ermordung eines Menschen sind Ereignisse, angesichts derer die Möglichkeit einer »Wiedergutmachung« grundsätzlich infrage gestellt werden muß. Wenn man dann bedenkt, daß die Opfer im Rahmen des BEG für einen Tag Haft fünf DM bekommen hatten (§ 45 BEG),²⁷ zeugt dies von mangelndem Verständnis, wenn nicht von einer völligen Verkenntung der Schicksale der NS-Opfer. Am ehesten läßt sich von »Wiedergutmachung« noch im Bereich der Kompensation wirtschaftlicher Schäden sprechen, bei der mit Blick auf die erfolgten Zahlungen von einer

Entschädigung im eigentlichen Wortsinn gesprochen werden kann.

Eine allzu negative Sicht auf die »Wiedergutmachung« greift jedoch zu kurz. Orientiert man sich bei der Beurteilung an Winstel, so muß zudem darauf verwiesen werden, daß die Opfer des NS-Regimes im Rahmen der »Wiedergutmachung« auf der einen Seite eine Möglichkeit zum Ausdruck ihres erlittenen Unrechts hatten und auf der anderen Seite durch die gesetzlich basierte »Wiedergutmachungspraxis« die »Wiederherstellung von Recht«²⁸ erfahren konnten. Ein zweiter Einwand gegen eine pauschalisierende Verurteilung der Entschädigungspraxis ist die Tatsache, daß die finanzielle Komponente der Entschädigungsleistungen mit Sicherheit nicht zu unterschätzen ist: Gerade die Emigranten, die in einem fremden Land versuchen mußten, sich eine neue Existenz aufzubauen, dürften die Entschädigungsleistungen in manchen Fällen sicherlich bei der Linderung der größten Not, in anderen Fällen vielleicht sogar beim Aufbau einer neuen Existenz in materieller Hinsicht unterstützt haben. Eine abschließende Beurteilung der Entschädigungspraxis ist an dieser Stelle schwer möglich.

Daß hinter der »Wiedergutmachungspraxis« reine Schikane steckte, konnte durch die Quellenanalyse der vorliegenden Arbeit nicht verifiziert werden²⁹ – wenngleich nicht ausgeschlossen werden konnte, daß den Opfern in Einzelfällen durchaus schikanöses Verhalten entgegengebracht wurde. Um Opfer zu demütigen oder zu zermürben, waren Schikanen allerdings oft gar nicht nötig. Denn an vielen Stellen war das System der »Wiedergutmachung« an sich unbefriedigend, wenn man die Einteilung in Schadensklassen, die hohe Beweispflicht, die u. a. der Bürokratie geschuldete lange Verfahrensdauer, die z. T. gesetzte Maximalhöhe an Entschädigungsleistungen uvm. bedenkt.

Heute erinnert nicht mehr viel an das jüdische Leben in St. Ingbert. Von den ehemaligen Geschäften der Stadt, die in jüdischem Besitz waren, existiert keines mehr. Die ehemalige Synagoge wurde nach 1945, veranlaßt durch die Besatzungsbehörden, restauriert, so daß wieder Gottesdienste darin stattfinden konnten, die in erster Linie von jüdischen US-Soldaten besucht wurden. 1950 kaufte die protestantische Kirchengemeinde das Gebäude,

um es in der Folge als Jugendheim zu nutzen. Von 2001 bis 2003 fand eine erneute grundlegende Sanierung statt. Ein Mosaik an der Fassade des Gebäudes erinnert mit einem Bibelvers an das Schicksal der ehemaligen jüdischen Gemeinde. Auf dem Friedhof, der nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wiederhergestellt wurde, errichteten die Stadtgemeinde St. Ingbert und die Synagogengemeinde Saar 1951 einen Gedenkstein. Den meisten St. Ingbertern dürfte heute wohl gar nicht mehr bewußt sein, daß es in ihrer Stadt einmal eine florierende jüdische Gemeinde gab.

Im August 2014 wurden an verschiedenen Stellen der St. Ingberter Innenstadt *Stolpersteine* verlegt. Die Auswahl der Personen, für die ein Stolperstein verlegt wurde, geschah u. a. auf Basis der Erkenntnisse dieser Arbeit. Aller Voraussicht nach werden hier in den kommenden Jahren weitere Stolpersteinverlegungen erfolgen – damit die Existenz des jüdischen Lebens in St. Ingbert nicht in Vergessenheit gerät.

Anmerkungen

- 1 Edmund de Waal, *Der Hase mit den Bernstein-Augen*, München 2013, S. 253.
- 2 Wenn es im Folgenden um Juden bzw. jüdische Verfolgte geht, kann es sich dabei um verschiedene Personengruppen handeln: Zunächst selbstverständlich um Individuen, die der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten und die jüdische Religion auch praktizierten; daneben aber auch um Personen, die zwar nicht konvertierten, aber dennoch ihre jüdische Religion nicht auslebten und schließlich auch um Personen, die lediglich nach dem Rasseverständnis der Nationalsozialisten als »Juden« galten.
- 3 Michael Stephan, »Arisierung« und »Wiedergutmachung«. Die Aktenüberlieferung in den staatlichen Archiven Bayerns, in: *Entehrt. Ausgeplündert. Arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden*, hrsg. von der Koordinierungsstelle für Kulturverluste Magdeburg, Magdeburg 2005, S. 107–130, hier: S. 120–127.
- 4 Ebd., S. 120.
- 5 Christoph Nimsger und Eva Zutter, *Juden in St. Ingbert. Dokumentation*, St. Ingbert ³1997, S. 34–43.
- 6 Ebd., S. 11–43.

- 7 Werner Knopp, *Statistische Materialien zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung*, in: *Dokumentation zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Rheinland-Pfalz und im Saarland von 1800 bis 1945*, hrsg. von der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz/Landesarchiv Saarbrücken Bd. 5, Koblenz 1975, S. 9–167, hier: S. 159–163.
- 8 Wolfgang Behringer und Gabriele Clemens, *Geschichte des Saarlandes*, München 2009, S. 100, und Gerhard Paul, »Deutsche Mutter – beim zu dir!« oder warum es mißlang, Hitler an der Saar zu schlagen. *Der Saarkampf 1933–1935*, Kassel 1984, S. 151.
- 9 Anne Gemeinhardt, *Der Wiederaufbau jüdischen Lebens im Saarland 1945–1955*, in: *Last aus tausend Jahren. NS-Vergangenheit und demokratischer Aufbruch im Saarstaat*, hrsg. von Ludwig Linsmayer und Peter Wettmann-Jungblut, Saarbrücken 2013, S. 112–159, hier: S. 115.
- 10 Wolfgang Behringer und Gabriele Clemens, *Geschichte des Saarlandes*, S. 102.
- 11 Christoph Nimsger und Eva Zutter, *Juden in St. Ingbert*, S. 141.
- 12 Wolfgang Behringer und Gabriele Clemens, *Geschichte des Saarlandes*, S. 102f.
- 13 Ebd., S. 104.
- 14 Dieter Wolfanger, *Das Schicksal der saarländischen Juden unter der NS-Herrschaft*, St. Ingbert 1992, S. 6f.
- 15 Albert Marx, *Die Geschichte der Juden im Saarland. Vom Ancien Régime bis zum Zweiten Weltkrieg*, Saarbrücken 1992, S. 176.
- 16 Klaus-Dieter Aliche, *Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum*, Gütersloh 2008, Bd. 3, S. 3881.
- 17 Dieter Wolfanger, *Das Schicksal der saarländischen Juden unter der NS-Herrschaft*, S. 8.
- 18 Klaus-Dieter Aliche, *Lexikon der jüdischen Gemeinden*, Bd. 3, S. 3881 f.
- 19 *Die Juden in Deutschland 1933–1945*, hrsg. von Wolfgang Benz, München 1996, S. 738.
- 20 Heynemann (LRA.IGB 6173, LEA 592 und 596), Röchling (LRA.IGB 6121, 6202, 6328 und 6331), Schott (LRA.IGB 76, 78, 6203 und 6328) und Schumann (LRA.IGB 6122).
- 21 José Brunner, Norbert Frei und Constantin Goshler, *Komplizierte Lernprozesse. Zur Geschichte und Aktualität der Wiedergutmachung*, in: *Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel*, hrsg. von Norbert Frei u. a., Bonn 2010, S. 9–47, hier: S. 23–40.
- 22 Ebd., S. 13f. und Edward Kossoy, *Deutsche Wiedergutmachung aus israelischer Sicht. Geschichte, Auswirkung, Gesetzgebung und Rechtsprechung*, Köln 1970, S. 232–238.
- 23 José Brunner, Norbert Frei und Constantin Goshler, *Komplizierte Lernprozesse*, S. 14, und Bundesministerium der Finanzen, *Entschädigung von NS-Unrech. Regelungen zur Wiedergutmachung*, http://www.bundesfinanzministerium.de/Content/DE/Downloads/Broschueren_Bestellservice/2012-11-08-entschaedigung-ns-unrech.pdf?__blob=publicationFile&v=2, S. 30.
- 24 Ebd.
- 25 Tobias Winstel, *Verhandelte Gerechtigkeit. Rückerstattung und Entschädigung für jüdische NS-Opfer in Bayern und Westdeutschland*, München 2006, S. 392, und Bundesministerium der Finanzen, *Entschädigung von NS-Unrech.*, S. 29–32.
- 26 Tobias Winstel, *Verhandelte Gerechtigkeit*, S. 392f.
- 27 José Brunner, Norbert Frei und Constantin Goshler, *Komplizierte Lernprozesse*, S. 27. Für einen vollen Monat Konzentrationslagerhaft bekam ein Verfolgter 150 DM, was im Umkehrschluß bedeutete, daß eine Person, die z. B. »nur« 20 Tage in Haft war, hierfür keine Entschädigung erhielt (§ 48 BEG).
- 28 Tobias Winstel, *Verhandelte Gerechtigkeit*, S. 392f.
- 29 Ein abschließendes Urteil zur Wiedergutmachungspraxis für die jüdischen NS-Opfer aus St. Ingbert mit Blick auf die Frage nach Schikanen, ist auch aus dem Grund schwierig, da die Akten in den meisten Fällen eine sehr nüchterne Behördensprache an den Tag legen. Beschwerdebriefe o. Ä., die die Meinung der Opfer zur saarländischen und später dann bundesweiten Wiedergutmachungspraxis hätten näher beleuchten können, fanden sich bis auf sehr wenige (nicht repräsentativ auszuwertende) Ausnahmen nicht.

Abstimmungskampf

Von Schlomo Rülff

Nun muß ich mich der Volksabstimmung zuwenden, die auf den 13. Januar 1935 festgesetzt war und schon während des ganzen Jahres 1934 die Saarländer in ein Fieber erbitterten Wahlkampfes versetzte. Drei Fragen standen zur Entscheidung: Soll das Saargebiet an Deutschland fallen, soll es französisch werden oder soll es ein Staat für sich bleiben (Status quo)? Abstimmungsberechtigt war jedermann, vom zwanzigsten Lebensjahr an, der wick im Jahre 1921 im Saargebiet befunden hatte, ganz gleich, zu welcher Nation er gehörte. Daher kam sogar eine Japanerin, die zufällig 1921 im Saargebiet saß, von Japan hergereist, um abzustimmen, während zum Beispiel ich kein Stimmrecht hatte, weil ich 1921 noch in Breslau studiert hatte. Die endgültige Entscheidung über die Zukunft des Saargebietes hatte der Völkerbund auf Grund des Abstimmungsergebnisses zu treffen.

Die französische Kombination hatte keinerlei Aussichten. Außer den paar französischen Bergwerks- und Zollbeamten war niemand dafür. Denn schließlich sprach man an der Saar deutsch und gehörte zum deutschen Kulturkreis. Auch die Juden in ihrer Mehrheit waren nicht für den Anschluß an Frankreich.

Dagegen hatte der Status quo manche Chancen. Nicht nur die Juden, auch die Sozialdemokraten und Kommunisten und, wie es anfangs schien, ein großer Teil der Katholiken waren nicht geneigt, sich von Hitler regieren zu lassen. Die Saarländer erfuhren mehr als die übrigen Deutschen von den Greueltaten, die im Dritten Reiche geschahen, und viele reagierten darauf mit dem natürlichen Gefühl des Abscheus.

Ein unabhängiger Saarstaat – natürlich dann nicht mehr kommissarisch vom Völkerbund, sondern von parlamentarisch gewählten Saarländern regiert – hatte auch wirtschaftlich die besten Aussichten. Denn die Saarkohle war auf die französischen Erze angewiesen, und die Hüttenwerke arbeiteten mit Frankreich rentabler als mit Deutschland. So schien noch im

Frühjahr 1934 der Gedanke des Status quo keine schlechten Chancen zu haben.

Aber dann setzte die Propaganda der »Deutschen Front« ein, von Goebbels mit satanischer Meisterschaft dirigiert und mit unbeschränkten Geldmitteln ausgestattet. Zunächst beschränkte sie sich auf ein biederer Liebeswerben. »Deutsch ist die Saar«, sie ist nur künstlich durch den Versailler Vertrag vom deutschen Vaterland abgetrennt worden und gehört zu Deutschland zurück, einerlei, welches Regime dort herrscht. Der Großindustrielle Röchling, Besitzer der Völklinger Hütte, behauptete sogar kühn, er würde auch dann für Deutschland stimmen, wenn dort die Regierung kommunistisch wäre.

Ganz besonders bemühte sich die Deutsche Front um die Katholiken, die einen Horror vor der heidnischen Ideologie der Nationalsozialisten hatten. Führende Katholiken Deutschlands wurden vorgeschickt, die versichern mußten, es ginge der Heiligen Kirche im Dritten Reiche so gut wie noch nie. Die Bischöfe freilich verhielten sich sehr zurückhaltend. Sie gaben den Pfarrern Anweisung, den Gläubigen zu sagen, jeder solle sich nach seinem christlichen Gewissen entscheiden. So blieben also die Katholiken bis kurz vor der Abstimmung ohne klare Direktiven seitens der Kirche. Viele begegneten der Deutschen Front mit unverhohlenem Mißtrauen. Der oberste katholische Pfarrer in Saarbrücken führte sogar eine recht offene Sprache. Zu mir sagte er – am Telefon – wie folgt: »Jetzt werdet ihr Juden in Deutschland verfolgt, dann kommen wir Katholiken an die Reihe.« Aber die Deutsche Front überhörte die unfreundlichen Stimmen aus dem katholischen Lager und zeigte noch nicht ihr wahres Gesicht. Sie blieb sentimental, appellierte an das »deutsche Gemüt« und betonte, daß gegenüber der großen nationalen Idee alle konfessionellen Gegensätze verstummen müßten. Katholiken und Protestanten gehören in gleicher Weise in die Deutsche Front – so wurde Tag für Tag proklamiert. »Und was ist

mit den Juden«, fragten manche. Wenn die Deutsche Front von religiöser Toleranz überfloß, dann hätte sie doch auch die Juden er-suchen müssen, ihren Reihen beizutreten. Wir stellten öffentlich diese Frage und veranlaßten auch die sozialdemokratische »Volksstimme« und die katholische »Landeszeitung«, von der Deutschen Front Aufklärung darüber zu verlangen, was nach der Rückgliederung mit den Juden an der Saar geschehen werde. Aber Goebbels wich aus. Da er den Saarjuden keineswegs einen Sonderstatus versprechen wollte, aber auch die Weltmeinung gerade in der Saarfrage nicht gegen sich aufbringen wollte, so schwieg er. Wir gaben im Nachrichtenblatt unsere Kommentare zu diesem Schweigen.

Ich muß nun dieses »Wir« erklären. Wortführer der Saarjuden im politischen Kampfe konnten nicht die Gemeinden sein, denn diese mußten sich auf religiöse, soziale und kulturelle Aufgaben beschränken. Der »Central-Verein« hatte gegen die Nationalsozialisten nur bis zur Machtergreifung Hitlers opponieren können, seitdem war er praktisch gestorben. Die Zionistische Vereinigung wurde in Deutschland nur insoweit geduldet, als sie für die Auswanderung der Juden arbeitete. An dieser Linie eines ausschließlichen Interesses für Palästina mußte sie also auch an der Saar festhalten. Sollten wir offiziell ein unabhängiges Abwehrgremium der Saarjuden gründen? Keineswegs! Das wäre den 500 000 Juden, die sich als Geiseln in den Händen der Nationalsozialisten befanden, gefährlich geworden. Wir konnten also nur im Untergrund arbeiten. Ein Komitee wurde zusammengestellt, nur aus Persönlichkeiten bestehend, die bereit waren, sich selbst zu gefährden. Sie gehörten paritätisch allen Parteien an, aber keine Organisation hatte sie entsandt. Auch ich stellte mich zur Verfügung. Wir hatten überhaupt keinen Namen und nannten uns schlicht »Das Komitee«. Im Hinterhause des Grundstücks eines der Mitglieder kamen wir zusammen. Unsere Auslandsbriefe wurden nie in Saarbrücken zur Post gegeben, sondern jenseits der französischen Grenze. Für Telefongespräche bedienten wir uns eines bestimmten Kodes. Als Zeitungsorgan benutzten wir das Nachrichtenblatt der Gemeinde, das jetzt allwöchentlich in größerem Format erschien. Niemals wurde darin ein Wort der Propaganda für den Status quo geäußert, denn eine solche

politische Kundgebung mußten wir aus den erwähnten Gründen vermeiden. Aber wir besaßen in diesem harmlosen Gemeindeblatt ein Organ, das die Befürchtungen der Saarjuden und ihre mit dem Plebiszit zusammenhängenden Probleme zu Gehör brachte. Wir schickten das Blatt an die Kreise der Saarregierung und des Völkerbundes, wo es aufmerksam gelesen wurde. Es konnte nicht ohne Eindruck bleiben, wenn ich zum Beispiel in einem der Artikel die Übergriffe und Drohungen der Nationalsozialisten schilderte und die Frage stellte, was der Völkerbund zu tun gedenke, um die 6000 Juden der Saar zu schützen, jetzt und später. Denn der Völkerbund sei ja für Leben und Besitz dieser Bürger verantwortlich, auch nach Aufhören seines Mandats. Das Blatt wurde im Verlag der Katholischen Landeszeitung gedruckt. Diese schrieb zwar ebenfalls gegen Übergriffe der Nationalsozialisten und ihre heidnischen Ideen, aber sie wollte es auch nicht mit der Deutschen Front verderben. Sie war überhaupt voller Ängste, und je mehr das Jahr 1934 voranschritt, desto mehr erschien ihr der Druckvertrag mit uns als eine Belastung. Eines Tages sprach ich telefonisch mit dem Verlagsdirektor über irgendeine technische Frage. Diese Gelegenheit benutzte er, um mich davor zu warnen, das Blatt zur Propaganda für den Status quo zu benutzen. »Wenn Sie das täten, müßten wir sofort den Vertrag auflösen. Schon die nächste Nummer könnte nicht mehr erscheinen.« »Seien Sie unbesorgt, Herr Direktor«, erwiderte ich. »Das wird nicht geschehen und wäre auch völlig überflüssig. Jeder Jude an der Saar weiß, wie er abzustimmen hat.«

Die Ängste der Landeszeitung waren nicht ganz unbegründet. Denn die Deutsche Front hatte inzwischen die Maske fallen lassen und war zum offenen Wahlterror übergegangen. Wer ihr nicht Gefolgschaft leistete, war »Verräter an der deutschen Sache«. Die Beschimpfungen und Verleumdungen der Sozialdemokraten und ihres Führers Max Braun ebenso wie derjenigen Katholiken, die sich für den Status quo herausgestellt hatten, überschritten jedes Maß. Wer die Wochenzeitung »Westland«, ein Organ der Freien Saar, auf der Straße kaufte, wurde fotografiert – »damit man sich solche Verräter für später merken könne«, schrieben die Zeitungen der Deutschen Front ohne Scheu. Die Saarregierung tat nichts gegen diesen geistigen Terror, denn sie war

in Sachen des Abstimmungskampfes »streng neutral«. In den kleineren Orten gab es auch Überfälle auf Anhänger der Freien Saar. SA-Männer in Zivil kamen über die Grenze und halfen die Bevölkerung einschüchtern. Die Deutsche Front war um finanzielle Mittel nicht in Verlegenheit, dagegen fehlte es den Leuten der Freien Saar oft an den notwendigsten Geldern für ihre Propaganda. An wen wandten sich die armen Teufel, die ihre Haut zu Markte trugen und nicht einmal genug Mittel zum Kampfe hatten? Natürlich an die Juden. Die haben Geld und können zahlen. (Dieses Dogma gilt überall in der Welt als feststehend.) Daher bestand ein großer Teil der Arbeit unseres Komitees in der Beschaffung von Geldern, ein mühsames Unterfangen! In erster Linie wurden diejenigen angegangen, deren ganze Zukunft auf dem Spiele stand, die Juden an der Saar. Es war nicht immer leicht, ihnen klarzumachen, daß es sich hier nicht um eine der üblichen Wohltätigkeitskollekten handelte, sondern um ihre eigenen vitalsten Interessen und daß sie hierfür ein wirkliches Opfer bringen mußten. Aber fast immer verstanden sie es doch schließlich. Dann wandten wir uns an Juden in anderen europäischen Ländern. Zu diesem Zweck gingen die Komiteemitglieder wiederholt auf Reisen. Ich selber fuhr mehrere Male in die Schweiz, nach Frankreich und Luxemburg und einmal nach England. Ich sprach mit Bankiers und Industriellen und anderen Männern der Wirtschaft, meist interessanten Leuten. Um mich einzuführen, besuchte ich zunächst den Rabbiner der betreffenden Stadt, damit er mich als »in Ordnung legitimiere«.

Mit diesen Juden des Auslands mußte ich anders reden als mit den unserigen an der Saar. Denn sie waren weit vom Schuß und neigten dazu, den Abstimmungskampf als abseitige Sache zu betrachten, die sie nichts anginge. Ich mußte ihnen sagen, daß ein Sieg Hitlers an der Saar für die Sache der Demokratie und damit für die Juden ganz Europas verhängnisvoll werden müsse - »sogar für die Schweizer Juden«, wagte ich hinzuzufügen. Aber dieses Argument wollten sie nicht gern hören. Jeder Zweifel an der Unerschütterlichkeit ihres Status als freie Schweizer Bürger erschien ihnen fast als eine Beleidigung. Manche dieser selbstsicheren Herren - besonders in Frankreich und Luxemburg - werden sich vielleicht im Jahre 1940 an meine Worte erinnern haben. Daß zu-

fällig an den Schweizer Juden der Leidenskelch vorübergegangen ist, beweist nichts. Übrigens waren meine Erfolge nicht schlecht. Viele Juden besaßen schon 1934 den richtigen Weitblick und handelten dementsprechend.

In Genf und Paris trafen wir uns auch mit den politisch führenden Juden wie Nachum Goldmann, der damals das Genfer Büro des Jüdischen Weltkongresses leitete. Er war es, der mich beim Baron Rothschild in Paris einführte. Die Unterredung mit dem Baron Rothschild ist mir in sehr sympathischer Erinnerung geblieben. Sein blasses, geistvolles, etwas müdes Gesicht belebte sich, als ich ihm unsere Lage an der Saar schilderte. Er drückte mit viel Wärme den Wunsch aus, das Schicksal der Brüder im Saarlande möge sich zum Guten wenden. Wir taten ihm offenbar leid. Wie der Baron seine Sympathie finanziell ausgedrückt hat, weiß ich gar nicht mehr. In solchen Unterredungen wurde überhaupt nicht von Geldsummen gesprochen. Ganz anders ging es mir in London. Als ich dorthin im November 1934 fuhr, war der Abstimmungskampf schon auf dem Höhepunkt. Schwedische Truppen waren im Auftrag des Völkerbundes an der Saar eingetroffen, um für Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Eine Abstimmungskommission, die nichts mit der Saarregierung zu tun hatte, traf die Vorbereitungen für das Plebiszit. Auch diese Organe des Völkerbundes waren »streng neutral«, und wir fanden, daß sie die Neutralität zu weit trieben. So erlaubten sie, daß einige Wochen vor dem Volksentscheid die Häuser beflaggt werden durften. Jeder Saarländer, der seine gute gleichgeschaltete Gesinnung demonstrieren wollte, zog also schleunigst die Hakenkreuzfahne hoch. Aber die Anhänger der Freien Saar wagten es meist nicht, ihre Fahne zu hissen, denn sie kamen ja auf die schwarze Liste der Deutschen Front. Schon das Nichtflaggen war ja gefährlich. So sah man bereits vor der Abstimmung überall das Symbol des Dritten Reiches wehen. Für den einfachen Bürger bedeutete das bereits die Entscheidung. Die Abstimmungskommission hat also mit ihrer Flaggerlaubnis die Deutsche Front begünstigt und die andere Seite schwer geschädigt. So lagen also die Dinge, als ich nach London fuhr. Wir brauchten noch dringend etwas Geld zur Hilfe für unsere Bundesgenossen, damit sie sich nicht ganz im Stich gelassen fühlten. In England kam eine Kollekte

bei einzelnen Persönlichkeiten nicht in Frage, weil alle Beihilfen für dische Zwecke beim Board of Deputies konzentriert waren. Ich wandte mich also, mit vorzüglichen Empfehlungen ausgestattet, an einen der Führer des Board, wurde von ihm und seiner Gattin sehr liebenswürdig aufgenommen und genoß jedes persönliche Vertrauen. Die Dame des Hauses erzählte mir auch von ihren philanthropischen Bemühungen um meine Landsleute, die jüdischen Refugiés aus Deutschland. Das war wirklich ein großartiges Werk und hat den englischen Juden alle Ehre gemacht. Aber die Spende, die uns das Board für unsere Zwecke bewilligte, war äußerst kärglich, zumal wenn man bedenkt, daß dies der Beitrag der gesamten britischen Judenheit war. Und folgendes sagte mir mein Gastgeber beim Abschied in aller Offenheit: »Die Regierung Seiner Majestät wünscht nicht, daß sich die britischen Juden allzu aktiv um die Saarabstimmung kümmern.« Das Board hatte also beim Foreign Office vorgefühlt, und dieses hatte die Direktive gegeben! Großbritannien wollte offensichtlich Hitler die Saar überlassen – in der Hoffnung, damit seinen Appetit zu stillen. Die Politik des Appeasement hatte bereits begonnen, eine Politik, die 1939 so grausam Schiffbruch erleiden sollte! Wenn ich nun noch die bloße Tatsache hinzufüge, daß in jenen Tagen – nach Barthous Ermordung – Pierre Laval französischer Außenminister war, so wird klar, weshalb der Völkerbund im ganzen bereits auf die defaitistische Linie festgelegt war.

Jedoch schon einige Monate zuvor hatte der Völkerbund ein Abkommen erreicht, durch welches einer Katastrophe vorgebeugt wurde. Denn so brutal wie vier Jahre später in München wurden damals noch nicht wehrlose Demokraten den Nationalsozialisten ans Messer geliefert. Die Saar wollte man zwar Hitler geben, aber irgend etwas mußte doch geschehen, damit die Juden und die übrigen, den Nazis mißliebigen Menschen geschützt würden, wenn die SA und Gestapo einmal ihren Einzug in Saarbrücken hielten. Sogar Mussolini war damals noch dieser Meinung. Ausgerechnet in Mussolinis Hauptstadt wurden die Verhandlungen mit der deutschen Regierung geführt, und es kam Mitte 1934 der mische Vertrag zustande, der folgendes beinhaltete: Sofern das Saargebiet nach der Abstimmung an Deutschland fällt, über-

nimmt die deutsche Regierung folgende Verpflichtungen: Für die Dauer eines Jahres darf kein Bewohner des Saargebiets wegen seines Verhaltens im Abstimmungskampfe oder aus rassischen Gründen verfolgt werden. Im Laufe dieses Jahres darf jeder, der will, das Saargebiet verlassen. In diesem Falle gibt die deutsche Regierung sein bewegliches Vermögen frei. Er kann es, in ausländische Währung umgewechselt, mitnehmen. Das war immerhin ein Erfolg. Wie weit unser Komitee dazu beigetragen hat, will ich nicht entscheiden. Es ist aber anzunehmen, daß unsere mündlichen und schriftlichen Exposés und die Einwirkung unserer Freunde vom Weltkongreß auf die Mitgliedsstaaten des Völkerbundes doch nicht wirkungslos geblieben sind. Auch die Tatsache, daß es an der Saar einen Widerstand gegen die Nationalsozialisten gab und daß er in der Presse zu Worte kam, hat Hitler zur Vorsicht gezwungen. Hätte er gewußt, wie schwach dieser Widerstand in Wirklichkeit war, so wäre er gar nicht zum »Römischen Vertrag« bereit gewesen. So aber mußte er noch Rücksicht auf die Weltmeinung nehmen und sich als Gentleman drapieren. Für den Augenblick hatte der Völkerbund sein Prestige gerettet. Er hatte eine Lösung gefunden, um Juden und Nazigegner nicht geradezu der Vernichtung preiszugeben. Die Juden bekamen also eine Chance, die ihnen oft im Mittelalter als das kleinste Übel erschienen war: Sie durften unbehelligt weiterwandern und sogar ihr Hab und Gut mitnehmen, soweit sie es liquidieren konnten. Aber noch war die Entscheidung nicht gefallen, noch hofften wir, mehr zu erreichen als die Garantien des Römischen Vertrages. Wenn für den Status quo wenigstens dreißig Prozent der Saarländer stimmen würden, dann müßte der Völkerbund für diese erhebliche Minderheit doch noch einiges tun – so meinten wir. Unsere Stimmung schwankte zwischen Resignation und Hoffnung. Die Presse der Nationalsozialisten höhnte: Unsere Möbelwagen seien schon gepackt. Max Braun habe sein Konto ins Ausland verlegt und anderes mehr. In dieser Zeit bekamen wir einen sonderbaren Besuch aus Deutschland. Ein Vertreter des »Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten« erschien mit einigen seiner Freunde in meiner Wohnung. Er fragte mich unumwunden, was ich davon hielte, wenn die Juden des Saargebiets eine Sympathieerklärung für die Deutsche Front abgäben. Der Frontbund sei

überzeugt, daß dies einen guten Eindruck machen werde. »Eine Sympathieerklärung für Adolf?« platzte ich empört heraus, »so etwas kommt nicht in Frage.« »Na, na«, suchte einer der Begleiter zu beschwichtigen, »so dezidiert sollten Sie das doch nicht sagen.« Ich sprach nun ruhiger und erklärte den tapferen Frontsoldaten, daß eine solche Erklärung, die jeder als geheuchelt erkennen müsse, nur einen schlechten Eindruck in der ganzen Welt machen würde. Die Nationalsozialisten aber, die uns vor einem halben Jahre in ihrem Aufruf an die Konfessionen geflissentlich übergangen und uns nichts versprochen hatten, würden auch durch unsere Unterwerfung in letzter Stunde keineswegs gerührt werden. »Eure schwierige Lage im Dritten Reich ist uns wohl bewußt«, fügte ich hinzu, »und mit Rücksicht auf euch haben wir mehr Zurückhaltung geübt, als vielleicht unseren Interessen dienlich war. Aber dieser Schritt würde euch nichts nützen und uns aller Sympathien in der freien Welt berauben.« Schließlich meinte der Senior unseres Komitees, er habe sich überzeugt, daß die vorgeschlagene Erklärung für niemanden opportun sei. Die alten Krieger zogen ärgerlich ab. Vielleicht schämten sie sich sogar. Später ist mir klargeworden, daß sie unter direktem Druck der deutschen Regierung, geradezu im Auftrag von Goebbels nach Saarbrücken gekommen waren. Sie waren Marranen, sie mußten. Denn diese Aktion stand im Rahmen eines allgemeinen Planes von Berlin.

Wie schon erwähnt, hatten bisher die katholischen Geistlichen offiziell keine Stellung zum Abstimmungsproblem genommen, sondern jedem Gläubigen anheimgestellt, nach seinem christlichen Gewissen zu entscheiden. Diese Parole ging von den Bischöfen in Trier und Speyer aus, zu deren Diözesen das Saarland gehörte. Die beiden Kirchenfürsten waren aber Geiseln in der Hand der Nationalsozialisten genauso wie unsere Frontsoldaten. Mit Drohungen und Versprechungen wurde der Druck auf sie und überhaupt auf die Kirche immer mehr verstärkt, bis sie schließlich nachgaben, zweifellos mit Einwilligung des Papstes, der drastische Schritte der Nationalsozialisten gegen die Kirche befürchtete. Wenige Tage vor dem 13. Januar 1935 predigten die Pfarrer in den katholischen Kirchen, jeder gute Katholik müsse für Deutschland stimmen. Die protestantischen Geistlichen hatten diese Parole schon viel früher an ihre Gläubi-

gen gegeben. Die Gleichschaltung der Geistlichkeit war also geglückt, und damit war der Ausgang des Plebiszits entschieden.

Ich habe nun die großen Entwicklungen des Abstimmungskampfes bis unmittelbar vor dem verhängnisvollen Abschluß geschildert. Aber es bleibt noch einiges nachzutragen, was nicht zur Strategie, sondern nur zur Taktik gehört. Es waren dies Dinge, die gerade uns Juden angingen und bei denen mir persönlich eine bestimmte Aufgabe vorbehalten . Die Judenfrage wurde von der Deutschen Front nach Möglichkeit totgeschwiegen, zum mindesten bagatellisiert. Wie wir schon sahen, stellte sich Goebbels taub, wenn nach der Zukunft der Saarjuden gefragt wurde. Was aber die Gegenwart betraf, so bemühte er sich, die Situation der Juden dem Ausland gegenüber recht idyllisch darzustellen. Die Blätter der Deutschen Front schrieben von Zeit zu Zeit: »An der Saar ist alles ruhig, den Juden passiert nichts.« Alles, was über antisemitischen Terror erzählt wurde, war also Greuelpropaganda. Der Zweck dieser Taktik war klar. Das Ausland sollte über die Juden beruhigt werden, sonst hätte der Völkerbund vielleicht doch verstärkte Garantien verlangt. Oder noch schlimmer: Wenn der Volksentscheid nicht allzu günstig für Deutschland ausfiel – man konnte es nicht wissen, denn die katholische Sphinx hüllte sich ja noch in Schweigen, dann konnte bei den Erwägungen des Völkerbundes gerade die Rücksicht auf die Juden den Ausschlag zuungunsten Deutschlands geben. Deshalb mußte der Eindruck erweckt werden, es gehe den Juden an der Saar ausgezeichnet. Nur so ist es zu verstehen, daß ich noch im März 1934 aufgefordert wurde, am Volkstrauertag für die Gefallenen des Weltkrieges als einer der Redner mitzuwirken. Auch in den vorangegangenen Jahren hatte ich auf dem Podium dieser Volkskundgebung neben einem katholischen und einem protestantischen Pfarrer gestanden und gesprochen. Ich sollte also auch 1934 den schönen Brauch fortsetzen, als ob inzwischen gar nichts geschehen wäre, sich nichts verändert hätte. Die Deutsche Front konnte dann ins Ausland von der erhebenden Feier berichten, bei der ein Rabbiner in voller Gleichberechtigung und Harmonie mitgewirkt hatte. Besser konnte nicht demonstriert werden, daß den Juden des Saarlands »nicht passierte«.

Ich war in einem Dilemma. Sollte ich ablehnen mit der Begründung, daß ich nicht vor meinen Kollegen in Deutschland bevorzugt werden möchte, denn diese wurden ja nicht mehr der Ehre gewürdigt, bei Volkstrauerkundgebungen mitzuwirken? Aber eine solche Erklärung wäre von der Deutschen Front totgeschwiegen worden. Ich wählte also einen anderen Weg, ich sagte zu und beschloß, klar und deutlich auszusprechen, wie uns zumute war, also eine Rede zu halten, mit der die Deutsche Front gar keinen Staat machen konnte, Ich fing ganz schlicht und maßvoll an: Die Gefallenen verdienen es, daß wir ihrer in Ehrfurcht gedenken, denn sie haben für alle ihr Leben geopfert. Ihre Hinterbliebenen haben wenigstens den Trost, daß das Opfer der Gefallenen anerkannt wird und daß sie selbst von Mitfühlen und Fürsorge umgeben sind. Dann ließ ich meiner Erbitterung freien Lauf: Mit welchen Empfindungen müssen aber wir Juden heute unserer Gefallenen gedenken? Das Vaterland dankt ihnen, indem es ihre Angehörigen entrechtet und erniedrigt. Ist es nicht, als ob sie vergebens gekämpft und gelitten hätten? War ihr Tod weniger wert als der Tod der anderen? Ich ließ meine Worte versöhnlich ausklingen in einen Aufruf zu gegenseitigem Verstehen und menschlicher Gesinnung. Lautsprecher hatten meine Rede bis hinauf zu den französischen Spicherer Höhen getragen. Am nächsten Tage wurde darüber in französischen Zeitungen berichtet mit der Überschrift: »Ein Rabbiner klagt an«. Ein anderer Vorfall war durch eine Nazi-Tat provoziert worden. In einer Nacht war an die Mauer unseres Friedhofes mit riesigen Buchstaben in schwarzer Ölfarbe die Inschrift angemalt worden:

DER JUDEN TOD BESEITIGT SAARLANDS NOT

Aber die tüchtigen Jungen, die diese patriotische Tat begangen hatten, waren in ihrem Übereifer zu weit gegangen und hatten die Taktik der Deutschen Front gestört. Gerade so etwas wollte sie doch nicht. Es sollte doch an der Saar alles ruhig sein. Die Stadtverwaltung rief bei mir an: Jedermann verurteile diese Gemeinheit, und in wenigen Stunden werde die Inschrift beseitigt sein. Ich sagte: Besten Dank, hängte ab und bestellte sofort ein Taxi. Noch bevor der schöne Spruch von den Arbeitern der Stadt weggekratzt werden konnte, war ich draußen und ließ die Mauer fotografieren. Das Bild erschien im Nachrichtenblatt,

und ich schickte das Klischee auch an ausländische Zeitungen. Unnötig zu sagen, daß es mir nicht darauf ankam, die Welpresse um eine Sensation zu bereichern. Aber der Welt mußte vor Augen geführt werden, wie es an der Saar wirklich aussah. Sonst hätte sie sich um das Schicksal der Juden noch weniger gekümmert und für ihren Schutz noch weniger getan.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Röhrig Universitätsverlages, St. Ingbert. Das Kapitel wurde entnommen aus dem Band: *Ströme im dürren Land. Von Saarbrücken nach Nahariya. Erinnerungen*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2014. Zweite, unveränderte Auflage. Mit einem Nachwort von Herbert Jochum.

Krise, Umbruch, Langzeitfolgen

Der Erste Weltkrieg in Neunkirchen

Von Fabian Trinkaus

Wie Bernhard Krajewski, einer der renommiertesten Neunkircher Stadthistoriker, berichtet, war die Gemütslage unter der Neunkircher Bevölkerung bei Kriegsbeginn ambivalent. So habe ein namentlich nicht genannter Neunkircher Bürger in seinem Tagebuch festgehalten, daß die Stimmung am 1. August 1914 »ihren Höhepunkt erreicht« habe. In der Bahnhofstraße hätten sich die Menschen »wie am Jahrmarkt« gesammelt. Glaubt man aus diesen Notizen das viel zitierte »Augusterlebnis« der deutschen Bevölkerung herauslesen zu können, so hieß es in dem Tagebuch allerdings weiter, es habe »eine gedrückte Stimmung« geherrscht und »manche Frauen gingen schon mit Tränen umher«. Bei der Mobilmachung sei zwar Glockengeläut ertönt, zugleich aber ging auch »ein Schluchzen und Wehen« los – in diesem Bild verdichtet sich brennspiegelartig die zerrissene und zwiespaltene Stimmungslage in der Hüttenstadt.¹

Von einer allgemeinen Kriegseuphorie im August 1914, die bis heute noch in manchen Publikationen, auch etwa in zahlreichen Schulbüchern, suggeriert wird, konnte also trotz einiger patriotischer Aufwallungen nicht die Rede sein. Vielmehr scheint man in Neunkirchen die Pressionen, die der Krieg mit sich brachte, antizipiert zu haben. Tatsächlich hielten während des Krieges und der krisenhaften Nachkriegszeit Hunger, Entbehrungen und Zukunftsängste in Neunkirchen Einzug, zugleich aber fungierte er als Zäsur, welche neuen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen den Boden bereitere.

I. Das Neunkircher Eisenwerk während des Krieges

In mehrfacher Hinsicht war Neunkirchen von Beginn an von den Kriegseignissen tangiert. Als bedeutender Industriestandort war die Stadt in die kriegsindustriellen Planungen

eingespannt, die Nähe zur Grenze ließ aber zugleich Angriffe auf die Stadt als zumindest möglich erscheinen. Die Grenznähe brachte es außerdem mit sich, daß deutsche Truppen auf ihrem Weg zur Front, wie schon 1870, Neunkirchen passierten.

Das Neunkircher Eisenwerk war, wie viele andere Werke der Schwerindustrie, fester Bestandteil der Kriegswirtschaft, so daß sich im Betrieb spürbare Schwerpunktverlagerungen vollzogen. Neue Produktionsanlagen wurden den veränderten Ansprüchen entsprechend errichtet und in Gang gesetzt, etwa eine Benzolfabrik zur Treibstoffversorgung im Dezember 1914, ein Elektroofen mit zwölf Tonnen Fassungsvermögen zur Herstellung von Stahlgußgranaten zur gleichen Zeit oder ein als Rüstungsbetrieb konzipiertes Martinstahlwerk ab 1917. Andere Produktionsbereiche wurden zurückgefahren oder gar ganz eingestellt. Die Roheisenerzeugung ging zwischen 1914 und 1915 von 282 096 Tonnen auf 191 249 Tonnen zurück, während das Puddelwerk 1915 aufgrund des akuten Fachkräftemangels seinen Betrieb endgültig einstellte. Zwar war die Puddeltechnologie zu diesem Zeitpunkt längst überholt worden von den modernen Flußstahlverfahren, allerdings war das Puddelwerk bis dato gleichsam ein Wahrzeichen des Neunkircher Eisenwerks. Diese besondere Eigenheit des Industriestandorts Neunkirchen hatte angesichts der kriegsbedingten Ausnahmesituation endgültig und ein für allemal keine Zukunft mehr. Mit dem Puddler verschwand eine besonders markante Arbeiterpersönlichkeit aus der Stadt an der Blies.

Dafür tauchten erstmals in massivem Umfang Frauen auf dem Werk auf. Frauenarbeit war vor dem Krieg auf dem Neunkircher Eisenwerk nahezu inexistent, höchstens in den betrieblichen Versorgungseinrichtungen wurden sie vereinzelt beschäftigt. Die Lücken, welche die Einberufungen an die Front rissen, mußten von Frauen geschlossen werden. Immerhin 720 Frauen, 17,6 Prozent der Gesamt-

belegschaft, arbeiteten bei Kriegsende im Neunkircher Eisenwerk, ein Jahr zuvor waren es 480. Daß die Frauen ausnahmslos (!) als Tagelöhnerinnen, nicht etwa als feste Arbeitskräfte beschäftigt waren, belegt überdeutlich, daß man die Beschäftigung von Frauen von Seiten der Werksleitung als Provisorium ansah. Auch Kriegsgefangene kamen, wenngleich nicht in allzu großem Umfang, in Neunkirchen zum Einsatz. Die allgemeine Sozialgeschichtsschreibung konnte in zahlreichen Betrieben die tiefen Veränderungen der Belegschaftsstruktur während des Krieges nachzeichnen, welche sich vor allem durch eine hohe Fluktuation infolge von Einberufungen und Reklamierungen von Fachkräften oder durch massive Umschichtungen der Qualifikationsstruktur auszeichneten. Leider ist dies in Neunkirchen aufgrund fehlenden Quellenmaterials kaum möglich, von tiefgreifenden Umwälzungen ist allerdings, wie das Beispiel der Frauen zeigt, auszugehen. Insgesamt verminderte sich die Belegschaft zwischen 1914/15 und 1915/16 spürbar von 5266 auf 3347 Beschäftigte, um dann bis Kriegsende aber wieder auf 4100 zu steigen.²

Daß die Arbeiterinnen und Arbeiter während des Krieges gestiegenen Arbeitsanforderungen ausgesetzt waren, liegt auf der Hand. Mit einem spürbaren Anstieg der Arbeitsintensität ist zu rechnen. Die Entwicklung der allgemeinen Lebens- und Arbeitsqualität war indes durchaus ambivalent. Wohl mußten die gestiegenen Leistungsanforderungen bei gleichzeitiger Verschlechterung der allgemeinen Lebensqualität gestemmt werden; auf der anderen Seite profitierten die Arbeiter in der Schwerindustrie als sogenannte »kriegswichtige« Arbeitskräfte auch von etlichen Sonderzulagen vor allem in Form von Lebensmittelrationen. Im Februar 1917 beispielsweise, also mitten im berühmten »Steckrübenwinter«, verteilte die Werksleitung zwar nicht umsonst, aber zu stark verbilligten Preisen unter anderem Handkäse, Runkelrüben, braune Bohnen, Wurstwaren, Eier, Milch, Margarine, Speck, Erbsen, Haferflocken, Graupen sowie Weizen- und Gerstenmehl. Adressaten waren vor allem sogenannte Schwerst-, Schwer- und Feuerarbeiter, es ist also von einer gestuften Begünstigung der Belegschaft, welche neue Unterschiede schuf oder alte verstärkte, auszugehen.³ Die Kriegssituation wirkte also keinesfalls nivellierend, wie oft behauptet wird.

Interessant ist, daß der Nationale Hüttenverein Neunkirchen, eine systemloyale »Gelbe Gewerkschaft«, für die Verteilung der Lebensmittelrationen zuständig war. Man darf davon ausgehen, daß nur diejenigen Arbeitskräfte die Zulagen genossen, welche sich stillschweigend den verschärften Kriegsbedingungen fügten. Ein generelles Ziel der betrieblichen Sozialpolitik, die Arbeiterschaft zu disziplinieren und an den Betrieb zu binden, gewann im Zuge der Ausnahmesituation des Krieges zusätzlich an Virulenz. So gesehen durfte es die Werksleitung als Erfolg verbuchen, daß es bis Kriegsende ruhig blieb auf dem Werk, über etwaige Ausstände und Protestaktionen von Seiten der Belegschaft schweigen die Quellen.

Das Werk und damit auch die umliegenden Wohnviertel waren während der zweiten Kriegshälfte mehrfach Ziel alliierter Luftangriffe, die in ihren Dimensionen aber selbstverständlich in keiner Relation standen zu denjenigen des Zweiten Weltkriegs und auch materiell nur geringen Schaden anrichteten. Freilich sollte die psychologische Komponente in einer ohnehin angespannten Situation nicht unterschätzt werden. So war auch die Zahl der Fliegeralarme deutlich höher als diejenige der tatsächlichen Angriffe. Wesentlich schwerwiegender als diese unmittelbaren kriegerischen Handlungen waren die mit zunehmender Kriegsdauer wachsenden Versorgungsengpässe, unter der weite Teile der Bevölkerung zu leiden hatten. Schon am 10. Januar 1915 notierte ein Meister der Neunkircher Hütte in sein Tagebuch: »Die Folgen des Krieges werden immer mehr gespürt. Zuerst gab es fast nur Papiergeld. Jetzt geht es um, daß etwa 20 % Kartoffeln im Brot verbacken werden. Das Weizenmehl wird so langsam alle.«⁴ Mit der Verschlechterung und Verknappung von Lebensmitteln, die hier angedeutet werden, ging eine stetige Teuerung einher. Die Menschen versuchten unter anderem, sich durch regelmäßige »Hamsterfahrten« aufs Land zu behelfen. Wie weiter oben ausgeführt wurde, waren die kriegswichtigen Hüttenarbeiter wohl weniger von den allgemeinen sozialen Verwerfungen betroffen, dennoch erzeugten Hunger, Angst und Entbehrungen in der Stadt mittelfristig ein Klima, das sich bei veränderten politischen Rahmenbedingungen in konkrete Aktion entladen konnte.

II. Neunkirchen in der krisenhaften Nachkriegszeit

»Neunkirchen, 12. November. Der Arbeiter- und Soldatenrat hat auch hier die Gewalt in den Händen. Sein Sitz ist in der »Gambrinus-halle«. Die öffentliche Ordnung ist nicht gestört worden. Die Behörden haben sich dem Arbeiter- und Soldatenrat unterstellt.« Mit dieser sehr nüchtern gehaltenen Meldung verkündete die Saarbrücker Zeitung am 14. November 1918 das Ende des Krieges und die damit einhergehenden politischen Umwälzungen in Neunkirchen. Die sogenannte Novemberrevolution – der Terminus ist bis heute höchst umstritten – hatte die Stadt an der Blies schnell erreicht, wobei nicht ganz geklärt werden kann, ob die Bewegung von zurückkehrenden oder durchziehenden Soldaten oder aber direkt von einheimischen Bürgern initiiert wurde. Jedenfalls ist die Dynamik der Ereignisse erstaunlich, wenn man sich die vorherige politische Friedhofsruhe in der Stadt vor Augen führt. Die politischen Verhältnisse waren auch nach der Ära Stumm patriarchalisch geordnet, Streiks und Demonstrationen blieben auch in den entbehrungsreichsten Kriegstagen aus. Bereits am 9. November fand sich eine Zahl Hüttenarbeiter, wahrscheinlich unter der Leitung des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins, in einer örtlichen Lokalität zusammen, wo man Forderungen an den Ottweiler Landrat formulierte, etwa die Auflösung des obrigkeitstloyalen Nationalen Hüttenvereins oder die Bildung eines Arbeiterrats. Der Landrat mußte beidem unter dem Druck der Ereignisse zustimmen. Derweil bildete sich am selben Tag aus einer Flak-Abteilung heraus ein Soldatenrat, ehe sich beide Gremien zusammenschlossen. 21 Personen zählte der Arbeiterrat, welcher seiner Titulierung entgegen in Wahrheit das gesamte soziale Spektrum der Stadt widerspiegelte: Neben neun Bergleuten, einem Hüttenarbeiter, einem Hüttenschreiner und einem Hüttengärtner gehörten ihm auch ein Amtsrichter, ein Rechtsanwalt, ein Lehrer, ein Kaufmann und ein Augenarzt an. Einige Mitglieder waren auch politisch aktiv, so war der Gewerkschaftssekretär Dirk Schroer Mitglied des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins, während der Augenarzt Karl Schneider, wohl eine der charismatischsten Erscheinungen der Zwischenkriegsjahre in Neunkirchen, sowie der Bergmann Hermann Petri der SPD

angehörten. Der Rat zog nach seiner Konstituierung unter dem Jubel einer etwa 2000 Menschen starken Menge zum Rathaus, wo man den Bürgermeister von der Übernahme der Amtsgewalt in Kenntnis setzte. Schließlich hißte man auf dem Rathaus die Rote Fahne.⁵ Dieser hochsymbolische Akt sollte aber nicht über den tatsächlichen Charakter der Neunkircher Rätebewegung hinwegtäuschen. Wie in den meisten reichsdeutschen Fällen auch, dachte und handelte der Rat sehr pragmatisch und frei von starrer Ideologie. Mit den Behörden kooperierte man in großem Umfang, auf der Agenda stand vor allem die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Schon in seinem Gründungsauftrag unterstrich der Rat unmißverständlich, worin er seine zentralen Aufgaben sah: »Wir bürgen für Ruhe und Ordnung.« Die Bürger wurden ermahnt, den Anordnungen Folge zu leisten, Straßenversammlungen zu vermeiden und die Behörden zu unterstützen. Der Alltag sollte möglichst wenig von den Umbrüchen tangiert werden: »Jeder gehe seiner gewohnten Arbeit nach. Kinder und Jugendliche gehören Abends ins Haus.« Zur Wahrung der öffentlichen Ordnung formierte sich aus dem Rat heraus eine Bürgerwehr, die regelmäßig durch die Straßen der Stadt patrouillierte und nicht zuletzt auch das Eigentum der Hütte vor Plünderungen schützen sollte. Von höchster Priorität war natürlich ebenso die Überwindung oder zumindest Kanalisierung der ärgsten Nachkriegspressionen. Gerade letzteres schien bitter notwendig, denn die sozialen Probleme in Form von Lebensmittelknappheit, Versorgungsengpässen, Teuerung und Wohnungsnot verschwanden nicht mit Kriegsende, ganz im Gegenteil. Die von der Front zurückkehrenden Soldaten mußten in das zivile Leben reintegriert werden, während die Wirtschaft und überhaupt das gesamte öffentliche Leben vom Kriegs- in den Friedensmodus überführt werden mußten. Diese Prozesse verliefen häufig schmerzhaft und mit hohen Reibungsverlusten. Die Bevölkerung versuchte sich weiterhin unter anderem mit Hamsterfahrten ins Umland zu behelfen, zu Plünderungen kam es nur sehr vereinzelt. Dafür sah sich der Rat bemüßigt, auf das Strengste gegen Wucher und die Zurückhaltung von Lebensmitteln vorzugehen. Im Gründungsauftrag des Neunkircher Arbeiter- und Soldatenrates hieß es martialisch: »Käufer und Verkäufer, hütet euch

vor Wucher und seid gewiß: Die Wucherer werden wir finden und bestrafen. Wer Waren zurückhält oder verschiebt, ist ein Volksverräter.«⁶ Der Rat selbst tat sich in der Lebensmittelakquirierung, -lagerung und -verteilung hervor.

Die moderate Haltung und die sozial wie politisch gemischte Zusammensetzung des Neunkircher Arbeiter- und Soldatenrates sollten nicht über sein selbstbewußtes Auftreten und Handeln hinwegtäuschen. Man kooperierte mit Behörden und Landrat, ließ diesen aber auch immer wieder unmißverständlich die eigenen Forderungen zukommen. Bereits am 10. November zum Beispiel forderte man die politische Repräsentation des Rates in der Behörde des Landrates, ein entsprechendes Mitspracherecht sowie, und das ist nun besonders interessant, die Entfernung einer bestimmten Anzahl von Personen aus ihren Ämtern. Man trug, bei allen Kontinuitäten und fehlendem sozialrevolutionärem Impetus, das Bewußtsein einer neuen Zeit in sich, in welcher bestimmte politische Funktionsträger der alten Eliten sowie auch der chauvinistische und antiemanzipatorische Nationale Hüttenverein keine öffentliche Rolle mehr spielen sollten. Auch gegenüber dem wichtigsten Arbeitgeber der Stadt, der Neunkircher Hütte, trat man selbstbewußt auf. So organisierte man gemeinsam mit Hüttendirektor Böhm Notstandsarbeiten in großem Stil, wodurch immerhin mehrere Hundert Personen in der Hütte oder im Wegebau in Lohn und Brot gebracht wurden. Seinen größten Clou landete der Rat aber in der Durchsetzung des Achtstundentags auf dem Neunkircher Eisenwerk, was vor dem Krieg schier undenkbar gewesen wäre.

Der Neunkircher Arbeiter- und Soldatenrat verschwand ebenso schnell, wie er sich konstituiert hatte. Das rasche Ende dieser provisorischen Einrichtung entsprach der Entwicklung im Reich, wo die Räte sich ebenfalls, sieht man von Räteunruhen in mehreren Städten ab, ohne jeglichen Widerstand den neu formierten politischen Gremien unterordneten beziehungsweise sich auflösten. Ansonsten aber begann an der Saar eine Phase der partiellen Sonderentwicklung. Französische Truppen besetzten den Saarindriegürtel, später wurde das Territorium, das dem Industriedistrikt mit den umliegenden Arbeiterinzugsgebieten entsprach, unter Völkerbundverwaltung

gestellt. Repräsentations- und sozialpolitisch blieb dieses neue staatliche Gebilde hinter den durchaus fortschrittlichen Errungenschaften der Weimarer Republik zurück, so hatte der neu gebildete Landesrat als landesweites Parlament lediglich beratende Funktion. Dennoch entwickelte sich der Rat allmählich und über die Jahre hinweg zu einer öffentlichkeitswirksamen Arena politischer Willensbildung.

Der Ottweiler Landrat erklärte am 3. Dezember 1918 das Ende der Räteherrschaft, woraufhin sich das Gremium unter seinem Vorsitzenden Hermann Petri anstandslos auflöste. Diesem jähen Ende des politischen Aufbruchs zum Trotz wurden in den Wochen des Umbruchs entscheidende Weichen gestellt, welche mittel- und langfristig zentrale Entwicklungen vorgaben. Dies soll im nun folgenden dritten und letzten Abschnitt an einem besonders markanten Beispiel demonstriert werden.

III. Der Erste Weltkrieg als Zäsur: das Beispiel der Arbeiterbewegung

Für den Historiker Peter Brandt, um nur ein einziges Beispiel aus einer nicht mehr überschaubaren Forschungsliteratur zu nennen, ist es »fast eine Selbstverständlichkeit geworden, den Ersten Weltkrieg als Beginn eines neuen Zeitalters zu sehen«.⁷ In der Tat ist der einschneidende Charakter dieses in seinen Dimensionen bis dato ungekannten Krieges kaum hoch genug einzuschätzen. Man kann sich dies ganz plastisch anhand politischer und sozialer Bewegungen klarmachen, die im Zuge des Krieges und der sich anschließenden gesamtgesellschaftlichen Verwerfungen emporgespült wurden, um dauerhaft eine bis dahin unbekannte Rolle zu spielen. Was das Saarland und insbesondere Neunkirchen betrifft, scheint das Beispiel der sozialdemokratisch-sozialistischen Arbeiterbewegung besonders geeignet, diesen Umbruch anschaulich darzulegen.

Auf Reichsebene hatte die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung bis zum Vorabend des Weltkriegs einen fulminanten Aufstieg erlebt, zählten doch die Freien (also sozialdemokratischen) Gewerkschaften rund 2,5 Millionen Mitglieder, während die SPD seit 1912 trotz aller Diskriminierungen und Marginalisierungen die stärkste Reichs-

tagsfraktion stellte. An Neunkirchen, das als bedeutende Industriestadt wenigstens in der Theorie ein besonders günstiges Rekrutierungsfeld stellen sollte, ging dieser Aufschwung spurlos vorüber. Gründe hierfür waren vor allem die obrigkeitlichen und vor allem unternehmerischen Repressionen, welche unter der Bezeichnung »System Stumm« zusammengefaßt werden können, die ländlich-agrarische sowie religiöse Verwurzelung der Arbeiterschaft sowie deren gerade auf der Hütte sehr heterogene Zusammensetzung, die einer solidarischen Gemeinschaftsbildung im Wege stand.

Noch 1914 wurden anlässlich des Krieges die ganz wenigen ortsbekannten Sozialdemokraten verhaftet und in Trier interniert. Während der folgenden Jahre operierte das winzige Grüppchen auf privater Basis und im Untergrund, ehe sich die Ortsgruppe im März 1918 offiziell neu gründete. In einer Parteibroschüre aus unserer Zeit ist zu lesen: »Von da an [November 1918] beginnt der organisatorische Aufstieg unserer Bewegung und ihre gewaltige Ausdehnung.«⁸ Tatsächlich entwickelte sich die Parteiarbeit gerade nach Kriegsende dynamisch, so daß man 1919 immerhin schon elf Sitze im Stadtrat erobern konnte. Interessant ist, daß die noch so junge Partei bereits von den gleichen Spaltungstendenzen betroffen war, welche die Sozialdemokratie auch auf Reichsebene in dieser Phase prägten. So hielt auch die lokale USPD 1919 acht Sitze im Stadtrat, bevor sich im weiteren Verlauf der Zwischenkriegszeit auch die KPD in Neunkirchen zu einer beachtlichen politischen Kraft entwickelte. Ende der Zwanziger und Anfang der Dreißigerjahre standen sich Sozialdemokraten und Kommunisten in Neunkirchen unversöhnlich gegenüber, was sich etwa in einer heftigen Polemik in den jeweiligen Parteiorganen niederschlug. Die Maifeiern wurden in dieser Zeit getrennt abgehalten, ehe im Sommer 1934, viel zu spät, im Rahmen einer Einheitsfront ein gemeinsames Vorgehen gegen den heraufziehenden Nationalsozialismus vereinbart wurde.

Die Neunkircher Sozialdemokratie brachte charismatische Persönlichkeiten wie den bereits erwähnten Augenarzt Karl Schneider hervor, der sich in führender Rolle an der Rätebewegung beteiligte. Dort übernahm die noch junge Partei erstmals in Person mehrerer Repräsentanten politische Verantwortung. Im

Rat war auch Hermann Petri vertreten, zugleich Sozialdemokrat, Gewerkschaftsfunktionär und Mitglied in diversen politischen Vorfeldorganisationen innerhalb des sich nun rasch entfaltenden sozialdemokratischen Milieus. Durch seine Mehrfachmitgliedschaft verkörperte Petri den Typus des sozialdemokratischen Multifunktionärs. Überhaupt sind Partei und Gewerkschaft, trotz teilweise durchaus heftiger Kontroversen, kaum getrennt zu denken. Den Durchbruch erlebten die zuvor verfeimten Freien Gewerkschaften in Neunkirchen (wie andernorts auch) im Gefolge des Vaterländischen Hilfsdienstgesetzes 1917, das ihnen endgültig die volle Legalität bescherte. Die Freien Gewerkschaften erfüllten gerade in der krisenhaften Nachkriegszeit wichtige Funktionen in der Versorgung der Bevölkerung sowie in der Wiederherstellung ziviler Geschäftsformen. Die quantitative Entwicklung zeigt unmißverständlich, daß sie zu einem konstitutiven Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens wurden: Der freigewerkschaftliche Deutsche Metallarbeiterverband (DMV) zählte 1921 in Neunkirchen bereits 2968 Mitglieder, zwei Jahre später wurde die Höchstmarke mit 3047 erreicht. In den Folgejahren litt der örtliche DMV allerdings, auch dies entspricht der Entwicklung in Gesamtdeutschland, unter den zirkularen ökonomischen Krisen, besonders unter der ab 1929/30 vehement zum Durchbruch gelangenden Weltwirtschaftskrise. Überdies machte sich die Spaltung der Arbeiterbewegung auch auf gewerkschaftlichem Sektor bemerkbar, konnte die kommunistische Rote Gewerkschaftsopposition doch gerade auf der Hütte einige Arbeiter für sich gewinnen. Alles in allem schlugen sich die Krisen- und Spaltungstendenzen in sinkenden Mitgliederzahlen nieder, 1932 zählte der DMV vor Ort nur noch 630 Anhänger.⁹

Die zuletzt erörterten Krisenerscheinungen sollten nicht über die generelle Entwicklungstendenz hinwegtäuschen. Die sozialdemokratisch-sozialistische Arbeiterbewegung, bestehend aus Parteien, Gewerkschaften und diversen vopolitischen Vereinigungen, war vor 1914 in Neunkirchen praktisch inexistent, um dann aber ab 1917/18 zu einem integrativen Bestandteil des sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Lebens zu werden. Ohne den Krieg und die von ihm bewirkten Konvulsionen wäre dies nur schwer denkbar gewesen. Für die prägende Rolle, welche

SPD und Gewerkschaften bis in unsere Zeit in Neunkirchen wie im gesamten Saarrevier spielen, wurde im Ersten Weltkrieg der Grundstein gelegt. An dieser langfristigen Entwicklung änderte auch die Krise der späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahre nichts, ebenso wenig die nationalsozialistische Diktatur, welche die Arbeiterbewegung nur vorübergehend in den Untergrund oder in die Emigration verbannte, nicht aber vernichten konnte.

- 8 *100 Jahre SPD Neunkirchen*, zusammengestellt von Peter Bierbrauer und Sören Meng, Bexbach 2008, S. 9.
- 9 Zur Entwicklung des DMV in Neunkirchen während der Zwischenkriegszeit sei nochmals verwiesen auf Michael Ebenau, *Freiheit für das Volk*, wo sich auch detaillierte Ausführungen zur Programmatik und Politik der Gewerkschaften finden.

Anmerkungen

- 1 Siehe *Neunkirchen (Saar). Stadt des Eisens und der Kohle*, hrsg. von der Stadtverwaltung Neunkirchen, Neunkirchen 1955, S. 125 f. Alle Zitate ebd.
- 2 Zu den hier angerissenen Themenstellungen vgl. Susanne Nimmesgern, In »eiserner Zeit ...«. Lebensverhältnisse von Frauen und Mädchen im Ersten Weltkrieg, in: *Frauenleben – Frauen leben. Zur Geschichte und Gegenwart weiblicher Lebenswelten im Saarraum (17.–20.) Jahrhundert*, hrsg. von Eva Labouvie, St. Ingbert 1993 (= *Saarland-Bibliothek*, Bd. 6), S. 64–85, bes. S. 74–82; Michael Sander, *Krieg im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Neunkircher Stadtbuch*, hrsg. von Rainer Knauf und Christof Trepesch, Neunkirchen 2005, S. 293–310.
- 3 Über den Vorgang informiert ein Dossier über den Nationalen Hüttenverein Neunkirchen im Neunkircher Stadtarchiv: StA Nk, Best. Akten AI, Nr. 482-1, S. 14.
- 4 Zitiert nach *Saarländische Geschichte*, hrsg. von Eva Labouvie, Bd. 2: *Ein Quellenlesebuch*, Blieskastel 2001 (= *Saarlandbibliothek*, Bd. 15), S. 318. Es handelt sich um das Tagebuch eines Hüttenmeisters namens Rudolf Grenner, eine Quelle von kaum hoch genug einzuschätzendem Wert.
- 5 Zur Novemberrevolution in Neunkirchen vgl. die entsprechenden Passagen in Michael Ebenau, *Freiheit für das Volk. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Neunkirchen 1848–1961*, Ottweiler: Ottweiler Druckerei und Verlag 1990.
- 6 Siehe den Gründungsaufwurf des Neunkircher Arbeiter- und Soldatenrates in: LAS, Abt. Plakate, Nr. 2/440. Alle Zitate ebd.
- 7 Peter Brandt, *Der Erste Weltkrieg und die europäische Arbeiterbewegung*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 47 (1996), S. 225–237, 226.

Krieg und Spiele

Die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf den Fußball im saarländisch-lothringischen Grenzraum

Von Bernd Reichelt und Tobias Fuchs

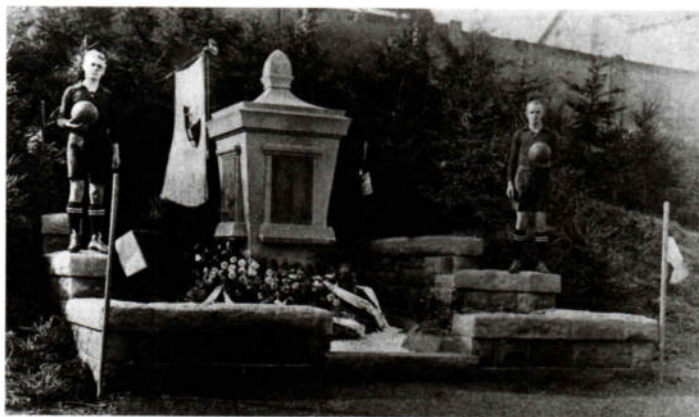
Im Sommer 1914 waren die meisten der bürgerlichen Fußballvereine im saarländisch-lothringischen Grenzraum noch keine zehn Jahre alt. Dennoch waren sie längst keine Pennäler- und Studentenclubs mehr, die sich mit geflickten Lederbällen auf Wiesen und staubigen Marktplätzen austobten. Professionell organisiert im Süddeutschen Fußballverband umfaßte der Saar- und Moselgau zahlreiche Klubs von Metz bis Trier. Vereine wie die Metzger Sportvereinigung, der FV Saarbrücken oder die Borussia aus Neunkirchen zählten mehrere hundert Mitglieder, trugen vor einer stetig wachsenden Zuschauerzahl Spiele gegen große nationale und internationale Gegner aus und unterhielten beste Verbindungen zu den Eliten aus Staat und Wirtschaft. Die »Urkatastrophe«,¹ die ab August 1914 ihren Lauf nahm, bedeutete nicht nur das Ende der sogenannten Alten Welt in all ihren sozialen und mentalen Bezügen, sondern veränderte auch die politische Landschaft im saarländisch-lothringischen Grenzraum radikal. Wie die Fußballvereine unter den Bedingungen dieses Krieges agierten und wie sehr die Kriegserfahrungen die Fußballkultur an Saar und Mosel veränderten, wird im vorliegenden Beitrag beschrieben.

In der historischen Forschung Deutschlands und Frankreichs wird die Bedeutung des Ersten Weltkriegs für den Fußball vorrangig

in der Popularisierung des Fußballs an und hinter der Front gesehen, nicht zuletzt deshalb, weil Fußball als Sportart das Turnen in der militärischen Ausbildung und in der Freizeitgestaltung an der Front endgültig ablöste.² Umstrittener ist, ob oder inwieweit es zu einer Militarisierung und Brutalisierung des Wettkampfbetriebes kam. Während sich für die einen die kriegsbedingte Brutalisierung der Gesellschaft direkt auf das Spielfeld und auf die Ränge übertragen habe, wird dies von anderer Seite verneint.³

Die Fußballvereine im Krieg

Die Beteiligung der Fußballvereine am Fronteinsatz war hoch. So wurden von der Sportvereinigung 06 Saarbrücken bereits in den ersten Kriegstagen 125 der 183 erwachsenen Mitglieder einberufen.⁴ Entsprechend waren auch zahlreiche Tote zu beklagen. So verlor die Sportvereinigung 47 Mitglieder. Der sehr viel kleinere SC Forbach 1910 beklagte vierzehn Tote und bei Borussia Neunkirchen hinterließen insgesamt 67 Weltkriegstote schmerzhaft Lücken. Eine Ausnahme bildete die Reservemannschaft der Borussia, die geschlossen in das Fußartillerie-Regiment Nr. 3 in der Festung Mainz eintrat und ebenso geschlossen und unverseht nach dem Krieg wieder weiter Fußball spielte. Erich Menzel zufolge kehrte sie mit zwei Unteroffizieren, drei Feldwebeln und sechs Offizieren zurück.⁵



»Zwei junge, frische Sportler halten unbeweglich die Wacht«: Einweihung des Kriegerdenkmals auf dem Neunkircher »Borussia-Sportplatz« im August 1925 (Archiv Horst Schwenk, Nr. 58/3)

Arthur Goedicke (mittlere Reihe, 5. v. l.), Spieler von Borussia Neunkirchen, als Soldat bei einer Weihnachtsfeier am 20. Dezember 1916 (Vereinsarchiv Borussia Neunkirchen/Nachlaß A. Goedicke).



Mit dem Kriegsausbruch im August 1914 war – wie überall im Reich – der Spielbetrieb zum Erliegen gekommen. Erst langsam kam er wieder in die Gänge. Angesichts der Rekrutierung vieler Vereinsmitglieder und der Konfiszierung von Spielplätzen war an einen geregelten Spielverkehr zunächst vielerorts nicht zu denken. Wie schwierig es für Vereine wie Borussia Neunkirchen war, einen Neuanfang zu wagen, verdeutlicht der Tätigkeitsbericht Albrecht Menzels: »Es war alles so ein Vegetieren aus sich selbst heraus, denn von Vorstand, Verwaltungsrat, Ausschüsseleitungen usw. war ja niemand mehr da, der mit Tatkraft und Erfahrung hätte organisieren können.«⁶

Neunkirchen besaß vor dem Krieg die erfolgreichste Mannschaft an der Saar. Mehr als die Hälfte der Stammspieler starb während des Kriegsverlaufs.⁷ Einer, der überlebte, obwohl er sich über Jahre im Fronteinsatz befand, war Karl Regitz, nach 1918 einer der bekanntesten Spieler des Saargebiets. Er wurde im Oktober 1912 zum Militärdienst einberufen und nahm bereits in den ersten Kriegstagen an Gefechten in Frankreich teil. Regitz blieb an der Westfront, wo er als Signalist in verschiedenen Formationen unter anderem an den Kämpfen in den Argonnen und der Schlacht um Verdun beteiligt war.⁸

Die Beschlagnahmung der Fußballplätze

Der Bezirk Lothringen und das Saarrevier blieben von direkten Kampfhandlungen so gut wie verschont, da diese hauptsächlich auf französischem Boden stattfanden. Dennoch: die Front war nah, die Realität des Krieges allgegenwärtig. Das kriegswirtschaftlich wichtige Montanrevier an der Saar diente der Westfront als Nachschubbasis, Lothringen war Etappengebiet.⁹ Die Versorgungslage der meist urbanen Bevölkerung war derart schwie-

rig, daß bereits Anfang 1915 in Saarbrücken eine Brotrationierung angeordnet und ein Lebensmittelamt eingerichtet wurde.¹⁰ Beim FV Saarbrücken wurde im Frühjahr 1916 der Spielbetrieb endgültig eingestellt. Dem Verein standen nur noch ältere Mitglieder sowie einige aus dem Krieg zurückgekehrte Invaliden zur Verfügung. Zudem war der Platz von der Stadt gekündigt worden, da er »zur allgemeinen Volksernährung bepflanzt« werden sollte.¹¹ Dennoch wurde das Vereinsleben aufrecht erhalten. Monatlich erhielten die Mitglieder zuhause und an der Front die »Kriegsbenachrichtigungen«, um sie über das Vereinsleben auf dem Laufenden zu halten. Dieses bestand im April 1916 in abendlichen Zusammenkünften in Cafés sowie in kleinen Wanderungen. Ein ähnliche Entwicklung hatte der SC Saar 05 Saarbrücken genommen. Dessen »Saarsportplatz« an der Hellwigstraße war im Mai 1915 von der Militärbehörde beschlagnahmt worden. Wie der FV Saarbrücken wurde der Verein durch regelmäßige Zusammenkünfte der zurückgebliebenen Mitglieder am Leben gehalten. Besonders hart traf es den SV Völklingen 1906, der seinen Sportplatz an der Hohenzollernstraße nur mit der Hilfe von Gönnern und Bürgern hatte errichten können. Erst fehlte es an Spieleinnahmen, dann wurde der Platz beschlagnahmt. Schließlich wandten sich die Banken an die Bürgen, so daß sich der Verein gezwungen sah, vom Bretterzaun bis zum Torgestänge alles zu Geld zu machen, was auf dem Platz zu finden war. Darüber hinaus wurde Völklingen im Laufe des Krieges aus dem Verband ausgeschlossen.¹²

Der Umgang der Behörden mit den Sportplätzen offenbarte auch, daß die saarländischen Vereine sich und den Fußball im städtischen Raum noch nicht etabliert hatten.

Das lag zum einen daran, daß die zu Plätzen umgestalteten Wiesen oder Brachen selten mehr boten als ein Spielfeld mit einer Umzäunung aus Holzbrettern. Somit ließen sich diese Flächen mit wenig Aufwand umnutzen. Zum anderen waren die Plätze fast ausschließlich in privater Initiative entstanden und zählten nicht zur öffentlichen Infrastruktur. Erst in der Zwischenkriegszeit wurde der Sportstättenbau etwa in Saarbrücken als genuin städtebauliche Aufgabe begriffen und Ende der zwanziger Jahre von Walther Kruspke auch im ersten Generalbebauungsplan für die Großstadt berücksichtigt.¹³

Die »Kriegsmeisterschaften« im Saar- und Moselgau

Im Herbst 1916 beschloß der Süddeutsche Fußballverband, mit den »Kriegsmeisterschaften« wieder einen geregelten Spielbetrieb im Saar- und Moselgau aufzunehmen. Dies betraf auch zahlreiche Vereine im Bezirk Lothringen. Stand wie in Saarbrücken kein Platz zur Verfügung, wurde auf Plätze in Nachbarorten ausgewichen.¹⁴ Wegen »Fliegergefahr«

mußten manche Spiele abgebrochen und oft – so die Erinnerungen Erich Menzels – »begleitete die dumpfe Kanonade von der Front die Bumserei auf dem Spielfelde.«¹⁵

Fußballspiele beschränkten sich nicht nur auf den Ligabetrieb. Trotz des Krieges unternahmen manche Vereine weiterhin aufwendige Spielreisen. Dies betraf auch die Metzzer Sportvereinigung, ungeachtet der restriktiven Politik der Militärbehörden im Bezirk Lothringen. Allerdings wurden die Spiele in den Dienst der Kriegsfürsorge gestellt. So reiste deren Mannschaft noch im September 1917 an den Niederrhein zu einem von Fortuna Düsseldorf veranstalteten Turnier, dessen Erlöse Kriegswitwen zugute kommen sollte. Ein Vierteljahr später veranstaltete der Verein aus Metz ein Benefizturnier für die Frontsoldaten, an welchem nicht nur der SC Saar 05, sondern auch weit entfernt beheimatete Vereine aus Leipzig, Bad Dürkheim und Augsburg teilnahmen.¹⁶

Der Neunkircher Arthur Goedicke (weißes Hemd, 4. v.l.) nach einem Spiel zweier Militärmannschaften im September 1918 (Vereinsarchiv Borussia Neunkirchen/Nachlaß A. Goedicke).



Die »Normalisierung« des Spielbetriebs im letzten Kriegsjahr

Auch im fünften Kriegsjahr fanden im saarländisch-lothringischen Grenzraum Fußballspiele statt und es wurden Verbandstage abgehalten. Am 28. Mai 1918 tagte im »Münchener Kindl« in Saarbrücken der Saar- und Moselgau. Begrüßt wurde die stärkere Belegung des Fußballspiels im Gau. Der Vorsitzende Georg Pabst, zugleich Vorstandsmitglied beim SC Saar 05 Saarbrücken, betonte, daß jede sportliche Tätigkeit »im Interesse des Volksganzen und des Vaterlandes« geschehe. Der Fußball, so wurde der zweite Gauvorsitzende Neunhöfer aus Trier zitiert, »habe sich zu einem rein deutschen Sport, frei von aller Ausländerei entwickelt, er strebe hin auf die körperliche und sittliche Ertüchtigung unserer Jugend.«¹⁷ Solche Aussagen dienten zum einen dazu, den Wettspielverkehr vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen und wiederholten zum anderen die stets wiederkehrenden Motive der körperlichen Erziehung für das Vaterland und der Funktion des Vereins als vormilitärische Ausbildungsinstanz. Auch die Vereins- und Verbandstätigkeit sollte in ihrer Zielsetzung »kriegswichtig« sein. Im Herbst 1918 kam es sogar zu einer »Normalisierung« des Wettkampfbetriebs. Als am 6. Oktober 1918 die neu gebildete deutsche Regierung den Vereinigten Staaten ein erstes Waffenstillstandsangebot unterbreitete, wurden im Saar- und Moselgau wie geplant die Verbandsspiele angepfiffen. Waffenstillstand, Revolution und die französische Besetzung des Grenzraums hemmten den Spielbetrieb im November zwar. Ein Gaumeister wurde dennoch ermittelt: Am 9. Dezember 1918 gewann der SC Saar 05 gegen die Spielabteilung des TV Burbach vor 1 000 Zuschauern mit 6:2 Toren und kürte sich damit zum Meister eines Saar- und Moselgaus,¹⁸ den es in dieser Form – soviel war bereits zu diesem Zeitpunkt sicher – nie wieder geben sollte.

Die ungewisse Zukunft des Fußballs im Grenzraum

Bis weit in den Herbst 1918 war eine militärische Niederlage in der Bevölkerung undenkbar, die Siegesgewißheit weiter vorherrschend.¹⁹ Ab 9. November 1918 überschlugen

sich dann die Ereignisse. Von Neunkirchen bis Metz bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte. Als französische Truppen auf den Waffenstillstand vom 11. November mit der Besetzung Elsaß-Lothringens und der linksrheinischen Gebiete antworteten, wurden solche politischen Experimente allerdings obsolet. Ende November 1918 stand Elsaß-Lothringen vor seiner »Retour« nach Frankreich und das Saargebiet vor einer ungewissen Zukunft.

Die Abdankung des sportfreudigen Kaisers, die Novemberrevolution und die Besetzung dürften für die bürgerlichen Fußballvereine ebenso traumatische Erfahrungen gewesen sein wie für die Gesellschaft. Gleichwohl ging man zur Tagesordnung über. Im August 1919 fand in Heilbronn der Verbandstag des Süddeutschen Fußballverbandes statt. Nach einer Gedenkminute für die Toten des Weltkriegs bat der Vorsitzende Lothar Popper die Kriegs-



Vereinsleben in Kriegszeiten: Am 9. Februar 1916 trifft sich der Spielausschuß von Borussia Neunkirchen (Stadtarchiv Neunkirchen, Fotosammlung).

versehrten, dem Fußball als Berater erhalten zu bleiben. Er erbot seine Grüße an die Fußballvereine im besetzten Gebiet und bedauerte zutiefst den »Verlust unserer Sportgenossen in Elsaß-Lothringen.« Auch wenn das Vaterland politisch darniederliege, dürfe man den Kopf nicht hängen lassen. Man wolle mithelfen, »das Morgenrot deutscher Volkskraft und deutscher Körperkultur wieder zu erschauen.«²⁰

Auch im saarländisch-lothringischen Grenzraum wurden weiterhin die Fußballstiefel geschnürt. Und mit der zunehmenden Demobilisierung der heimkehrenden Soldaten sollte es auch im Saargebiet trotz Besetzung und Völkerbundmandats zu einem ungeahnten Aufschwung des Fußballsports kommen. Im

Departement Moselle gestaltete sich die Situation der Fußballvereine schwieriger. Von den französischen Behörden verboten, mußten die sich neu zu gründenden Vereine den neuen politischen Gegebenheiten anpassen. Doch beiderseits der nun existierenden Staatsgrenze sollten die Fußballvereine wiederum ihre pragmatische Anpassungsfähigkeit beweisen können.²¹

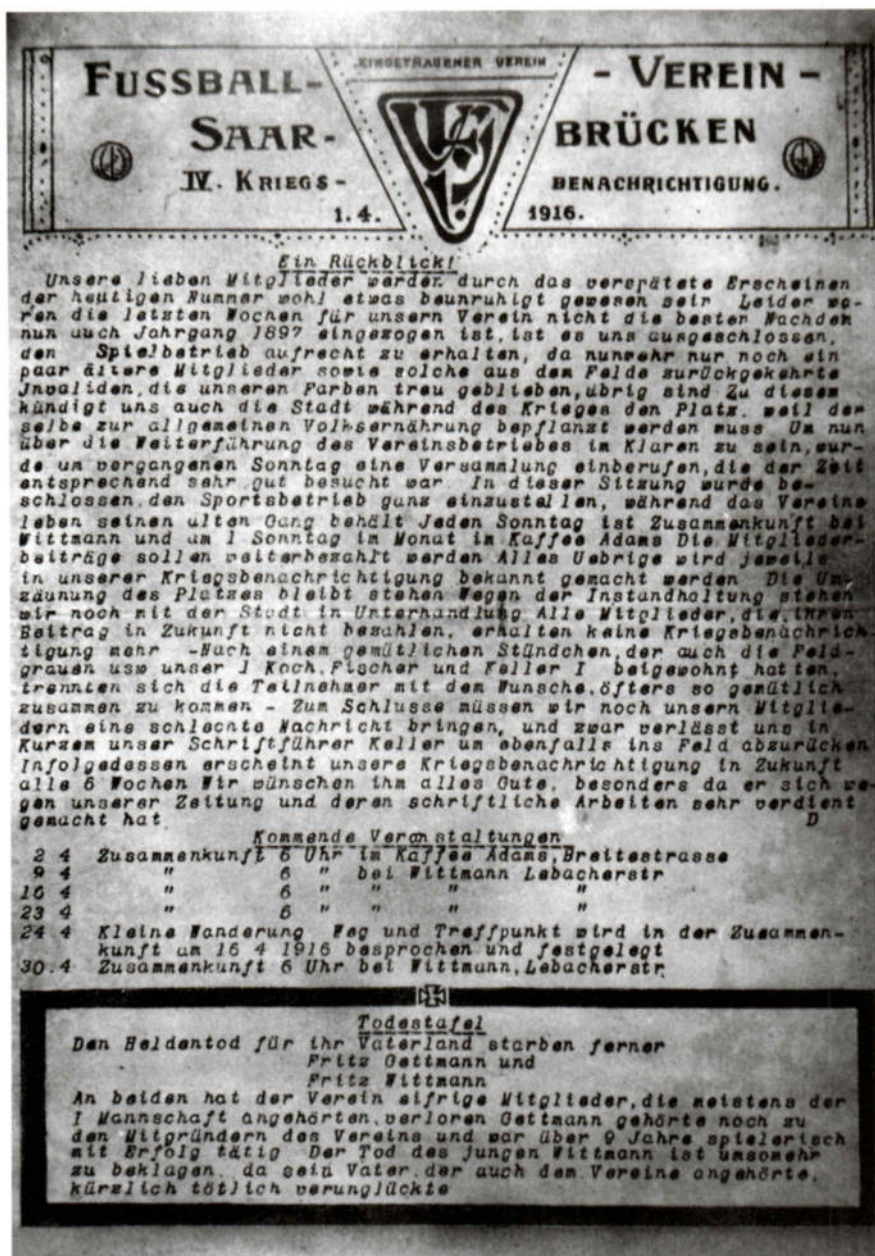
Der FV Saarbrücken informiert seine Mitglieder in regelmäßigen »Kriegsbenachrichtigungen« (50 Jahre 1. FC Saarbrücken).

Totengedenken: Der Weltkrieg und die Memorialkultur im saarländischen Fußball nach 1918

Nach dem Kriegsende entwickelten die bürgerlichen Fußballvereine im Saargebiet auch eine auf das Totengedenken konzentrierte Memorialkultur.²² Sie gedachten ihrer gefallenen Mitglieder durch Kriegerdenkmäler, Rituale und in ihren Festschriften. Die Erinnerung an die Kriegstoten wurde zum integralen Bestandteil des Vereinslebens. Das Totengedenken trug entscheidend zum Narrativ der

Vereinstradition und damit zur Selbstvergewisserung bei. Entwickelt wurden verschiedene Praktiken des Gedenkens, die sowohl persönliche Betroffenheit als auch den Wertekanon des bürgerlichen Sports zum Ausdruck bringen sollten. Nicht anders als die allgemeine Rhetorik des Sports war dessen Wertekanon von militärischen Pathosformeln geprägt. Es zählten Aufopferung und Pflichterfüllung ebenso wie Treue und Kameradschaft – in einem eindeutig nationalen Bezugsrahmen, auch oder gerade während der ersten Jahre der Völkerbundzeit.

Die Memorialkultur der Vereine zielte auf die Gemeinschaft der Lebenden ab, ohne auf die Toten als Individuen näher einzugehen. Betrauert wurden einzelne Mitglieder hauptsächlich als Exponenten verbindlicher Werte.



Daneben existierte noch keine regionale Fachpresse wie etwa in Wien, einer der Hauptstädte des kontinentalen Fußballs, die Sportler als Einzelpersonen hervorhob und ihnen entsprechende Nachrufe widmete.²³

Am 5. Juni 1921 weihte der FV Homburg auf seinem Sportplatz auf dem Schloßberg ein Kriegerdenkmal ein.²⁴ »Der Verein hat Einladung an die ganze Bürgerschaft unserer Stadt ergehen lassen, die ohne Zweifel gerne diesem Ruf folgen wird«, schrieb vorab das *Westricher Tageblatt*.²⁵ Das ganztägige Programm inszenierte Gedenken in verschiedenen Ritualen als kollektive Praxis. Es umfaßte unter anderem einen Gottesdienstbesuch der Mitglieder, musikalische Darbietungen, bei denen alle miteinstimmen konnten, die »Weiherede«²⁶ eines Pfarrers, aber auch drei Fußballspiele, für die drei Mark Eintritt verlangt wurden. Pietätvoll hieß es in der Ankündigung: »Sitzplätze für die Angehörigen der Gefallenen reserviert.«²⁷

In der Zwischenkriegszeit forcierten die nach der Jahrhundertwende gegründeten Vereine ihre Traditionsbildung durch größere Jubiläumsfeiern. Anlässlich der Festivitäten zum 20jährigen Bestehen enthüllte Borussia Neunkirchen im August 1925 auf dem »Borussia-Sportplatz« ebenfalls ein Kriegerdenkmal.²⁸ Der Ehrenvorsitzende Joseph Bohr hielt eine Rede, die in der *Neunkircher Volkszeitung* dokumentiert wurde: »Laßt das große Opfer unserer braven Mitglieder, die ihr Herzblut in treuester Pflichterfüllung, in heißer Liebe zum Vaterland verspritzt haben, nicht umsonst sein. Seid ein einig Volk von Brüdern. Laßt uns verweilen bei unsern teuren Kameraden, die immer unter uns leben werden – die wir nie vergessen werden – nie vergessen dürfen.«²⁹

Borussia Neunkirchen war in diesen Jahren auch der einzige unter den führenden Fußballvereinen des Saargebiets, der in einer Festschrift ausführlich auf den Ersten Weltkrieg einging. Während der FV Saarbrücken³⁰ und der SC Saar 05³¹ die Kriegsjahre in wenigen Zeilen abhandeln ließen, räumte die Borussia der Zeit zwischen 1914 und 1918 immerhin sieben Seiten ein. Dafür veröffentlichten alle drei Vereine in ihren Publikationen eine »Ehrentafel« mit den Namen ihrer gefallenen Mitglieder. Der SC Saar 05 stellte in seiner Festschrift von 1930 auch das Gedenkenritual des Vereins vor: »Alljährlich im Herbst legt der S. C. Saar auf den Gräbern seiner Toten und

Gefallenen in dankbarer Anerkennung ihrer treuen Verdienste schlichte Kränze mit den Vereinsfarben nieder.«³²

Der nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende Boom und die zunehmende Kommerzialisierung des Fußballs avancierten zum Prüfstein für das Narrativ der Vereinstradition. Die Mitgliederzahlen der führenden Fußballvereine im Saargebiet vervielfachten sich. Tausende von Zuschauern kamen zu ihren Sportveranstaltungen. Aus dem Deutschen Reich und der untergegangenen Donaumonarchie wechselten Spitzenspieler in das abgetrennte Industrieviertel, angelockt durch beste Verdienstmöglichkeiten und prädestiniert dazu, ihre Mannschaften als umjubelte Einzelkönner zu überragen. Vor diesem Hintergrund inszenierten sich die Vereine im Totengedenken als über den Sportbetrieb hinausgehende Gemeinschaften. Außerdem ermöglichte die Memorialkultur den noch immer um öffentliche Anerkennung ringenden Organisationen, sich innerhalb der Gesellschaft in Position zu bringen.

Anmerkungen

Der Beitrag nimmt teilweise Bezug auf Bernd Reichelts Dissertation *Fußball im deutsch-französischen Grenzraum Saarland/Moselle 1900–1952. Eine transnationale Geschichte politischer Inszenierung und sportlicher Emanzipation*, Stuttgart: Steiner 2014.

- 1 Der Begriff stammt ursprünglich von George F. Kennan, vgl. Wolfgang J. Mommsen, *Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters*, Frankfurt am Main 2004, S. 8.
- 2 Ausführlich Peter Tauber, *Vom Schützengraben auf den grünen Rasen. Der Erste Weltkrieg und die Entwicklung des Sports in Deutschland*, Münster 2008, S. 422–429.
- 3 Siehe hierzu ausführlich Bernd Reichelt, *Fußball im deutsch-französischen Grenzraum*, S. 193–198.
- 4 Die Quote entsprach derjenigen des Süddeutschen Fußball-Verbandes. 1914/15 waren 70 % der 60 000 Mitglieder eingezogen. Zum Verband im Krieg vgl. Paul Flierl, *Sechzig Jahre Süddeutscher Fußballverband. 1897–1957*, Stuttgart 1957, S. 58–64. Zur Sportvereinigung 06 Saarbrücken siehe *Festschrift 50 Jahre SV Saar 05 Saarbrücken*, Saarbrücken 1955, o. S.
- 5 *Festschrift Union Sportive Forbach 1909–1959*, Forbach 1959, S. 17; *25 Jahre Borussia, Verein für*

- Bewegungsspiele e.V. Festschrift. Neunkirchen-Saar*, Neunkirchen 1930, S. 35–41; Erich Menzel, *Die Geschichte des Fußballsportes im Saargebiet*, in: *Fußball* vom 28. 12. 1920, S. 1505–1506..
- 6 Albrecht Menzel verfaßte für die Zeitschrift *Fußball* im Januar 1917 für seinen Verein einen Tätigkeitsbericht, welcher abgeändert in der Festschrift von 1930 abgedruckt wurde. Siehe Festschrift *25 Jahre Borussia*, S. 35–41, hier S. 35.
 - 7 Siehe den Absatz *Borussias stärkste Aufstellung im letzten Friedensjahr* in der Festschrift *50 Jahre Borussia VfB e.V. Neunkirchen-Saar*, Neunkirchen 1955, S. 26, sowie die Übersicht der Gefallenen bei Jens Kelm, *Die Ehrenmale im Ellenfeld*, in: ders. und Tobias Fuchs, *100 Jahre Ellenfeld-Stadion. Vom »Borussia-Sportplatz« zum Erinnerungsort*, Ottweiler 2012, S. 92f., hier S. 92.
 - 8 Zur Person siehe Tobias Fuchs, *»Bomben« auf dem Sportplatz. Karl Regitz (1895–1960)*, in: ders. und Jens Kelm, *100 Jahre Ellenfeld-Stadion*, S. 36f.
 - 9 Paul Burgard und Ludwig Linsmayer, *Von der Vereinigung der Saarstädte zum Abstimmungskampf (1909–35)*, in: *Geschichte der Stadt Saarbrücken*, hrsg. von Rolf Wittenbrock, Bd. 2, Saarbrücken 1999, S. 131–242, hier S. 137–143; François Roth, *La région transfrontalière Sarre-Lorraine-Luxembourg: Approche historique et géopolitique*, in: *Héritages culturels dans la Grande Région Saar-Lor-Lux-Rhénanie-Palatinat*, hrsg. von Jean-Paul Lehnrs, Luxembourg 1996, S. 135–154, hier S. 141.
 - 10 *Bericht über die Aufgaben der Stadt Saarbrücken infolge des Weltkrieges*, o.J., Stadtarchiv Saarbrücken, G 10.1/1848.
 - 11 Siehe IV. *Kriegsbenachrichtigung des FV Saarbrücken*, 1. 4. 1916, als Faksimile abgedruckt in: *50 Jahre 1. FC Saarbrücken*, Saarbrücken 1953, S. 29.
 - 12 *60 Jahre Sportverein Röchling Völklingen* 06. 1906–1966, Völklingen 1966, S. 33.
 - 13 Tobias Fuchs, *Stadion Kieselbumes – Erstes Länderspiel und der Saarlandpokal*, in: *Das große Buch der deutschen Fußballstadien*, hrsg. von Werner Skrentny, Göttingen 2010, S. 320f., hier S. 320.
 - 14 Die Saarbrücker Spiele mußten auf dem Platz des SV Sulzbach ausgetragen werden, vgl. *Saarbrücker Zeitung*, 8. 3. 1917. Zur Entwicklung des SC Saar im Krieg siehe knapp *50 Jahre SV Saar 05*, o. S.
 - 15 Erich Menzel, *Die Geschichte des Fußballsportes im Saargebiet*, S. 1506.
 - 16 André Isch, *La gloire du football lorrain 1895–1995*, Thionville 1995, S. 29–31.
 - 17 *Saarbrücker Zeitung* vom 28. 5. 1918. Anlässlich des Gautages spielte der SC Saar 05 gegen Trier und gewann vor hunderten Zuschauern mit 6:1 Toren.
 - 18 *Saarbrücker Zeitung* vom 28. 9. und 16. 12. 1918.
 - 19 Über den Sieg als allgemeine Erwartung vgl. Nicolas Beaupré, *Das Trauma des großen Krieges 1918–1932/33*, Darmstadt 2009, S. 19–22.
 - 20 Stenographischer Bericht des 19. Verbandstages, in: *Fußball* vom 3. 9. 1919, S. 368.
 - 21 Weiterführend Bernd Reichelt, *Fußball im deutsch-französischen Grenzraum*, ab S. 147.
 - 22 Einen Überblick zur Erinnerungskultur von Turn- und Sportvereinen bietet Peter Tauber, *Vom Schützengraben auf den grünen Rasen*, Berlin 2008, S. 375ff.
 - 23 Siehe z.B. den Nachruf auf den Leichtathleten und Fußballer Josef Ruzicka: *Josef Ruzicka gestorben*, in: *Sportblatt am Mittag* vom 7. 1. 1919, S. 4.
 - 24 Zum FV Homburg im Ersten Weltkrieg siehe Ralf Pirmann, *Vor 99 Jahren – Der FVH im 1. Weltkrieg*, in: *Fussball-Journal. Offizielles Stadionmagazin des FC 08 Homburg-Saar e.V.*, Nr. 4 vom 7. 9. 2013.
 - 25 *Westricher Tageblatt* vom 4. 6. 1921. Wir danken Ralf Pirmann, der uns diese von ihm recherchierten Quellen zur Denkmalsweihe zugänglich gemacht hat.
 - 26 Ausführlich wiedergegeben im *Westricher Tageblatt* vom 7. 6. 1921.
 - 27 Siehe Anzeige in *Westricher Tageblatt* vom 4. 6. 1921.
 - 28 Jens Kelm, *Die Ehrenmale im Ellenfeld*, S. 92.
 - 29 *Das Fest der Borussen*, in: *Neunkircher Volkszeitung* vom 4. 8. 1925, [Bl. 3].
 - 30 *Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Fußballvereins Saarbrücken e.V. 1903–1928*, hrsg. von Ernst Keller, Saarbrücken 1928, S. 22.
 - 31 Paul Kölling, *Festschrift des SC Saar 05 aus Anlass des 25jährigen Bestehens. 1905/1930*, Saarbrücken 1930, S. 19f.
 - 32 *Festschrift des SC Saar 05 (1930)*, S. 20.

Großvater, warst du ein Held?

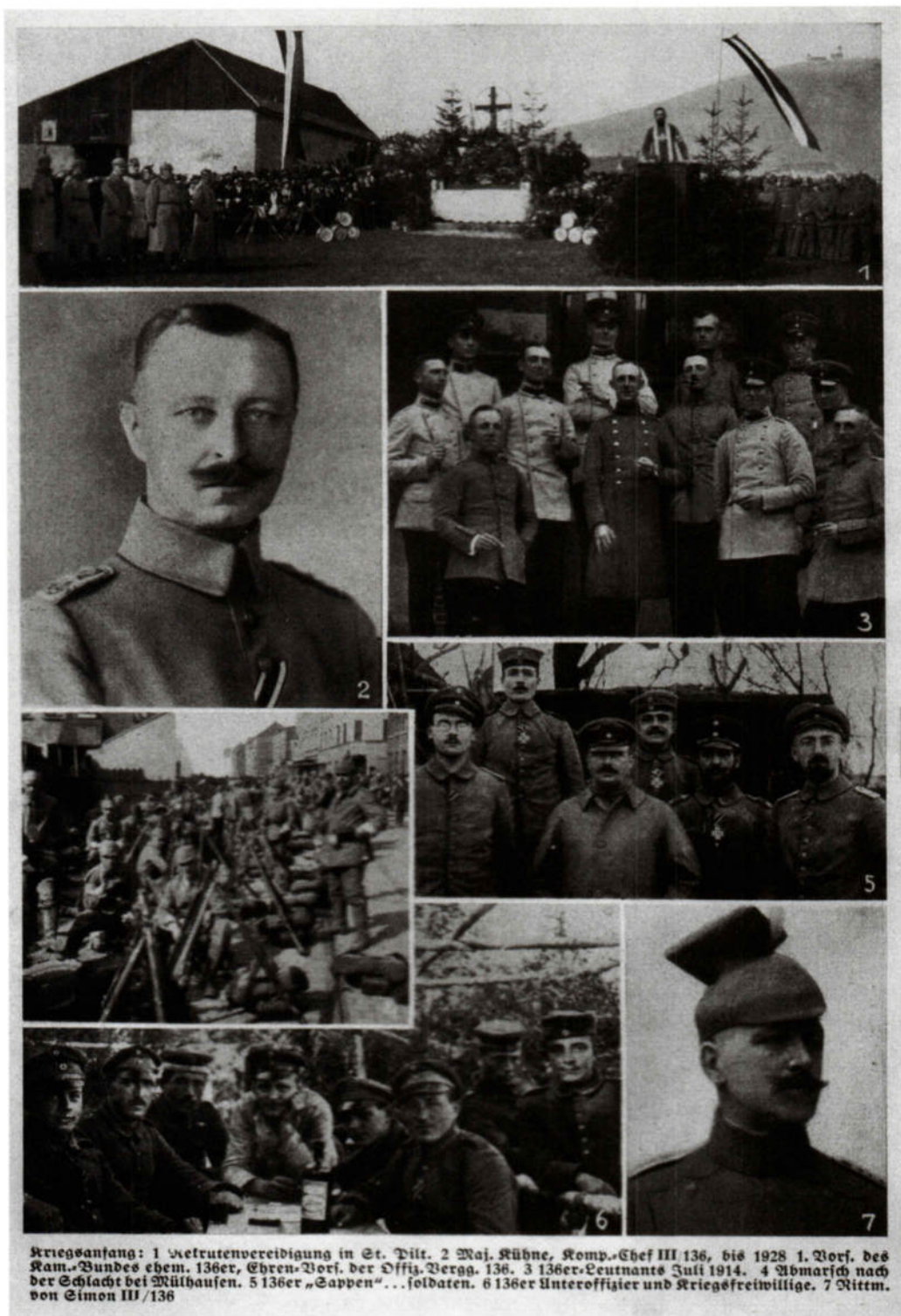
Von Georg Bense

Nur die Toten wissen, ob es sinnvoll ist fürs Vaterland zu sterben.

(Dalton Trumbo)

Der Großvater, an den ich denke, war der Vater meines Vaters. *Man muß ihm Respekt entgegen bringen*, sagte meine Großmutter, die Frau meines Großvaters. *Mehr Respekt als dem Papa?* Ob ja. Ein Großvater ist nicht wie ein Papa. *Dein Großvater ist ein mutiger Mann.* Manche Großväter gelten als Helden. *Großvater warst Du ein Held?* Ich war gerade sieben Jahre alt, als ich ihn für Jahre zum letzten Mal sah. Das war 1945. Im Januar. *Kurz vor Tores Schluß*, sagte meine Mutter. Auf der Straße spielten wir »England verliert den Krieg«. Ich mußte England sein und bekam mehr Schneebälle ab als die anderen. Heldenhaft wehren, zurückwerfen, durfte ich nicht. *Kindereien*, sagte mein Großvater. *Natürlich verliert Deutschland den Krieg.* Als er das sagte, riskierte er sein Leben. Wehrkraftersetzungs. Er mochte Adolf Hitler nicht. Er war und blieb immer ein Soldat des Kaisers. Großväter taten Dinge, die Väter nicht tun. Im Krieg wagten sie ihr Leben. Nannten es Pflicht. Mein Großvater war ein großer Mann. »Ein stattlicher Mann«, sagte meine Mutter. Mein Vater sagte gar nichts. Für ihn existierte sein Vater, mein Großvater, lange Zeit nicht, obwohl der nur ein paar Städte weiter wohnte, zusammen mit seiner Tochter, der Schwester meines Vaters, meiner Tante. Ich war zehn Jahre alt, als wir sie besuchten. Sie erzählte mir, daß ihr Vater, mein Großvater, im Ersten Weltkrieg schwer verwundet wurde. *Hat er deshalb nur ein Auge?* Genau. Ganz recht. *So wie John Silver?* Die Schatzinsel war damals mein Lieblingsbuch. *Dein Großvater war kein Pirat. Er war ein Kämpfer. Er hat für das Vaterland und für den Kaiser gekämpft.* Was ist ein Vaterland? *Das Land, in dem du geboren bist. Das Land, für das du kämpfen mußt.* Ich will nicht kämpfen. *Das Vaterland fragt nicht, ob du willst. Du mußt!* Der preußische Geist saß lange bei meinen Groß-

eltern und der Tante mit am Tisch. Trotzdem, John Silver auf seiner Schatzinsel war und blieb lange Zeit mein Held. Vor allem, weil er im Film genau so hinkte wie mein Großvater. *Hat er ein...* Von einem Holzbein wollte meine Großmutter nichts wissen. *Er hat einen Steckschuß ins Bein gekriegt. Ins Bein? Wo ins Bein?* Ganz oben. *Wo ganz oben?* Ich stellte mir »ganz oben« vor. Nur der Respekt verhinderte mein Grinsen. Als ich später von Kapitän Ahab las, dem *Moby Dick*, der weiße Wal ein Bein abgebissen hatte und der meine Phantasie beflügelte, vergaß ich den Steckschuß ganz oben und wollte mehr über die oft diskutierten Heldentaten meines Großvaters erfahren. Leider konnte ich ihn nicht selber fragen, denn lange Zeit kam er uns nicht besuchen. Alles änderte sich, als ich in die Jahre kam, in denen sich das Militär bei mir meldete. Die Bundeswehr zeigte Interesse an meiner Existenz. Damals, in den Anfängen, gab es nur wenige Möglichkeiten diesem Interesse zu entgehen. Abgesehen vom öden Kasernenleben war auch der Geldmangel frustrierend. Den Dank der Bundesrepublik, der sogenannte Wehrsold, war nicht der Rede wert. Da fiel mir mein Großvater ein. Hauptfeldwebel der kaiserlichen Armee. Berufssoldat. Inzwischen mußte er über sechzig sein. Ich schrieb ihm einen Brief und legte, ich muß gestehen nicht ohne pekuniäre Hintergedanken, ein Foto in Uniform bei. Kurz gesagt, Brief und Foto waren ein voller Erfolg: *Lieber Junge! Hurra, ein Brief von einem Vaterlandsverteidiger und noch dazu mit meinem Namen.* Von diesem Tag an kam mein Großvater uns öfter besuchen. Die Uniform ließ ich in der Kaserne. Mein Vater hieß seinen Vater nicht ausdrücklich willkommen, machte aber gute Miene zum bösen Spiel, das der Rest der Familie durchgesetzt hatte. Die Familie, das waren meine Mutter und drei Geschwister. Mädchen. Teenies. Frauen. Mein Vater war stolz auf seine Töchter und den Haushalt, den mein Großvater Weiberhaushalt nannte. Wenn er kam, brachte er viel Männlichkeit



Kriegsanfang: 1 Vertretervereidigung in St. Pölten. 2 Maj. Kühne, Komp.-Chef III 136, bis 1928 1. Vorf. des Kam.-Bundes ehem. 136er, Ehren-Vorf. der Offiz. Vergg. 136. 3 136er-Leutnants Juli 1914. 4 Abmarsch nach der Schlacht bei Mülhausen. 5 136er „Sappen“... Soldaten. 6 136er Unteroffizier und Kriegsfreiwillige. 7 Rittm. von Simon III/136

mit, die mein Vater nicht ausstehen konnte. Als wir eine Party veranstalteten, wollte mein Vater ihn nicht dabei haben. Der Familienrat überstimmte ihn. Mein Großvater kam. Noch Wochen danach schwärmte meine Mutter vom Offizierswalzer mit dem Großvater. Aufrecht,

kerzengerade hätte er sie geführt, herrlich die Drehungen und fest im Arm. Trotz Steckschuß. Ganz oben. Früher als junger Soldat habe er am liebsten Galopp getanzt. Der Lieblingstanz des Kaisers, bei dem er seiner Frau, meiner Großmutter, einer kleinen Blonden in der Garnison

von Bitche, Lothringen, näher gekommen war. Damals gehörte Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reich. *Im Unteroffizierscasino war der Galopp Pflichttanz, verbunden mit einem dreifachen Hurra auf seine Majestät.* Ein halbes Jahrhundert danach, bei uns in Stuttgart, gab es keine Majestät mehr, keinen Führer und kein Hurra. Ein Probegalopp mit meiner Mutter endete in einem unmilitärischen Gehoppel. Meine Mutter versuchte statt mit den notwendigen, schnellen, leicht gesprungenen Schritten dem Takt der Musik zu folgen, mit langsamen und gezogenen Schritten mit meinem Großvater Schritt zu halten. Das mißlang vollkommen. An solchen Abenden kam die Musik vom Plattenspieler. Schallplatten aus Vinyl. Acht- und siebenzig Umdrehungen. Eine unserer ersten Platten war »der Reigen« von Oskar Strauss, den mein Großvater gerne hörte. Den Film von Max Ophüls hatte er zwei Mal gesehen. Weniger fing er mit der Filmmusik *O Cangaceiro* an. Unmöglich fand er die *Dreigroschenoper* mit der Moritat von Mackie Messer, deren vorletzte Strophe von der Schändung der minderjährigen Witwe handelte. Sie gehörte zu meinen Lieblingsstrophen.

Lieber Junge, laß Du nur noch die Finger von den Mädchen. Merke Dir, Mädchen kosten immer Geld und verderben oft dem jungen unerfahrenen Bur-schen das ganze Leben.

Da war mein Vater ganz anderer Meinung. *Der Alte ist ja von gestern!* Mir wurde klar, in der Familie meines Großvaters waren die Generationen sich nicht grün. Feldweibel bleibt Feldweibel auch wenn der Krieg aus ist und er die Uniform ausziehen musste. Für mich war es sicher gut, daß mein Großvater nicht mein Vater, sondern der Opa war. Ein Wort das ich nicht mochte. Ich fand, daß ein Opa kein Kämpfer sein konnte. Er hätte gut hinter einen Kachelofen gepaßt, den wir zwar nicht hatten, und von früher erzählt. Das tat er am Küchentisch, während mein Vater im Wohnzimmer starr vor sich hin las. Weghörte.

Wir Soldaten aus der wilhelminischen Zeit zehren zeit lebens an die schönen Tage des Soldatenlebens. Ich kann Dir, lieber Junge, nur raten, verseehe Deinen Dienst mit Mühe und Gewissenhaftigkeit, dann wirst Du nach dem Abgang noch lange Jahre davon zehren.

Er hat zeit lebens von seinem Soldatenleben gezehrt. Nicht geschwärmt. *Es war eine Schule des Lebens.* Die hatte hart zu sein. Ihr Grundsatz war Pflichterfüllung. Sein Leben unter diesem Prägestock hat er aufgeschrieben. Festgehalten auf 200 Blatt schlechtem Papier. Vor und Rückseite beschrieben. 421 Seiten. Getippt mit zwei Fingern. Abgeheftet in einem alten Leitz-Ordner. Graue Pappe mit Aufschrift.

Otto Bense. Mein Leben. Erste Zeile *Mannheim Feudenheim* 1. März 1954. Letzte Zeile *Mannheim* 22. März 1955.

Diese Lebensgeschichte hat er mir hinterlassen. Genau wie den Schreibtisch. Ein wichtiges Stück. Eichenholz. Wegen des Gewichtes blieb er, wo er war. Irgendwann verschwand er in einem Keller. Ich begann zu lesen. Begegnete meinem Großvater auf seinem Lebensweg als Soldat des Kaisers. *Kommiskopf*, sagte mein Vater. Viel zu sagen hatten die beiden sich nicht.

Das Leben ist doch wirklich nichts weiter als ein fortgesetzter Kampf ums Dasein. Sagte doch schon vor einigen hundert Jahren ein großer deutscher Dichter: »Schaffen, Streben und Kämpfen, nur das ist das Leben«. So will ich im hohen Alter meinen Lebenskampf für meine Nachkommen festhalten.

Der einzige Nachkomme, der diesen Lebenskampf nachgelesen hat, bin ich. Niemand sonst in der Familie hat sich dafür interessiert. *Kommiskopf*, wiederholte mein Vater, der in Straßburg geboren wurde als sein Vater, mein Großvater, Soldaten stillstehen ließ, die Augen geradeaus befahl und die Kompanie einem Hauptmann angetreten meldete. Tag für Tag. Doch an einem Tag, einem unüblichen Tag, geschah Schreckliches und Furchtbares und alles war anders. Es war ein Tag im August 1914 als Europa zu stolpern begann.

Wir marschieren nicht wie sonst über die Ringstrasse auf dem nächsten Weg zur Manteuffelkaserne sondern quer durch Straßburg. Der Weg geht über Küssgasse, Alter Weinmarkt, Hoher Steg, Meisengasse, Broglieplatz, Theaterbrücke, Kaiserpalast, Kaiser Friedrichstrasse, Vogesenstrasse, Christoph Heerstrasse. Dieser Marsch durch die wunderschöne Stadt mit entrollten Fahnen unter den Klängen der Musik sollte der letzte Marsch unseres Regiments durch die alte deutsche Stadt unserer lieb gewonnen



Garnison sein. Menschen nichts als Menschen auf den Strassen.

Die letzten Sekunden des Friedens waren die ersten des Krieges. Das Ziel war Lothringen.

War Frankreich, England und Rußland. Die deutsche Grenze des annektierten Reichslandes lag vor der Tür. Verließ über die Gipfel der Vogesen. Kleine Orte links und rechts der Kämme wurden Opfer von Strategen. Das 4.

Lothringische Infanterie Regiment No. 136 war unterwegs. Deutschland den Deutschen, dachte man schon damals und sah das Elsaß als einen Teil davon.

Wer als junger Soldat seine militärische Laufbahn in Dieuze begonnen hat, wird sich sicher jenes eigenartigen Gefühls erinnern, das ihn anfangs in dieser kleinen Grenzstadt beschlichen hat, wenn ihm die französischen Laute entgegenschlugen und er sich der Nähe der Grenze bewußt wurde. Hier wurde man durchdrungen von dem Ernst der soldatischen Arbeit. Der Dienst galt ganz dem Vaterlande.

Der Dienst machte meinen Großvater zu einem Helden des Fragwürdigen. Darüber reden konnte man mit ihm nicht. Über seine Heldentaten oder was man dafür hielt, sprach er nicht. Er wußte, daß er in der Familie keinen Tatenruhm erwarten konnte. Die Weltkriegsgeschichte des 4. Lothr. Inf. Regt. No. 136 erwähnt den Feldwebel Bense auf Seite 66 zum ersten Mal.

Um 11 Uhr abends werden dann 5 und 7/136 über die Meurthe bis an den Ausgang nach St. Benoît vorgeschoben. Fw. Bense, 5/136 hat beim Durchsuchen der Häuser mit nur wenigen Mannschaften allein aus einem Haus 24 französische Soldaten herausgeholt; er beweist auch hierbei wiederum seine oft bewährte Umsicht und Kaltblütigkeit.

Vielleicht war er das, was heute ein cooler Typ genannt wird. Der Alte war schon immer ein Schlitzohr, sagte mein Vater. Bauernschlau, fügte meine Mutter hinzu. Der ist immer, überall durchgekommen, setzte mein Vater seine Ansichten über seinen Vater fort, der immerhin mein Großvater war und dessen Heldentum mich stark beschäftigte. Vor allem als ich im Rahmen meines Fernsehberufes später nach Mulhouse, Donon, Raon-l'Etape, Epinal oder Nancy kam, in Orten, an denen er die Kämpfe überlebt hatte, mußte ich an ihn denken.

Seit dem 17.9 hat die Kompanie nichts Ordentliches zu essen bekommen, da die Feldküchen bei dem wahnsinnigen Artl. Feuer nicht herankamen. Der wackere Bense hat es aber fertig gebracht, am 19.9.14 für die ganze Kompanie Schnaps heraufzubringen, der bei der Nässe und Kühle sehr begrüßt wird.

Vierzig Jahre danach. Blättern in der Regimentsgeschichte: Im Galopp ist er durch das Granatfeuer geprescht, heißt es. Zwei Pferde vor einem Versorgungswagen.

Zum ersten Mal gelingt es in dieser Nacht, den beiden vorgeschobenen Kampfgruppen Verpflegung zu zuführen, die wie Fw Bense 5/136 berichtet »mit wahren Heißhunger« verschlungen wird.

Viele Worte, die er benutzt, dienen dem Krieg. Begriffe, die Heldentum hervorheben. Substantive, Verben und Adjektive im Fronteinsatz. Sätze vom Sterben. Seite um Seite. Mal in Form der Gegenwart. Mal in der Vergangenheit, die er nie aus den Augen verlor. *Kämpfe, die viel Blut gekostet haben. Umblättern. Heiß war der Tag und blutig die Schlacht.* Zwei Seiten weiter. *Der Hauptmann war ein echter deutscher Offizier. Absatz. Am Abend war der Franzose zwischen Metz und Vogesen auf ganzer Linie aus Deutschland geworfen. Umblättern. An den Fronten herrscht seliger Weihnachtsfrieden trotzdem stehen wir Gegner uns sprunghbereit gegenüber.* Nächste Seite oben. Der Großvater wird vom Mensch zum Kriegshelden. Einer von vielen. Alte Männer, die damals jung waren, sind später stolz auf sie: Orden. Ehrenzeichen. Medaillen. 16. 5. 1915. *Als Auszeichnung für ihre besonderen Leistungen erhalten als erste Lt. Helmich und Fw. Bense das E.K. 1. Klasse.* Das EK 1 hat er mir nie gezeigt. Auch das EK 2 nicht, das er vorher erhalten hatte. Von den Besonderheiten seiner Leistungen sprach er nicht. *Das ist lange her.* Und die Besonderheiten? *Die Besonderheiten von damals sind keine Besonderheiten von heute.* Es war 1960 als wir miteinander sprachen. Ich war Wehrpflichtiger. Besondere Leistungen als Soldat konnte ich nicht erkennen. Im Buch der Regimentsgeschichte war eine seiner besonderen Leistungen erwähnt. Beschrieben und gewürdigt. Da war mein Großvater wieder zum vorwärtstürmenden Helden geworden.

Die schwarz-weiß-rote Flagge weht am Abend des 17.8.1915 auch auf Fort IV, das genommen wurde durch die unerschrockene Tat de Fw. Bense, der sich stets, seit Kriegsbeginn bis zu den Arraskämpfen, tapferer Draufgänger, als Mann von Führerverantwortlichkeit bewährt hat. Schon im Besitz von E.K. II und E.K. I wurde er zum O.Stellv. ernannt.

Dabei blieb es. Der Krieg ging im November 1918 zu Ende. Die Gräben der Westfront wurden nicht zugeschüttet. Sie blieben was sie waren. Verschlammte Laufgänge. Verschwanden unter Gebüsch. Der zerschossene Wald wuchs nach. Anfang 1919 wurde das Regiment meines Großvaters aufgelöst. O.Stellv. war keine Funktion mehr. Der Regimentsbereich endet an diesem Tag mit einer martialischen Klage. Worte von überzogenem Patriotismus: *Wir kämpften rein mit schimmerblanker Wehre, / Und doch ward uns der Siegespreis verwehrt.* Für »Nie wieder Krieg« war es damals zu früh. Mein Großvater wurde nicht arbeitslos. Er war ein Kriegsversehrter und genoß die Achtung, die ihm entgegengebracht wurde. Bis zum nächsten Krieg. Den brachte er in der Militärverwaltung hinter sich. So genannte Heldentaten hat er keine mehr vollbracht. 1939 wurde das Saargebiet erneut zum Frontgebiet. Die Bewohner wurden evakuiert, abtransportiert. Mein Großvater mußte sich um die Tiere kümmern.

Am 5. Mobtag bekam ich die Weisung, das zurückgebliebene Vieh im Raum von Saarbrücken eintreiben zu lassen. Die NSDAP jagte wohl die Menschen an den Rhein, aber an das wertvolle Vieh hatten sie nicht gedacht.

Verlassene Tiere. Hunde, Katzen, Kühe und Hühner mußten eingesammelt werden. Als ich die Lebensgeschichte meines Großvaters las, lebte ich schon ein paar Jahre in Saarbrücken. Im Grunde bin ich ihm dort noch einmal begegnet. Jahre nach seinem Tod, der kein Heldentod war. Ich denke, es war ihm so recht.

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Unterstützungsfonds für die Saarbrücker Hefte

mit dessen Hilfe wir das Überleben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.



Der Niedergang des Argentinischen Tageblatts

Die traurige Geschichte einer deutschsprachigen Auslandszeitung

Von Mirka Borchardt

In unserer Rubrik »Fenster nach draußen« werfen wir nicht nur einen Blick auf die große Welt und auf Begebenheiten, die von dort das kleine Saarland berühren, wir geben auch unseren Autoren die Gelegenheit, ihre Auslandserlebnisse zu Papier zu bringen. Unsere Redakteurin Mirka Borchardt hat einen längeren Aufenthalt in Südamerika u. a. dazu genutzt, dort mit »investigativem Journalismus« den Sündenfall einer ehemals angesehen liberal-demokratischen deutschsprachigen Zeitung aufzudecken sowie dessen Hintergründe ans Licht zu bringen.

Die Zeiten, da das *Argentinische Tageblatt* jeden Morgen auf dem Schreibtisch des argentinischen Staatspräsidenten lag, sind lange vorbei. Vorbei sind auch die Zeiten, da die deutschsprachige Zeitung aus Buenos Aires von den wichtigsten Unternehmern des Landes gelesen wurde, weil sie in Wirtschaftsfragen als ausgezeichnet galt. Vorbei die Zeiten, da das Blatt in einer großzügigen Villa residierte, über 300 Mitarbeiter beschäftigte und eine eigene Druckerei besaß, die noch drei andere Zeitungen produzierte.

Heute befinden sich die Redaktionsräume in einem unscheinbaren Gebäude in dem von Deutschen geprägten Stadtteil Belgrano. Nichts weist darauf hin, daß hier ein Stück deutschsprachiger Zeitungsgeschichte vor sich hindämmert. Erst wenn man auf sein Klingeln hin vom Kameraauge für passierbar befunden wurde und eintritt, erblickt man im kleinen Flur ein großes Schild mit gotischen Lettern: »Argentinisches Tageblatt«. Das Schild ist wohl zu groß geworden für die kleine Zeitung. Das *Tageblatt* wird bloß aus Nostalgie oder Solidarität noch gelesen, von Lesern, deren Durchschnittsalter mittlerweile bei über 70 Jahren liegen dürfte. Nichts an diesem Gebäude, das eigentlich ein schnödes Wohnhaus ist, nichts an dieser Zeitung würde vermuten lassen, daß einst ein Thomas Mann oder ein Theodor Heuss für das *Argentinische Tageblatt* schrieben,¹ daß ein Albert Einstein und ein Stefan Zweig zum 50. Jubiläum gratulierten,² daß ein Lion Feuchtwanger über das Blatt schrieb:

Ich kenne das »Argentinische Tageblatt« seit langer Zeit, und so oft mir eine Nummer zu Gesicht

*gekommen ist, hab' ich mich gefreut, daß das echte demokratische Deutschland auf diesem fernen Posten einen so tapferen und wirkungsvollen Sprecher hat.*³

Denn das *Tageblatt* war einst strahlende Hoffnung für zehntausende von jüdischen Flüchtlingen und politisch Verfolgten, ein Licht in der düsteren deutschsprachigen Presselandschaft zu Zeiten des sogenannten Dritten Reiches; eine Zeitung, die schon lange vor dem 30. Januar 1933 vor »Adolf, dem Weimaul«⁴ warnte und im März 1933 über das KZ Dachau berichtete, später über die Verfolgung der Juden, die Unterdrückung der Opposition, die Gleichschaltung, die Kriegsvorbereitungen. »Mein Vater«, sagt Roberto Alemann, Herausgeber des *Tageblatts*, »hat in der Zeitung immer geschrieben: »Lasst euch nicht vereinnahmen, lasst euch nicht gleichschalten! Hitler ist der Krieg!« Er sagte voraus, der Krieg würde 1938 kommen. Und daß Deutschland ihn verlieren würde. Um ein Jahr hat er sich geirrt.«⁵

Vom Eingangsflur führen drei Stufen in das Vorzimmer, in dem drei Sekretärinnen arbeiten, die alle nicht natürlich blond, dafür aber echt argentinisch sind und immer gute Laune haben, freundlich grüßen und sich stets nach dem werten Befinden erkunden. Über ihnen arbeiten im ersten Stock die drei deutschen Redakteure – die Zahl drei scheint bei der Zeitung beliebt zu sein – in spürbar ernsterer Atmosphäre. Markus ist verantwortlich für Sport und Verschiedenes, Susanne für Kultur und Verschiedenes und Stefan als Chefredakteur für Politik und Verschiedenes. Susanne kam vor Jahren nach Argentinien, der Liebe wegen, und blieb, ihres Sohnes wegen. Seit einem Jahr

ist sie nebenbei auch als Übersetzerin tätig, das Gehalt des *Tageblatts* reicht nicht mehr.

Stefan kam als Praktikant zur Zeitung und blieb, weil dringend Redakteure gebraucht wurden. Er raucht alle paar halbe Stunden draußen auf dem Balkon eine Selbstgedrehte und sagt, er habe damals den Absprung verpasst. Mit »damals« meint er die Zeit vor der letzten großen Wirtschaftskrise 2001, bei der die große Blase, verursacht von Dollarbindung und massenhaften Privatisierungen, platzte und mehr als die Hälfte der Argentinier unter die Armutsgrenze rutschte. Daß Stefan resigniert ist, muß er nicht erst sagen. »Es geht dem Ende zu«, stellt er nüchtern fest.

Neben den drei Deutschen gibt es noch eine kleine Reihe fester freier Mitarbeiter. Zum Beispiel Helga, die für die Frauenseite verantwortlich ist und in schönstem Belgrano-Deutsch⁶ Tipps für Maniküre und Stricken gibt. Oder Federico, der einst für die Konkurrenz arbeitete, die *Freie Presse*, die 1945 als Nachfolgeblatt der nationalsozialistischen *Deutschen La Plata Zeitung* gegründet worden war. Federico schwärmt ein bißchen für die »Schwarze Front« Otto Strassers, von der er sagt, sie sei die erste Widerstandsorganisation gegen Hitler gewesen.⁷

»Wir haben beschlossen, daß eine Tageszeitung in deutscher Sprache auf Dauer keine Lebensfähigkeit hat«, sagt Roberto Alemann.⁸ Dieser Beschluß erfolgte 1981. Die Zeitung gibt es noch immer. Von den einstigen 300 Mitarbeitern sind knapp zehn übriggeblieben, die beiden ständig wechselnden Praktikanten mitgerechnet. Die Auflage, die einmal bei 40 000 Exemplaren gelegen hat, liegt heute bei 10 000 – offiziell. Den Verlag, der zu Hochzeiten vier Zeitungen auf zwei Druckerpressen herstellte, gibt es nicht mehr, er wurde 1992 geschlossen. Eigentlich führten sie die Zeitung wie eine Stiftung, sagt Juan Alemann, Bruder Robertos und ebenfalls Herausgeber. »Wir machen das aus Tradition, aus Anhänglich-

keit und aus Fürsorge gegenüber unseren Mitarbeitern. Das ist ein Opfer, das wir bringen.«⁹

Es war sein und Robertos Vater, der für die kompromißlose Haltung des *Tageblatts* während der NS-Zeit verantwortlich war. Ernesto F. Alemann übernahm das *Tageblatt* von seinem Vater 1925 und leitete es bis 1982, leitete es gegen alle Widerstände, die der Zeitung seitens der konservativen deutschen Gemeinschaft, später seitens der Perón-Regierung entgegengesetzt wurden, leitete es durch Papierrationierungen, Anzeigenboykotte, Anschläge und Erscheinungsverbote hindurch. Auch wenn die Wirtschaftlichkeit immer eine

Rolle spielte – nicht umsonst schaffte Alemann es, den Verlag trotz aller Widrigkeiten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges stetig zu vergrößern und danach, trotz Leserschwind und Rückgang der Anzeigenkunden, die Zeitung zu halten – so spielte sie doch nicht die übergeordnete Rolle. Im März 1933, als die führenden deutschen Unternehmen in Argentinien schon längst mit ihrem Anzeigenboykott gegen das *Tageblatt* begonnen hatten, konnte man im Leitartikel der Zeitung lesen:

Heute gib es keine Neutralität, keine Gleichgültigkeit, keine Mittelwege mehr. Die

*Zeit fordert von jedem klare Entscheidungen für oder gegen Faschismus, für den Rückfall in die Barbarei, das Hakenkreuz als Symbol kulturfeindlichen Rassenbasses, der größten Schmach dieses Jahrhunderts, für Unterdrückung, blutigen Terror und Ausschaltung des freien Denkens, oder für Menschenrechte und Menschenwürde, frei von Rassenhaß und religiöser Feindschaft, für Pressefreiheit, für Zivilisation und Kultur, für das Recht des Arbeitenden auf Leben und Arbeit.*¹⁰

Mit weniger klaren Worten hätte die Zeitung sicherlich mehr wirtschaftliche Sicherheit genossen. Denn zu diesem Zeitpunkt war die deutsche Gemeinschaft in Argentinien noch eindeutig deutschnational geprägt, eine Großzahl ihrer Mitglieder war nach Ende des Ersten Weltkrieges eingewandert, enttäuscht über die neuen Zustände in ihrem Heimatland, voller



Ernesto F. Alemann, Herausgeber des *Tageblatts* von 1925 bis 1982, hier in den 1930er Jahren



Ausgabe des Tageblatts vom Juli 1938: Schon früh wurde über die Verfolgung der Juden berichtet.

Groll über das »Versailler Diktat« und voller Wehmutsgedanken an das untergegangene Kaiserreich. Das *Tageblatt* aber war glühender Verfechter von Demokratie und Weimarer Republik. Damit machte es sich nicht viele Freunde. Erst in den darauffolgenden Jahren sollte es die neuen Einwanderer, etwa 45 000 Juden und politisch Verfolgte, die während der 1930er kamen, als neuen Leserkreis gewinnen.

Ernesto Alemann als Herausgeber und zeitweiliger Chefredakteur war die prägende Persönlichkeit in der Zeitung. Ein Liberaler, und damit ganz der Tradition der Zeitung verhaftet, im Gegensatz zu den meisten seiner Mitarbeiter, die zwar alle unterschiedliche, doch eindeutig linke Positionen vertraten, von sozialdemokratisch bis kommunistisch. Für Alemann war das nie ein Problem. Er und seine Mitarbeiter nahmen kein Blatt vor den Mund. Als »Schrumpfergermanen« und »Nazioten« wurden die neuen Machthaber in Deutschland bezeichnet, Hitler als »brauner Messias« und »göttlicher Malermeister«, Göring als Morphinist, der SA-Führer Edmund Heines als Mörder, Horst Wessel als Zuhälter.¹¹ Das Verbot des *Argentinischen Tageblatts* auf deutschem Boden im April 1933 wurde als »Auszeichnung« empfunden, die mit »Genugtuung, ja beinahe Dankbarkeit«¹² aufgenommen wurde. Als Ernesto Alemann 1936 sein an der Universität Heidelberg erworbener Dokortitel aberkannt wurde, antwortete er dem Rektor:

Mit demselben Recht teile ich Ihnen mit, daß ich Ihre Kollegen ihres Doktorgrades für verlustig erkläre. Ihnen entziehe ich Ihren erschwundenen Ehrendoktor. [...] Lassen Sie diese Zeilen eines argentinischen Bürgers, der gegen Sie und Ihresgleichen für das wahre Deutschland, für Gesittung, Kultur und Menschlichkeit kämpft, einrahmen. Und beneiden

Sie mich darum, daß ich in einem freien und zivilisierten Land lebe.

Mit dem Ausdruck meines schmerzlichen Bedauerns dafür, daß Deutschland so tief gesunken ist, daß ein Kriech Rektor einer Universität werden konnte, zeichne ich

Dr. E. F. Alemann.

*P.S. Gegen Rückerstattung der von mir seinerzeit bezahlten Examensgebühren in Devisen – nicht etwa in wertloser Hitlermark – bin ich bereit, Ihnen und den übrigen sogenannten Dozenten des unrechtmäßigerweise Universität genannten Nazi-Instituts den Doktorgrad wieder zu verleihen.*¹³

Liberalismus und Demokratie, Menschenrechte und Menschenwürde, Rechtsstaatlichkeit und freie Meinungsäußerung, das waren die Ideale, für die Ernesto Alemann eintrat, mit Verve und Witz und, ja, auch mit Pathos.

Wie traurig, daß eine so bewunderungswürdige Zeitung heute ein so nichtssagendes Dasein fristet, welch herber Abstieg.

Doch tatsächlich geschah der Niedergang schon früher, und schlimmer noch, als man es sich vorzustellen vermag.

Argentinien, 30 Jahre nach Ende des sogenannten Dritten Reiches:

1976 putscht das Militär, enthebt die zweite Frau Juan D. Peróns, Isabel, ihres Amtes als Präsidentin und installiert eine Militärjunta mit General Jorge Rafael Videla an der Spitze. Vorangegangen war eine Zeit fast bürgerkriegsähnlicher Zustände, mit terroristischen links- wie rechtsextremen Gruppierungen, die den Staat von beiden Seiten angriffen, bei gleichzeitiger schwerer Wirtschaftskrise. Der »Proceso de Reorganización Nacional«, wie die Militärs ihr Regime selbst betitelten, der Prozeß der nationalen Reorganisation, sollte

um die 30 000 Menschenleben kosten. Schätzungsweise 500 Kinder wurden den »Subversiven« geraubt und an die Militärs verschachert, die Mütter nach der Entbindung in den Geheimgefängnissen ermordet. »Es müssen so viele Menschen wie nötig in Argentinien sterben, damit das Land wieder sicher ist.«, sagte Videla.¹⁴ General Luciano Benjamín Menéndez wurde noch deutlicher: »Wir werden 50 000 Menschen töten müssen. 25 000 Subversive, 20 000 Sympathisanten und wir werden 5000 Fehler machen.«¹⁵

Und was tat die Herausgeberfamilie des *Argentinischen Tageblatts*, Verfechter von Liberalismus und Demokratie, Menschenrechten und Menschenwürde, Rechtsstaatlichkeit und freier Meinungsäußerung? Sie taten nicht nur nichts. Sie arrangierten sich nicht nur. Sie waren nicht nur Mitläufer. Sie machten mit.

Roberto Alemann, der sich 1933 noch geweigert hatte, seinen Arm zum Nazigruß zu erheben, war zeitweilig (1981-82) Wirtschaftsminister der Militärdiktatur, Juan Alemann von 1976-81 Schatzsekretär, die rechte Hand des Vorgängers seines Bruders. Für sie war die »Militärregierung« notwendig auf Argentinien's Weg zur Demokratie, sagen sie heute. Sie sagen »Regierung«, nicht »Diktatur«. »Die einzige Diktatur, die ich erlebt habe, war die unter Perón. Die Militärregierung war nur formell eine Diktatur. Die Justiz hat funktioniert, die Presse war frei, und die Einwohner wurden nicht belästigt.«, so Juan Alemann.¹⁶ Vielleicht ist ihm die umgehende Enthebung der obersten Gerichtsbarkeit nach dem Putsch 1976 entgangen, ebenso wie die Bücherverbrennungen, die Zensur, das Verschwinden von zehntausenden Oppositionellen, die Folterungen. Wobei letzteres unwahrscheinlich ist, besuchte Juan doch persönlich das größte und berüchtigtste Geheimgefängnis, die ESMA (Escuela de Mecánica de la Armada, die Technischule der Marine). Dort sollte er die Schuldigen eines Anschlags auf ihn identifizieren, bei dem 1979 sein Chauffeur ums Leben gekommen war. Mehrere Zeugen sahen ihn im Folterraum, ein Überlebender der ESMA sagte aus, Alemann sei gekommen, um zu sehen, wie seine vermeintlichen Attentäter gedemütigt wurden. Was dieser bestreitet, er habe nur sehen wollen, wie die Waffe funktioniere, mit

der er angegriffen wurde, so sagte er 2013 im Prozeß um die ESMA aus.¹⁷ Im Übrigen sei die ESMA der einzige Ort gewesen, wo zum Vergnügen gefoltert wurde, in allen anderen Internierungslagern wurde gefoltert, um Informationen zu erhalten, und dann getötet: »Dinge, die in jedem Krieg passieren.«¹⁸ Und die 30 000 Opfer? »Die meisten von ihnen waren Terroristen. Die mußte man bekämpfen und ausmerzen. Die These, daß es ein Kampf gegen Andersdenkende war, stimmt einfach nicht.«¹⁹ Und die geraubten Kinder?

*Es gab ungefähr 200 Frauen, die während der Militärregierung in der Gefangenschaft Kinder gebären. Aber die Mehrzahl der Kinder wurde den Richtern übergeben, während nur in weniger als 30 Fällen die Kinder an die Familien von Militärs verteilt wurden. Diese Kinder waren übriggeblieben, weil diese Guerilleros Kinder bekamen, während sie kämpften. Das war unverantwortlich. Aber ein Raub von Kindern hat nie stattgefunden. Man muß schon hart gesotten sein, um sich um das Kind von Guerilleros zu kümmern.*²⁰

Alle Versuche, den geistigen Niedergang des *Tageblatts* resp. seiner Herausgeber zu erklären, sind unbefriedigend. Sicher, die Familie Alemann war entschieden antiperonistisch, schon allein wegen Peróns mangelnder Distanz zum Faschismus, aber auch wegen seiner



Karikatur von Clement Moreau (Carl Meffert): »Wer Wind sät, wird Sturm ernten«

gewerkschaftsfreundlichen Politik. Ab Mitte der 1950er wurden die Alemanns außerdem zu ausgesprochenen Antikommunisten, wahrscheinlich dem Geist der Zeit folgend. Damit hatten sie mit den Militärs zwei gemeinsame Feinde. Auch die Wirtschaftspolitik unter Isabel Perón mußte den beiden neoliberalen Wirtschaftlern ein dicker Dorn im Auge gewesen sein. Wie viele andere Argentinier auch bejubelten sie den Putsch 1976, weil sie hofften, daß sich das Land endlich stabilisieren würde. Aber das erklärt noch lange nicht diese unverbesserliche Borniertheit. Geschweige denn den Bruch mit allen Idealen, für die ihr Vater einst so konsequent gekämpft hatte.

Allerdings gibt es dann doch eine Erklärung, die das alles nicht mehr ganz so paradox erscheinen läßt: Geld.

Die Gebrüder Alemann spielten eine nicht unerhebliche Rolle in einem der größten Wirtschaftsskandale während der Diktatur. 1977 wurde das Elektrizitätsunternehmen *Compañía Italo-Argentina de Electricidad SA* vom argentinischen Staat aufgekauft. Obwohl der Staat dem Unternehmen seinerzeit nur eine Konzession zur Stromversorgung der Hauptstadt erteilt hatte, die kurz nach dem Kauf ausgelaufen wäre. Nach dem Konzessionsvertrag wäre die Italo ein Jahr später sowieso in Staatsbesitz übergegangen, ohne daß dafür auch nur ein Peso bezahlt worden wäre. Doch der damalige Wirtschaftsminister José Alfredo Martínez de Hoz – vor seinem Amtsantritt übrigens Direktor der Italo – und seine rechte

Hand, Schatzsekretär Juan Alemann, trieben den Handel voran. (Man beachte: Der wirtschaftsliberale Juan Alemann wirkt bei einer Verstaatlichung mit!) Am Ende ging die Italo zum skandalösen Preis von 400 Millionen Dollar über den Ladentisch, bezahlt in Wechseln in Schweizer Franken, ausgestellt von der Schweizer Bankenunion. Diese Schweizer Bankenunion wiederum, die in den Verhandlungen von niemand Geringerem als Roberto Alemann vertreten wurde, war Aktionärin der Italo. Roberto Alemann seinerseits saß auch im Vorstand der Schweizer Motor-Columbus AG, die ebenfalls an der Italo beteiligt war. Am Ende saßen auf beiden Seiten des Ladentisches also dieselben Parteien, der Staat wurde um 400 Millionen Dollar betrogen. Juan und Roberto Alemann dürften bei dieser Transaktion nicht schlecht verdient haben.

Dies alles wäre schon skandalös genug, doch ist damit des Unheils nicht genug. Juan Carlos Casariego de Bel, Direktor des Amtes für ausländische Investitionen, sollte mit seiner Unterschrift dafür bürgen, daß die Italo von ausländischem Kapital finanziert wurde, um den Kauf rechtlich zu ermöglichen. Doch er weigerte sich. Am 15. Juni 1977 kehrte er nach einem Termin mit Mitarbeitern des Wirtschaftsministers nicht nach Hause zurück. Seine Familie sah ihn nie wieder. 2008 wurde Juan Alemann zusammen mit Martínez de Hoz und noch anderen Mitarbeitern angeklagt, im Zusammenhang mit dem Verschwinden von Bel zu stehen. Bis heute ist der Fall nicht aufgeklärt.²¹

Ausgabe des Tageblatts zu Kriegsbeginn 1939

BRITISCHER PASSAGIERDAMPFER MIT 1400 PASSAGIEREN VERSENKT

London, 3. September (H) – Wie das Nachrichtenministerium mitteilt, ist der britische Dampfer "Athenia", auf dem sich 1400 Passagiere befanden, 200 Meilen westlich der Hebriden torpediert worden und gesunken. Die "Athenia", die in der Nähe der Hebriden gesunken ist, war in Glasgow immatrikuliert und gehörte der "Donaldson Atlantic Line". Sie war im Jahre 1923 gebaut worden und hatte 13.581 Tonnen.

Washington, 3. September (AP) – Der Sekretär des Präsidenten Roosevelt, Stephen Early, sagte, dass das Schiff "Athenia" diese Nacht torpediert worden sei. Er setzte hinzu, dass nach offiziellen Nachrichten, das Schiff in der Hauptsache kanadische Passagiere an Bord hatte, doch hätten sich unter ihnen auch einige Nordamerikaner befunden.

FRANCISCO A. AGUIRRE
 Gerente
 YAPIKA KEDUEIDA
 Gerente, D.R.

Argentinisches Tageblatt

Diario alemán independiente y noticioso

U. J. Jahrgang Nr. 18.728

Montag, 4. September 1939

Mahnung in ernster Zeit

Zwei, zweites Male innerhalb eines Monats hat eine deutsche Flotte Europa einen Kampf auf Leben und Tod auf Völkern, die nur den Wunsch hatten, in Frieden zu leben, wie sie auch das deutsche Volk in Frieden ließen, Völkern, die zu dem die Grenzen des Erfindlichen überschreitenden (Opfer und in jedem unbekannten Entgegenkommen bereit waren, haben sich gestern, gestrichelt werden, die Waffen zu ergreifen, um Verteidigung der Freiheit, des Rechts und der Zivilisation. Ihre führenden Staatsmänner haben auch am Samstag, nach dem letzten Angriffen deutscher Flotten auf offene polnische Städte, nach dem Eindringen deutscher Truppen über die polnische Grenze, den Versuch unternommen, den Frieden zu retten und zu verhandeln. Wochenlang haben sie auf die Regierung des Deutschen Reiches abgewartet, um sie durch Verhandlungen zu bringen, die eine klare Frage, die nicht durch Verhandlungen gelöst werden könnte, wenn der Willkür verhandelt ist. Es war unmöglich, Vergleichlich war die Opferung Österreichs und der Tschechoslowakei, verging die Freigabe

WELTKRIEG BEGINNT

SCHROFFE ABLEHNUNG DES ULTIMATUMS ERZWANG GESTERN
ENGLISCH - FRANZOESISCHE KRIEGSERKLÄRUNGEN



Juan (li.) und Roberto Alemann heute

Roberto und Juan Alemann führen das *Tageblatt* seit nunmehr über 30 Jahren. Immer noch kommen sie jeden Morgen in die Redaktion, nun nicht mehr zu Fuß, sondern mit dem Auto. Sie zeigen sich kaum noch in der Öffentlichkeit, seit ihre Rolle während der Diktatur in den Medien so polemisch diskutiert wird. Im *Tageblatt* sind sie die grauen Herren im Hintergrund, fast nie erscheinen sie in den oberen Redaktionsräumen. Nur den Wirtschaftsteil verfassen sie noch selbst, das lassen sie sich nicht nehmen. 2012 erhielt die Zeitung den Medienpreis »Dialog für Deutschland«, der von der Stiftung »Verbundenheit mit den Deutschen im Ausland« und der Internationalen Medienhilfe verliehen wird. Damit wurde das *Tageblatt* für seinen »Beitrag zur Völkerverständigung« geehrt.

Bis heute genießt der Name Alemann in der deutschen Gemeinschaft in Argentinien hohes Ansehen.

Nachwort

2012 habe ich drei Monate lang als Praktikantin für das *Argentinische Tageblatt* gearbeitet. Ich wußte damals zwar von den Heldentaten

des Blattes während des Nationalsozialismus, doch erst im Laufe des Praktikums erfuhr ich von der Beteiligung der Brüder Alemann an der Militärdiktatur. Seitdem hat mich die Frage nach dem Wieso nicht mehr losgelassen. Je weiter ich nachforschte, desto unbegreiflicher schien mir diese offensichtliche Gehirnwäsche, die in der Familie Alemann stattgefunden haben muß. Bis ich dann auf den Fall Italo stieß. Und plötzlich war alles gar nicht mehr so unverständlich. Die Alemanns haben Geschäfte mit den Militärs gemacht und sie haben sicherlich gut daran verdient. Wer weiß, ob sich das *Argentinische Tageblatt* nicht bis heute von den Einnahmen trägt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hannah Vinter, *Fighting Goebbels to helping Galtieri: Argentinisches Tageblatt*, in: *The Argentina Independent* vom 14. 5. 2010, <http://www.argentinaindependent.com/feature/fighting-goebbels-to-helping-galtieri-argentinische-tageblatt/> und Hendrik Groth, *Das Argentinische Tageblatt: Sprachrohr der demokratischen Deutschen*

- und der deutsch-jüdischen Emigration, Hamburg: Lit Verlag, 1996, S. 60.
- 2 Vgl. ebd.
 - 3 Zitiert nach Sebastian Schoepp, *Das »Argentinische Tageblatt« 1933 bis 1945. Ein Forum der antinationalsozialistischen Emigration*, Berlin u.a.: Wissenschaftlicher Verlag Berlin 1996,
 - 4 *Argentinisches Tageblatt* vom 2. April 1925, zitiert nach: Hendrik Groth, *Das Argentinische Tageblatt*, S. 83.
 - 5 Interview d. Verf. mit Roberto Alemann vom 18.4.2014.
 - 6 Belgrano-Deutsch bezeichnet das Deutsch der Nachkommen deutscher Einwanderer, die sich vor allem im Stadtteil Belgrano niedergelassen hatten. Es ist stark von spanischen Ausdrücken geprägt, die eins zu eins ins Deutsche übertragen werden, wie bspw. der Ausdruck für »etwas bemerken«, der auf Belgrano-Deutsch »sich Rechnung geben von« heißt, nach dem spanischen »darse cuenta«.
 - 7 Interview d. Verf. mit Federico Kirbus vom 28.4.2014.
 - 8 Interview d. Verf. mit Roberto Alemann vom 18.4.2014.
 - 9 Siehe Oliver Wegner, *Durchschnittsalter: über 70*, in: *taz* vom 7.1.2006, s. <http://www.taz.de/1/archiv/?dig=2006/01/07/a0002>.
 - 10 *Argentinisches Tageblatt* vom 26.3.1933, zitiert nach Hendrik Groth, *Das Argentinische Tageblatt*, S. 108.
 - 11 Hendrik Groth, *Das Argentinische Tageblatt*, S. 102 und 116f.
 - 12 Ebd., S. 102.
 - 13 Ebd., S. 215.
 - 14 *Deutscher Haftbefehl gegen Argentinien Ex-Diktator*, in: *Die Zeit* vom 22.1.2010, s. <http://www.zeit.de/politik/ausland/2010-01/videla-haftbefehl-militaerjunta-2>.
 - 15 Paul H. Lewis, *Guerrillas and generals: the »Dirty War« in Argentina*, Greenwood Publishing Group, 2002, S. 147.
 - 16 Siehe Oliver Wegner, *Durchschnittsalter: über 70*.
 - 17 *El funcionario que visitó la ESMA*, in: *Página 12* vom 7.2.2013, <http://www.pagina12.com.ar/diario/elpais/1-213405-2013-02-07.html>.
 - 18 Hannab Vinter, *Fighting Goebbels to helping Galtieri*: *Argentinisches Tageblatt*.
 - 19 Zitiert nach Oliver Wegner, *Durchschnittsalter: über 70*.
 - 20 *Pólemica por dichos de Juan Alemann*, in: *La Nación* vom 29.3.2005, siehe: <http://www.lanacion.com.ar/691353-polemica-por-dichos-de-juan-alemann>.
 - 21 Siehe *El ejecutor del plan económico de Videla*, in: *Página 12* vom 26.3.2008, www.pagina12.com.ar/diario/elpais/1-101307-2008-03-26.html, sowie *La historia de un desaparecido español que era funcionario de Martínez de Hoz*, in: *Clarín* vom 2.7.2006, <http://edant.clarin.com/diario/2006/07/02/elpais/p-01601.htm>.

Unaufdringlicher Dialog zwischen den Kulturen

Seiji Kimoto, Vom Baum geschüttelt. Schrecklich heitere Zwiegespräche, hrsg. von Haruka Isabel Kimoto, Conte Verlag, Saarbrücken 2013, 127 Seiten

Im Zuge der Globalisierung haben die Ost-West-Beziehungen in den letzten 50 Jahren einen enormen Aufschwung erlebt, doch der rege Austausch mit Ostasien, vor allem mit China und Japan, findet nicht nur auf der Wirtschaftsebene statt: Vom Kulinarischen bis zum Geistig-Philosophischen, fast jeder Bereich des kulturellen Lebens ist betroffen: Sushi ist in aller Munde, Mangas erhält man in jeder gut sortierten Buchhandlung, und die fernöstliche Weisheit von Zen bis Feng-Shui hat im Westen großen Zuspruch gefunden. Natürlich hat auch das Saarland daran Anteil, z. B. werden hierzulande sowohl die wirtschaftlichen als auch die kulturellen Beziehungen zu Japan von der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Saarbrücken gepflegt. Mit Band 15 der Reihe *Poesie* hat nun der Conte-Verlag einen Beitrag zur Konvergenz west-östlicher Kunst und Kultur im Saarland herausgebracht: Seiji Kimotos »Vom Baum geschüttelt« ist das Werk eines Künstlers, der nach den Worten von Paul Bertemes (*Einführung in die Ausstellung in der Halle 21*, Bexbach 2009) »auf der Suche nach menschlichen Werten zwischen den Weltkulturen« ist. Der von Haruka Isabel Kimoto herausgegebene, sorgfältig editierte Band enthält eine Zusammenstellung von Zeichnungen von »Bonsaimenschen« und »Lebendlingen« wie auch Kalligraphien von ausgewählten klassischen Haikus, von Kimoto im freien Kursivstil mit Tusche ausgeführt.

Seiji Kimoto, der bereits seit Ende der sechziger Jahre im Saarland lebt und arbeitet, wurde 1937 in Osaka geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er sowohl in seiner Heimat als auch an der HBK (damals Werkkunstschule) des Saarlandes. Seine Themen sind die Menschenrechte, die Menschenwürde, der Mensch als geschundene Kreatur. An-

erkennung fand er vor allem für seine Plastiken und Objekte, in denen er mit Materialien wie Holz und Seil Unrecht, Leid und Unterdrückung von Opfern darstellt. Erst später ist er als Zeichner und Kalligraph an die Öffentlichkeit getreten, so als hätte er in einer zweiten Schaffensphase neue Kraft und Inspiration in seinen japanischen Wurzeln geschöpft. Die im Conte-Poesie-Band abgebildeten »Bonsaimenschen«-Zeichnungen sind eng mit den größeren plastischen Arbeiten Kimotos verwandt. In Anlehnung an die japanische Kunst des Ziehens von Miniaturbäumen zeichnet er »Bonsai-Menschen«, die verformt, gestutzt, gebogen und von Seilen festgehalten werden, dabei wie Zwergbäume aus einer Schale zu wachsen scheinen. Ihnen ist dasselbe Schicksal widerfahren wie ihren pflanzlichen Verwandten: Ihre Wurzeln (Füße, Beine) wurden beschnitten, ihre Äste (Arme, Hände) verdrahtet und fest gebunden, ihr Stamm (Rumpf) mit Gewalt in eine bestimmte Form gebracht. Es sind Menschengestalten, deren Glieder und Köpfe, wie bei Bonsais üblich, entgegen ihrem natürlichen Wachstum in einen neuen Zustand gezwungen wurden. Der ästhetische Anspruch der Bonsai-Kunst, durch solche Maßnahmen die Schönheit der Natur in Miniatur auszudrücken, wird durch die Verschiebung von der pflanzlichen zur menschlichen Ordnung völlig umgekehrt: Die Zeichnungen erreichen so eine hohe symbolische Kraft, die betroffen macht, und zum Nachdenken über die Zwänge und Qualen, die den Menschen auferlegt werden, anregt. Bei allem Ernst des Ausdrucks hat der Künstler seine Zeichnungen hintergründig ironisch nach den traditionellen Stilvarianten der Bonsaikunst gestaltet und geordnet: Streng aufrecht, Literatenform, windgepeitscht, mit Steinen etc. Als Kontrast zur Tragikomik der Bonsaizeichnungen

tauchen, eingestreut in den Seiten des Bandes, die kalligraphierten Haikus und Zensprüche auf, graphisch und farblich abgesetzt und mit einer Übersetzung auf der Rückseite versehen. Die elegant und locker geführten Pinselstriche, die teilweise humorvollen Inhalte der Kurzgedichte, sorgen für Abwechslung und Kurzweil beim Durchblättern. Dabei läßt Kimoto der heiteren Seite seiner Phantasie freien Lauf, in dem er den knappen Text mit leichter Hand durch eine Tuschezeichnung ergänzt und kommentiert, ganz in der Tradition der großen Literatenmaler von China und Japan. Wie Fremdkörper dagegen wirken die in der Mitte des Bandes auf nur fünf Seiten unter der Überschrift »Ikimono-Lebendlinge« präsentierte Zeichnungen. Die aus einfachen Linien bestehenden Skizzen weiblicher Akte passen nicht so recht in den Kontext der übrigen Werke und tragen auch nichts Entscheidendes

zum Konzept des Buches bei, *Schrecklich beitere Zwiegespräche*, wie der Untertitel besagt. Allerdings schmälern die wenigen Seiten den Gesamteindruck dieses unkonventionelles Werkes nicht: Tatsächlich liegt der ästhetische Reiz des Bandes in dem Kontrast zwischen den Darstellungen gequälter, verkrüppelter Menschengestalten und den losgelassenen fließenden Pinselstrichen der japanischen Schriftkunst. Hier gelingt es Kimoto, eine Brücke zwischen dem japanischem Kulturerbe und den westlichen Werten von Menschenrechten und Menschenwürde zu schlagen. Es entsteht ein unaufdringlicher Dialog zwischen den Kulturen, zwischen den *schrecklichen* und den *beiteren* Seiten, der sich auch dem nichtkundigen Leser erschließt und ihn dazu anregt, der ausgeklügelten Phantasie des Künstlers zu folgen.

Eva Bense

Niemand bleibt unverletzt

Nino Haratischwili, *Das achte Leben* (für Brilka). Roman, Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2014, 1276 Seiten

Ein Weg, sich einem Buch zu nähern, das die Geschichte eines Jahrhunderts, des zwanzigsten Jahrhunderts, auf mehr als 1200 Seiten erzählt, besteht darin, die formalen Elemente des Buches zu untersuchen: Haratischwilis Werk besteht aus einem kurzen Prolog, der etwas mehr als zwanzig Seiten umfaßt und mit *Prolog oder Die Partitur des Vergessens* überschrieben ist und dazu noch die Jahresangabe 2006 enthält. Daß ein Werk von diesem Umfang mit dem musikalischen Begriff für einen Überblick beginnt, der darauf abzielt, das, was aufgezählt wird, zu vergessen, kann verwirren. Von einem Werk dieser Größenordnung vermutet man kaum, daß es um das Vergessen geht. Am Ende, soviel kann verraten werden, hat der Roman eher ein Füllhorn an historischen Begebenheiten wie Schicksalen der Figuren über den Leser ausgeschüttet als das Thema Vergessen zum Gegenstand gemacht.

Im ganzen Roman sind drei Jahresdaten als Kapitelüberschriften enthalten. Im genannten Prolog und im siebten Buch die Angaben »2006« und »2007«. Der Roman ist in acht Bücher eingeteilt, allesamt mit den Namen von wichtigen Figuren des Buches versehen.

Mit Ausnahme von Buch 3, das den Namen *Kostja* trägt, werden sieben Bücher nach weiblichen Figuren benannt. Auf die Bedeutung der Frauen wird noch am Ende zurückzukommen sein. Buch 8 trägt den Namen von Brilka, die auch im Titel des Buches erscheint. Buch 8 enthält nur eine Seite, auf der nur dies und nichts weiter steht. Die Geschichte geht, so kann man es deuten, offen aus, oder sie geht weiter mit Brilka. Oder sie geht wieder auf den Anfang zurück, denn Brilka wird bereits im Prolog eingeführt. Und im Prolog heißt es, »Eigentlich hat diese Geschichte mehrere Anfänge.« Insgesamt scheint der Roman eher ein Kampf gegen das Vergessen oder vielleicht: das Vergessenwerden.

Innerhalb der Bücher gibt es keine weiteren hervorgehobenen Kapitelunterteilungen. Dennoch läßt die Autorin dem Leser kleine Verschnaufpausen. Sieben der acht Bücher werden mit einem Spruch oder einer Sentenz eingeleitet, das achte, letzte Buch nicht. Dem Prolog sind eine georgische Weisheit (»Es sind die Zeiten, die herrschen, nicht die Könige.«) und eine Widmung vorangestellt. Sentenzen finden sich auch innerhalb der Bücher wieder,

wirken wie kleine Inseln, um dem Leser eine kurze Rast zu ermöglichen.

Das Buch erzählt die Geschichte der Familie Jaschi. Alle acht Figuren, nach denen die Bücher benannt sind, entstammen dieser Familie, sind entweder Geschwister oder stehen als Nachkommen in einer Linie. Der Name der Autorin verrät ihre Herkunft, sie ist Georgierin. Der größte Teil des Buches spielt auch in Georgien und der Sowjetunion, ein nicht geringer Teil aber auch im Westen, insbesondere in London. Weniger bedeutend sind die Städte Prag und Wien. Paris aber wird früh als ein Sehnsuchtsort eingeführt.

Es gibt ein wichtiges Motiv, das sich durch das gesamte Buch hindurchzieht und auch die Handlung beeinflusst: Schokolade. Von ihr nimmt die Erzählung ihren Ausgang, ohne aber zu ihr am Ende ganz konkret wieder zurückzukehren. Schokolade in ihrer besonderen Form als heiße trinkbare Schokolade. »Dieses Rezept, oder besser gesagt: die Heiße Schokolade, die daraus resultierte, sollte ich an dieser Stelle als einer der Hauptfiguren unserer Geschichte einführen, Brilka.« (48)

Niza, nach der Buch 7, also das vorletzte Buch, benannt ist, sagt dies bedeutungsvoll und an ihre Nichte Brilka gerichtet, nachdem sie sich zuvor mit einem genauen Geburtsdatum, dem 8. November 1973, eine beinahe dokumentarische Identität verschafft hat. Sie übernimmt die Rolle der Erzählerin. Die Geschichte der Familie Jaschi wird, so ist es aus den Jahresangaben zu erschließen, zwischen 2006 und 2007, also aus fast heutiger Perspektive, von einer etwas über Dreißigjährigen für ihre nicht anwesende Nichte Brilka wiedergegeben.

Im fünften Buch – *Elene* – kommt Niza nochmals zur Welt. Das Werk ist soweit vorangeschritten, daß ihre Zeugung und Geburt erzählt werden können.

Ich kam an einem regnerischen Novembertag nach genau acht Stunden Wehen am achten Tag des November 1973 in einem Dorferankenhaus zur Welt. Die Wehen setzten ein mitten im Streit zwischen meiner Mutter und ihrem Vater. Und meine Schwester bolte sich, ich erzählte es bereits, an jenem Tag eine Gehirnerschütterung, als sie auf dem Pferd gestürzt vom Pony fiel. (744)

Der Roman ist in eine Rahmenhandlung eingebettet. Die Erzählerin Niza lebt in Hamburg, hat eine Liebesnacht hinter sich gebracht und wird von ihrer Mutter angerufen,

weil ihre Nichte, eben jene Brilka, während eines Ausfluges nach Amsterdam ihre Reisegruppe verlassen hat und sich allein nach Wien auf den Weg gemacht hat. Niza muß Brilka nach Wien hinterher reisen, um sie bei der Polizei abzuholen und nach Georgien zurückzubringen. Innerhalb des einen Jahres, 2006 bis 2007, wird die Geschichte der Familie Jaschi und ihrer Verstrickungen im 20. Jahrhundert erzählt. Im Roman tauchen häufig Formulierungen auf wie »Geschichten wiederholen sich, Brilka« (227), in der die Erzählerin Niza ihrer Nichte Brilka das Geschehen näher bringt, ohne daß diese persönlich anwesend sein kann. Innerhalb des Erzählflusses erfolgen vielfach Rückwendungen, die die Gleichförmigkeit der historischen Abläufe unterbrechen und die Geschichten ineinander verzahnen. Ein klassisches Motiv für ihr Erzählmuster bringt die Erzählerin selbst zur Sprache:

Ein Teppich ist eine Geschichte. In ihr verbergen sich wiederum unzählige andere Geschichten. [...] Das sind alles einzelne Fäden. Der einzelne Faden ist wiederum eine einzelne Geschichte [...]. Du bist ein Faden, ich bin ein Faden, zusammen ergeben wir eine kleine Verzierung, mit vielen anderen Fäden zusammen ergeben wir ein Muster. [...] Dazu kommen Knüpfdichte und Anzahl der Knoten, dazu die verschiedenen Farbstrukturen – all das ergibt dann die Textur. Ich finde das durchaus ein gutes Bild. (30)

Vielfach werden die Geschichten miteinander verwoben. Es gibt Abschnitte von einer bis mehreren Seiten Länge, in denen das, was die Figuren bewegt, was sie tun oder was ihnen widerfährt, erzählt wird. Selten folgen mehrere Abschnitte über ein und dieselbe Figur unmittelbar aufeinander. Meist gibt es Einschübe mit historischen Geschehnissen. Sie werden mit dem individuellen Geschehen auf der Ebene der Figuren verbunden, so daß der Eindruck entsteht, daß sich die Geschichte als historisches Geschehen auch im Leben der Figuren wiederfindet.

General Paulus wurde zum Befehlshaber der kompletten 6. Armee ernannt, die über eine Viertel Million Soldaten und mehrere Panzerbataillone und verbündete Armeeeinheiten verfügte. Am 23. August 1942 erreichten die ersten deutschen Panzer die Wolga nördlich von Stalingrad. Am selben Tag griff die Luftwaffe die Stadt an, die der Generallissimus unter keinen Umständen evakuieren lassen

wollte, dafür war ihm die Stadt, die seinen Namen trug, zu wichtig. (319)

[...] Als sei es Ironie des Schicksals, feierte Simon Jaschis Sohn wenige Tage nach der entscheidenden Schlacht um Stalingrad, in der sein Vater vermutlich sein Leben lassen musste, seinen größten Sieg: Am 18. Januar wurde das gesamte Ufer des Ladogasees von den Roten geräumt und ein elf Meter breiter Korridor und somit eine Verbindung zum Festland geschaffen. (323)

Außer daß das Werk als Epos des Georgischen zwanzigsten Jahrhunderts gelesen werden kann, dargestellt anhand der Erlebnisse und Geschehnisse im Leben der Figuren der Familie Jaschi, lassen sich zahlreiche Motive finden, die handlungsauslösend oder -treibend sind. Eines der bedeutendsten ist die Dominanz der Vaterfiguren. Wesentlich ist auch das Verführer-Verführte-Motiv, das aber meist in einer Umkehrung eingesetzt wird. Eng damit in Zusammenhang stehen die Liebeskonflikte, wie überhaupt dem Sexuellen (Nötigungen, Vergewaltigungen, Abhängigkeiten, erotische Beziehungen) eine hervorragende Bedeutung zukommt. Verrätertum, sowohl konkret als Verrat an Personen, einem Land, aber auch als Verrat an eigenen Werten bzw. Handlungen, prägen weite Teile des Buches. Da man sich räumlich gesehen, meist in Georgien, also im Kaukasischen aufhält, ein geographischer Bereich, in dem Staatlichkeit weniger Wert zukommt als der Familie, dem Familienzusammenhalt oder der Familienehre, treiben derartige Motive die Handlung ebenfalls voran.

Das achte Leben ist kein Roman, der sich allzulange mit dem Innenleben der Figuren aufhält. Meist wird es nur kurz zur Sprache gebracht. Daß die Autorin vom Theater herkommt, merkt man dem Roman an, da vieles sich durch Rede und Gegenrede der Figuren erschließt: Dialoge dominieren, wenn das Historische zurücktritt. Was das Erzählerische angeht, so fällt über weite Teile ein beinahe referierender Ton auf, wenn historische Details vorgestellt werden. Das ist jedoch keineswegs störend, da die Autorin es immer wieder schafft, das historische Element mit den Figuren zu verbinden.

Der Roman Haratischwilis ist ein umfangreiches, ein gewaltiges Werk. Die Figuren sind Teil der übermächtigen Geschichte des 20. Jahrhunderts und versuchen, einen eigenen Weg zu finden. Selten ist es der Weg,

den sie gehen wollen, sondern der, zu dem sie gezwungen werden, weil sie sich einmal, an bestimmten Wegscheiden für eine Haltung, einen Standpunkt, eine Sichtweise entschieden haben. Ihr Leben verläuft aufgrund der äußeren Kräfte, die auf sie einwirken, sehr häufig jedoch entschieden anders. Die männlichen Figuren werden stärker in Reglements gezwungen als die weiblichen. Sie erscheinen auch sehr viel stärker von ihren Rollen geprägt als die weiblichen. Einige erscheinen wenig differenziert, treten auf, weil sie beispielsweise als Liebhaber und Erzeuger eines Kindes benötigt werden, um schnell wieder zu verschwinden. Die Männer werden Genossen oder sind Verräter oder Dissidenten. Was darüber entscheidet sind ihre Anpassungsfähigkeit oder ihre Sehnsüchte und Wünsche.

Die bedeutenderen weiblichen Figuren sind weniger in offizielle Strukturen eingebunden, sie werden jedoch allesamt verletzt, äußerlich und innerlich. Allen Figuren widerfährt offene und verdeckte Gewalt. Sie werden geschlagen oder vergewaltigt, sind von den männlichen Figuren abhängig und werden regelmäßig hintergangen. Dennoch wirken viele der weiblichen Figuren gerade daher stark, sie meistern ihre Verwundungen, leben bis auf wenige Ausnahmen ihr Leben für die Familie weiter.

Nino Haratischwili ist mit ihrem Roman *Das achte Leben* ein kluges, fesselndes, zuweilen bedrückendes, immer wieder beeindruckendes Werk gelungen, das über den Tag hinaus Bestand hat und im Jahr der Städtepartnerschaft Saarbrückens mit Tbilissi nur einen Wunsch kennen kann: gerade in Saarbrücken viele Leser zu finden.

Herbert Temmes

Aleatorische Begegnung

Mohsen Ramazani-Mogghaddam, Ein Hauch Vergangenheit, Selbstverlag Saarbrücken 2014, 111 Seiten

Das Bingert, die Kneipe im Nauwieser Viertel von Saarbrücken, hat es nur einmal geben können. Ich kann erklären, warum.

Wie Georg Simmel gezeigt hat, führt soziale Differenzierung zu einer Homogenisierung der Räume. Diese Nischenbildung gibt es in jeder größeren Stadt. Da finden sich Kneipen für Politaktivisten, für Popfans, für Künstler, für Schwule und Lesben. Ist die Stadt sehr groß, differenzieren sich die Szenen weiter aus. Statt Kneipen für alle Linken gibt es je welche für Antiimperialisten und für Antifaschisten, für Trotzkisten und für Anarchisten usw. Neben den unzähligen Kneipen, in denen gemischter Pop läuft, gibt es dann einige nur mit Casino Soul, nur mit Reggae, nur mit Heavy Metal usw. Die allmähliche Homogenisierung sorgt in besonders großen Städten für unheimliche Erlebnisse. In Berlin betrat ich einen Gastraum, in dem dreißig Hipster saßen, die alle 25 ½ waren, alle die gleichen Klamotten, alle die gleichen Bärte, alle die gleiche Frisur trugen.

Das kann einem in Saarbrücken nicht passieren. Die Stadt ist groß genug, daß es von jeder Sorte etliche Vertreter gibt. Aber sie ist nicht so groß, daß es für jedes Tierchen ein Türchen gäbe. Vermutlich kriegt man selbst in Saarbrücken ein paar Dutzend Leute zusammen, deren hauptsächlicher Lebensinhalt aus Märklin-Modelleisenbahnen besteht. Aber das reicht noch nicht für eine reine Modelleisenbahner-Kneipe. Saarbrücken ist eine Stadt von bereits hoher Differenzierung, und doch ist ein jeder gezwungen, Leute zu treffen, die ganz anders sind als er, ja, die ihm fremd sein müssen. Es tritt hier besonders leicht das ein, was Louis Althusser die »aleatorische Begegnung« genannt hat. Sie konstituiert eine Welt. Und dieser Weltkonstitution läßt sich durchaus ein wenig nachhelfen. Das ist der zweite Grund für die Einzigartigkeit des Bingert: seine kollektive Philosophie.

Das Bingert, so wie wir es gekannt haben, hat sich am 17. Mai 1977 als Kollektiv gegründet. Sich selbst verstanden die Gründer als Vereinigung der Verschiedenen und ihre Kneipe als deren Treffpunkt. Wo in anderen Lokalen (sei es der »Dschungel« oder das »Berghain« in Berlin) Türsteher oder Wirte

und sogar die Gäste mal subtil, mal brachial Ankömmlinge aussiebt – eine Säuberung, die dann gern als aristokratischer Vorzug verkauft worden ist –, kam hier jeder rein und wurde jeder mit derselben Nonchalance bedient. Hier war man nie unter sich. Hier konnte immer alles passieren (auch wenn oft genug gar nichts passierte).

Alle diese außerordentlich günstigen Umstände führten dazu, daß im Bingert Politleute jeder Couleur, Künstler jeder Gattung, Verrückte jeglicher Diagnose, Migranten aller Länder sowie Feministinnen, Professoren und Penner zusammenkamen. Ich habe dort an einem Abend einen schwulen Zuhälter getroffen, der den Marquis de Sade im Original zitierte, einen künstlerisch ambitionierten Punkfan aus Gersweiler und eine biodynamische Kommunardin aus Frankfurt am Main. Solche Begegnungen, die nicht selten Mißverständnisse und Karambolagen mit sich brachten, sahen sich idealtypisch in der Jukebox gespiegelt, die eben nicht mit Popgemisch befüllt war.

Zu den vielen glücklichen Einfällen des Büchleins von Dr. Mohsen Ramazani-Mogghaddam gehört es deshalb, daß Zitate aus der Jukebox des »Bingert« seine Struktur markieren. Es ist eine Struktur der harten, surrealen Schnitte. Da folgt auf Abba die *Marina* von Rocco Granata (ein In-Joke, denn eine freundliche Wirtin hieß Marina), auf Verdis Gefangenenchor *Sheena Is A Punk Rocker* von den Ramones. In der Szenekneipe hätten Abba Protest hervorgerufen, in der Teestube die Ramones. Hier war ein jeder gezwungen, das Zeug des andern zu ertragen. Zu einer Luxusausgabe des Bandes sollte deshalb eine CD mit den Singles der Jukebox gehören, auf der auch das Einheitsfrontlied in der Free-Jazz-Fassung von Peter Brötzmann zu hören sein müßte.

Mohsen Ramazani gehörte fast von Anfang an zum Kollektiv, er kann Geschichten erzählen, die der gewöhnliche Gast nicht kennt. Es sind mitunter traurige Geschichten, ich denke etwa an die von Jupp, dem »Mann mit dem Chapeau, den fettigen langen Haaren und der dunklen Brille« (12).

Wenn mich unter den Betreiberinnen und Betreibern des Bingert der Dichter Chris Schrauff am meisten fasziniert hat, so war mir Jupp der liebste. Er erinnerte mich an den Drummer der Mothers of Invention, der zu sagen pflegte: »I'm Jimmy Carl Black, I'm the Indian of the group.« Jupp war ein wenig der Indianer der Gruppe, bodenständig, stoisch, weise. Aus einer Laune heraus hatten, es mag 1980 gewesen sein, ein Freund und ich uns in einen grotesken Fummel geworfen: Rüschenkleid und Schwesternhäubchen, Sack und Fahrradschlauch. Durch Saarbrücken laufend, wurden wir scheel angesehen. Auf Abweichungen vom Dresscode reagierten die Alteingesessenen aggressiv. Dann betraten wir den Bingert, Jupp lächelte uns an und sagte: »Na, ihr beiden Hübschen, was darf's sein?«, und wir waren zu Hause.

Jupp war ein Wirt, der sich selbst bewirtet hat. »Wenn er einen Gast fragte, ob er noch ein Bier wolle, und dieser antwortete, daß er noch etwas in seinem Glas habe, trank er dieses Bier einfach aus und meinte: ›Jetzt ist dein Glas leer. Willst du ein neues?‹« (13) Wohl hat mir irgendwer gesagt, daß dieser liebenswerte Kerl gestorben sei, aber wie einsam und fast tragikomisch er in der an Silvester 2001/02 geschlossenen Kneipe ausgehaucht hat, lese ich bei Ramazani, und auch davon, daß dem Verstorbenen mit dem Erlös einer Versteigerung der offenen Deckel eines Künstlers, der mit »Böll, Beuys und Baggerkeks« warb, ein Grabstein angeschafft worden ist (52).

Bestünde das mit Vignetten von Stefan »Ede« Grenner hübsch gestaltete Bändchen ausschließlich aus solchen Anekdoten, wäre es eines für die Saarbrücker im inneren oder äußeren Exil. Da es aber auch eine kleine Soziologie der Begegnungen ist, ist es ein Buch für die ganze Welt.

Eine besonders komische Begegnung erzählt es von zwei Punks. Der ältere weist den jüngeren in die Technik des Bettelns ein. Als die beiden gehen, ruft ihnen ein Migrant, der ihrem Gespräch zugehört hat, nach: »Scheiße, in Deutschland braucht man wohl für alles eine Ausbildung, sogar für die Bettelei!« (41)

Der soziologische Ansatz erklärt nebenbei, weshalb der Autor von sich in der dritten Person und ganz allgemein mehr von Typen als von konkreten Personen schreibt; Jupp ist der »Mann mit dem Chapeau«, Schrauff der

»Mann mit dem Parka«, andere sind anonyme »Spezialisten«, Kartenspieler, Revolutionäre, auch Kranke und sogar Todkranke. Eine besonders eindringliche Passage handelt von den im »Bingert« einkehrenden Iranern, die sich wiederum aus völlig unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Gruppen zusammensetzten. In der Kneipe trafen sich Geschäftsleute, unpolitische Studenten, aber auch Linke aus dem Iran und wohl auch Abgesandte des Geheimdienstes. Nach der Revolution 1978 remigrierten einige, »um in ihrer Heimat politisch endlich etwas zu bewegen« (88). Zwei, die in Saarbrücken Biologie und Medizin studiert hatten, gehörten zu diesen Rückkehrern und wurden von den »Revolutionswächtern« hingerichtet.

Die Begegnungen, von denen Ramazani berichtet, ereigneten sich also in einem einigermaßen geschützten Raum, in einer Sonderzone, die von der tödlichen Wirklichkeit abgerückt war. Die Begegnungen waren deshalb entschärft, fast virtualisiert. Es verhielt sich ein wenig so wie im *Decamerone*; draußen tobt die Pest, drinnen dürfen wir überleben und vom Leben erzählen – unter der Voraussetzung, daß wir währenddessen nicht wirklich leben oder sterben.

Von einem hageren, traurigen Mann heißt es, daß er alle Migranten für Italiener hielt und alle mit »Giovanni« ansprach. »Eines Tages, als er wieder einmal die Kneipe besuchte, meinte er: ›Giovanni, was haben wir verbrochen, dass unser Leben nur aus Trostlosigkeit, Einsamkeit und Krankheit besteht?‹ Giovanni antwortete: ›Wenn wir früh sterben, bleiben uns viele Beleidigungen und Erniedrigungen erspart.« Darauf der Fremde: »Meine einzige Freude ist, daß ich ein paar schöne Tage aus meiner Vergangenheit in Erinnerung behalten konnte. Wenn ich daran denke, spüre ich manchmal einen Hauch von Wärme in mir.« (92 f.)

Diese Wärme geben die Erinnerungen von Mohsen Ramazani, gerade weil sie nichts idyllisieren, sondern alles so schön schrecklich zeichnen, wie es war; schön schrecklich und voller längst annullierter Hoffnungen.

Stefan Ripplinger

Krieg und Nachkrieg in Merzig

Hans-Jürgen Greif, *La colère du faucon*, Verlag L'instant même, Québec 2013.

Der verheerende Bombenangriff auf Saarbrücken am 13. Januar 1945, auf den Tag genau 10 Jahre nach dem saarländischen Votum für die Rückkehr zu Hitlerdeutschland, die Trümmer, in denen Tod, Leid und Zerstörung allgegenwärtig sind, und die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre an der Saar – vor diesem Hintergrund spielt der Roman Hans-Jürgen Greifs. Besonders bemerkenswert ist, daß dieser Roman keineswegs im Saarland, sondern im fernen Kanada in französischer Sprache veröffentlicht wurde.

Denn der gebürtige Völklinger Hans-Jürgen Greif lebt seit über 40 Jahren im kanadischen Québec, wo er an der Université Laval, einer Partneruniversität der Saar-Uni, als Professor für französische und deutsche Literatur wirkte. »La colère du faucon« ist der achte Roman des Schriftstellers, der in französischer Sprache schreibt und in seiner Wahlheimat bereits einige literarische Erfolge erzielt hat und durch dessen 2013 erschienenes Buch die saarländische Geschichte wohl erstmalig in die frankophone Literatur Nordamerikas Eingang findet.

Der Protagonist des Romans ist der im Krieg geborene Falk Bachmann, der auf dem Saarbrücker Rotenbühl mit Mutter und Bruder Zeuge der Bomben wird, die im Januar 1945 auf die Stadt fallen. Falks meist abwesender Vater Gabriel Bachmann verfolgt mit großem Ehrgeiz eine zweifelhafte Karriere als SS-Offizier im besetzten Paris und sein Sohn wird bereits bei der ersten Begegnung mit ihm im Jahr 1944 Zeuge der Brutalität dieses »Menschenfressers« (»l'ogre«), der ihm geradewegs einem grausamen Märchen entsprungen zu sein scheint. Nach Kriegsende und Entnazifizierung kehrt der Vater zurück und ist darum bestrebt, seine Karriere auch unter den neuen Bedingungen der Hoffmann-Jahre an der Saar fortzusetzen. Er bemüht sich um den beruflichen Aufstieg im öffentlichen Dienst des jungen Landes; sein beruflicher Erfolg kontrastiert jedoch mit dem Schweigen über die Nazizeit und der unnachgiebigen Grausamkeit, mit der er seine Familie tyrannisiert. Besonders Falk, dessen unbeschwerte Kindheit mit der Rückkehr Gabriel Bachmanns ein brüskes Ende findet, wird Opfer der brutalen Erziehungsmethoden, da er

diesem »soi-disant père«, seinem angeblichen Vater, überhaupt nicht ähnlich ist und daher den Haß des Familienoberhaupts mit psychologischen wie körperlichen Züchtigungen um so mehr auf sich zieht. Diese unerbittliche väterliche Härte und Strenge im Elternhaus spiegelt sich auch im deutschen Gymnasium mit seinen Erziehungsidealen wider, dem sich jedoch Falk – im Gegensatz zu seinem Bruder, der in der Folge alles Französische ablehnen wird – durch seine Aufnahme im Lycée français entziehen kann. Diese andere Welt findet Falk auch in der Familie seiner Mutter wieder, die er nach ihrem frühen Tod schmerzlich vermißt. Insbesondere sein Großvater Arno verkörpert ein »anderes Deutschland«, das von Weltoffenheit, Humanismus und Liberalität geprägt ist, und wird zum wichtigsten Vertrauten Falks, der diese Werte auch im Laufe seines weiteren Werdegangs als bekannter Arzt in Frankreich leben wird, wie der letzte, rascher erzählte Teil des Buches zeigt.

Der Leser begleitet Falk Bachmann auf einer komplexen Identitätssuche zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen dem bedrückenden Schweigen der Kriegsgeneration und der Suche nach neuen Wegen. Der Schriftsteller Greif entfaltet so eine Familienchronik, in der die Zerrissenheit auf der Verliererseite nach dem Zweiten Weltkrieg, geprägt von Gewalt und Entbehrungen, deutlich zu Tage tritt. »Der Zorn des Falken« – oder auch »Falks Zorn« –, so die wortwörtliche deutsche Übersetzung des sprechenden Titels, richtet sich also gegen den brutalen, schweigenden Nazi-Vater und steht für den Wunsch nach Rache für die Mißhandlungen und die Sehnsucht nach einem Befreiungsschlag zum Ausbruch aus dem inneren Gefängnis. Am Beispiel der Familie Bachmann zeigt der kanadische Autor so auf, wie sich die kollektive Geschichte im Kleinen, der Familiengeschichte, niederschlägt.

Hans-Jürgen Greif wurde 1941 geboren und ist daher mit dem Saarland der Nachkriegszeit gut vertraut. Dementsprechend sind seine Schilderungen auch nah am Alltag der Figuren und der Stadt. Der in den Ruinen allgegenwärtige Hunger und Tod werden plastisch erzählt, ebenso die beklemmende Atmosphäre in der vom gewalttätigen Kar-

rieristenvater dominierten Familie. Der Verdacht liegt nahe, daß es sich bei dem Buch um ein autobiographisches Werk handelt, insbesondere wenn man in Betracht zieht, daß Faucon/Falke/Falk semantisch auch auf den Nachnamen des Schriftstellers Greif verweist. Der Autor spielt in der Tat geschickt mit der Möglichkeit der Nähe zur eigenen Geschichte. So zeigt beispielsweise das Titelbild das Foto eines blondgelockten Kindes, das aus dem Familienalbum des Schriftstellers stammen könnte; Greif weist jedoch einen direkten Bezug zur eigenen Biographie und Familiengeschichte von sich, auch wenn der Roman maßgeblich von Erzählungen und Erfahrungen aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren geprägt sei.

Greif legt mit *La colère du faucon* einen sehr interessanten und lesenswerten Roman mit

viel Saarbrücker Lokalkolorit vor, der dem Leser sowohl den zeitgeschichtlichen Hintergrund – insbesondere für die Hoffmann-Jahre gelingt ihm ein eindrückliches Zeitporträt – als auch die traumatischen Folgen von Nationalsozialismus und Krieg innerhalb einer Familie lebendig vor Augen führt. Auch in Kanada stieß das Buch bei Kritik wie Publikum auf Interesse und wurde im Frühjahr 2014 auf der internationalen Buchmesse Québecs preisgekrönt – anscheinend schätzten die Leser dort besonders die deutsch-saarländische Perspektive des Buchs, das die Nachkriegszeit von der Verliererseite, vom zerstörten Deutschland aus betrachtet, für das Frankreich einen kulturellen Fluchtpunkt darstellen konnte.

Christoph Vatter

Wiedergeburt und Herausforderung

Fabian Trinkaus, Arbeiterexistenzen und Arbeiterbewegung in den Hüttenstädten Neunkirchen/Saar und Düdelingen/Luxemburg (1880–1935/40), Kommission für Saarländische Landesgeschichte, Saarbrücken 2014

Fachleute feiern dieses Buch jetzt schon zu Recht als einen Meilenstein in der Geschichtsschreibung des Saarlandes; es könnte zu einem ähnlichen Wendepunkt avancieren wie die Werke der Hudemann-Schule von Heinen, Hüser, Hahn, denen die interessierte Öffentlichkeit die nüchtern-sachliche Sichtweise auf die Rolle Frankreichs an der Saar nach 1945 verdankt. Die Feststellung »Wiedergeburt« leitet sich ab aus einer an sich traurigen Tatsache. Erstmals seit den epochalen, vor über zwanzig Jahren von Mallmann/Paul vorgelegten Studien zu Widerstand und Verfolgung an der Saar, liegt nun wieder eine sehr fundierte Studie vor zum Themenkomplex Arbeiterleben und Arbeiterbewegung. Über zwei Jahrzehnte war die Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegung mausetot, abgesehen von einigen kleinen Heften, Broschüren, Katalogen von so unentwegten Historikern wie Rudi Strumm, Joachim Heinz oder Hans Joachim Kühn im Umfeld der Stiftung Demokratie Saarland. Für die Fachwelt, so weit sie sich immer noch an der Geschichte der Arbeiterbewegung abarbeitet, besteht die Herausforderung in den Ergebnissen des Werkes, welche

bisherige, von Mallmann/Paul vorgegebene Interpretationen obsolet werden lassen. Von einer gleichsam politischen Herausforderung soll am Ende die Rede sein.

Fabian Trinkaus unterteilt seine Dissertation in drei 150, 200 und 180 Seiten lange Abschnitte. Der erste Teil befaßt sich in notwendiger Ausführlichkeit mit wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen bzw. Voraussetzungen, hier zuerst allgemein Industrialisierung in den Regionen, Ausformungen der Hüttenbetriebe in beiden Städten und die von diesen beiden Phänomen abhängigen Verstädterungen. Bemerkenswert sind die Ausführungen zu den Wanderungsbewegungen: Wer arbeitet auf der Hütte, woher kommt er? Sehr umfassend gelingen dem Autor die Antworten, weil er sich auf zwei bisher wenig oder gar nicht beachtete Quellenbestände stützen kann: Die aufgrund ihrer zu großen Umfangs stichprobenhaft ausgewerteten *Neunkircher Fremdenbücher* 1861–1911, und die *ARBED-Stammbücher* aus Dudelange. Dankenswerterweise betont der junge Forscher gleich mehrmals den enormen Quellenwert der »Fremdenbücher« für

Studien weit über seine eigene Fragestellung hinaus. Es wäre wünschenswert, wenn in Zukunft zum Beispiel Examenskandidaten an der Universität diesen wichtigen Hinweis aufnehmen und unseren Kenntnisstand dazu vertiefen. Sehr anregend – das hat vielleicht mit einer persönlichen Forschungsvorliebe des Rezensenten zu tun – sind die Ausführungen zu den Ursachen und Auswirkungen der Zuwanderung italienischer Arbeiter nach Dudelange. Sie fungieren nicht, wie zeitgenössische Gewerkschafter erklären, als Lohndrücker: Dagegen spricht ihr abweichendes, »wildes« Streikverhalten.

Im zweiten, für die Gesamtdarstellung wichtigsten Teil, vertieft Trinkaus die schon in seiner Migrations-Forschung angedeutete Tendenz zu heterogenen, in sich hochdifferenzierten Belegschaften. Die fortgeschrittenen Technologien, beispielsweise Walzanlagen, führen zu einer starken Arbeitsteilung und damit zu einer gewollten Binnen-Hierarchisierung unter den Arbeitern. Diese wird künstlich verstärkt durch eine ausgeklügelte Klassifizierung wie »1. Abstecher«, »2. Abstecher«, so daß für gleiche Arbeit kein gleicher Lohn gezahlt werden muß, woraufhin die Arbeiter kein Solidarverhalten untereinander entwickeln, sondern ein aufstiegsorientiertes Konkurrenzdenken gegeneinander: kleine Karrieren statt Klassenkampf! In beiden Städten verstärken dominante Unternehmer-Persönlichkeiten dieses Verhalten, indem sie bei der Verteilung innerbetrieblicher »Sozialleistungen«, z.B. Wohnungen, den kleinen Kern der Stammarbeiter bevorzugen. Zu dieser Art der sozialen Befriedung gesellt sich eine rigorose Repressions- und Entmündigungspolitik. Trotzdem zeigen Arbeiter den von Alf Lüdtke beschriebenen »Eigen-Sinn«: Kein offen widerständiges Verhalten im Streik, in der Gewerkschaft, aber ungefährliche Trotzreaktionen, Rückzug ins Private u. v. ä. m.

Aus alledem kann - das ist der Beginn des dritten Kapitels - nicht einmal ansatzweise etwas wie »Klassenbewußtsein« entstehen: Bevor die Hüttenarbeiter sich massenhaft gewerkschaftlich organisieren engagieren sie sich eher arbeitergruppen-spezifisch anderweitig – wenn überhaupt. Der Krieg bringt seit 1916/17 von außen einen tiefen Einschnitt, insofern sich Gewerkschaften reichsweit zeitweise als Krisenmanager bewähren und vorübergehend erfolgreich versuchen, die Ent-

ladung des hoch-komplexen Erwartungs- und Konfliktstaus 1918/19 zu moderieren und zu kanalisieren. Nachdem bis dahin etliche Gemeinsamkeiten zwischen Neunkirchen und Dudelange vorherrschen, treten nun einige Abweichungen hervor. Die Rolle der Arbeiterparteien in Neunkirchen gegenüber den Gewerkschaften ist stärker als in Dudelange, wo sich eher die eigentlichen Betriebsvertretungen durchsetzen. In Neunkirchen verläuft die Spaltung der Arbeiterbewegung radikaler, in Dudelange bleiben die Kommunisten ziemlich schwach. Dort bleibt das politische Klima trotz des großen Streiks von 1921 insgesamt entspannter.

Namentlich aus den Befunden des zweiten Teils zieht Trinkaus weitreichende Folgerungen. Gerade mit Blick auf die saarländischen Bergarbeiter und ihrer großen Streik-Zeit 1889 bis 1893 kommt der zu dem Ergebnis, daß sich die politische Abstinenz der Hüttenarbeiter weniger als bisher mit regionalspezifischen Besonderheiten, z. B. dörflichen Strukturen oder Herkunftsorten erklären läßt als mit branchentypischen Ursachen, insbesondere der starken soziologischen Aufgliederung der Belegschaften. Zugespitzt kritisiert Trinkaus die bisherige Landesgeschichtsschreibung, sich zu oft »einseitig regionalgeschichtlicher Erklärungsmuster« zu bedienen. »Dabei bewegten sich die beiden Untersuchungsorte in allen genannten Punkten in einem allgemeinen und überregional gültigen Branchenkontext.« (581)

Zu der diesem Befund innewohnenden politischen Herausforderung äußert sich der Autor nicht – das ist auch nicht seine Aufgabe. Folgerichtig verschont er die Leser erfreulicherweise mit den üblichen Floskeln zur Identität im inzwischen ausufernden und gestaltlos werdenden Saar-Lor-Lux-Raum mit seinen wallonisch-pfälzischen Appendizes. Und selbst wenn bei Trinkaus der grenzübergreifende Ansatz erhalten bleibt, dürfte dennoch ein wichtiger Teilaspekt von »saarländischer Identität« in Frage gestellt sein. Etliche sozialdemokratische Landes- und Kommunalpolitiker, Bevollmächtigte der IG Metall, freigestellte Betriebsräte lebten bislang in der von inzwischen veralteten Veröffentlichungen genährten Annahme, das Saarland ginge seit Beginn der Industrialisierung eine Art »sozialistischen Sonderweg«. Bewußt zugespitzt formuliert: »Saarabien«,

dieser extrem paternalistische Kapitalismus, ist keine regionale Besonderheit, sondern eine branchenspezifische Erscheinung. Selbstverständlich fußt sozialdemokratische und gewerkschaftliche Identität – was auch immer darunter zu verstehen sein mag – an der Saar berechtigterweise auf landesgeschichtlichen Besonderheiten, vor allem dem Abstimmungskampf von 1934/35, gleichwohl könnte das vorliegende Buch den Anstoß geben, das historisch-politische Bewußtsein demnächst noch differenzierter zu entfalten und somit insbesondere die anhaltende Selbstverständnis-Debatte innerhalb der IG Metall zu beflügeln.

Winfried Busemann

Autorinnen und Autoren

Eva Bense, geb. 1951 in Frankreich, Muttersprache französisch, lebt seit 1973 im Saarland. Nach Studium der Kunstgeschichte und Japanologie Tätigkeit als Produzentin und Redakteurin für ZDF und SR.

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Mirka Borchardt, geb. 1987 in Gütersloh, Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften, Veröffentlichungen in der *Saarbrücker Zeitung*, *FAS*, *Jungle World*.

Julian Bernstein, geb. 1981 in Saarbrücken, Studium der Geschichte, der Interkulturellen Kommunikation und der franz. Literatur, M. A., als freier Journalist u. a. tätig für SR2, *Jungle World*, *Jüdische Allgemeine*, *Woxx*.

Dirk Bubel, geb. 1955, Studium der Soziologie und Sozialpsychologie, wechselnde Tätigkeiten im In- und Ausland als Autor, Journalist und Kleinbauer, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften- und Verlagsprojekten, seit 1989 Projektberater bei der Arbeit und Kultur Saarland GmbH.

Winfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Tobias Fuchs, geb. 1981, studierte Neuere Deutsche Philologie, Kunstgeschichte und Philosophie in Berlin. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der LMU München, forscht derzeit am Lehrstuhl für Komparatistik der FAU Erlangen-Nürnberg. Gründer und Vorstand des Ellenfeld e. V., der sich der saarländischen Fußballgeschichte widmet. Jüngste Publikation: *Kleines Land, großer Fußball – Das Saarland in der Bundesliga*, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in Neunkirchen und Berlin.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen

Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Ulrich Herb, Diplom-Soziologe, Promovend in Informationswissenschaft. Seit 2001 aktiv in der Open-Access- und Open-Knowledge-Szene. Angestellter der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek, freiberuflicher Journalist und Wissenschaftsberater, universitärer Lehrbeauftragter.

David Lemm, geb. 1979, M.A., lebt und arbeitet in Saarbrücken.

Bernd Reichelt, geb. 1978 in Riedlingen. Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften in Saarbrücken (Dipl.-Kulturwissenschaftler). Seit 2011 Mitarbeiter im Forschungsbereich Geschichte und Ethik der Medizin im ZfP Südwürttemberg in Zwielfalten. Dissertation *Fußballsport im dt.-frz. Grenzraum Saarland/Moselle, 1900–1952* an der Universität Kassel. Veröffentlichungen und Vorträge u. a. zur Geschichte des Sports.

Josef Reindl, freier Sozialforscher. Lebt in Saarbrücken.

Stefan Ripplinger, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Von ihm erschienen zuletzt der Essay *Mary Pickfords Locken*, Berlin 2014, und seine Übersetzung von Jacques Decours *Philisterburg*, Berlin 2014.

Schlomo Rülff, geb. 1896, verst. 1976, deutscher Rabbiner und Schriftsteller, der von 1929 bis 1935 die Saarbrücker jüdische Gemeinde leitete, 1935 Emigration nach Palästina.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik; MBA Gesundheitsökonomie; Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e. V.

Fabian Trinkaus, geb. 1980 in Homburg/Saar, Studium der Geschichtswissenschaft und Germanistik an der Universität des Saarlandes, Abschluß 2009. Seit November 2009 Promotion im Fach Geschichte an der Universität des Saarlandes und der Universität Luxemburg zum Thema *Arbeiterexistenzen und Arbeiterbewegung in der Eisen- und Stablinindustrie*.

Christoph Vatter, Prof.Dr., geb. 1974, Studium der Romanistik, Interkulturellen Kommunikation und Deutsch als Fremdsprache in Saarbrücken und Québec (Kanada); deutsch-französische Promotion über Film und kollektives Gedächtnis 2008. Seit 2010 Juniorprofessor für interkulturelle Kommunikation an der Universität des Saarlandes. Mitglied des deutsch-kanadischen Graduiertenkollegs Diversity: Mediating Difference in Transcultural Spaces (Saarbrücken/Trier/Montréal) und der Arbeitsstelle für interkulturelle Québec-Studien.

Myriam Weidmann, geb. 1988 in St. Ingbert, Studium der Germanistik und Geschichte (Bachelor-Abschluß 2012) sowie Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften (Diplom-Abschluß 2014) an der Universität des Saarlandes, von 2013 bis 2014 Leiterin des PR-Büros der Fachrichtung Mechatronik an der UdS, seit 2015 Geschäftsführerin der Fakultät 7 an der UdS.

